

John Scott

JENSEITS DES URAL

Die Kraftquellen der Sowjetunion

Ein Amerikaner arbeitet im Overall fünf Jahre in Sibirien. Er berichtet, wie die gigantische Stahlstadt Magnitogorsk entsteht. Er enthüllt das Geheimnis der russischen Schlagkraft.

BERMANN-FISCHER VERLAG - STOCKHOLM

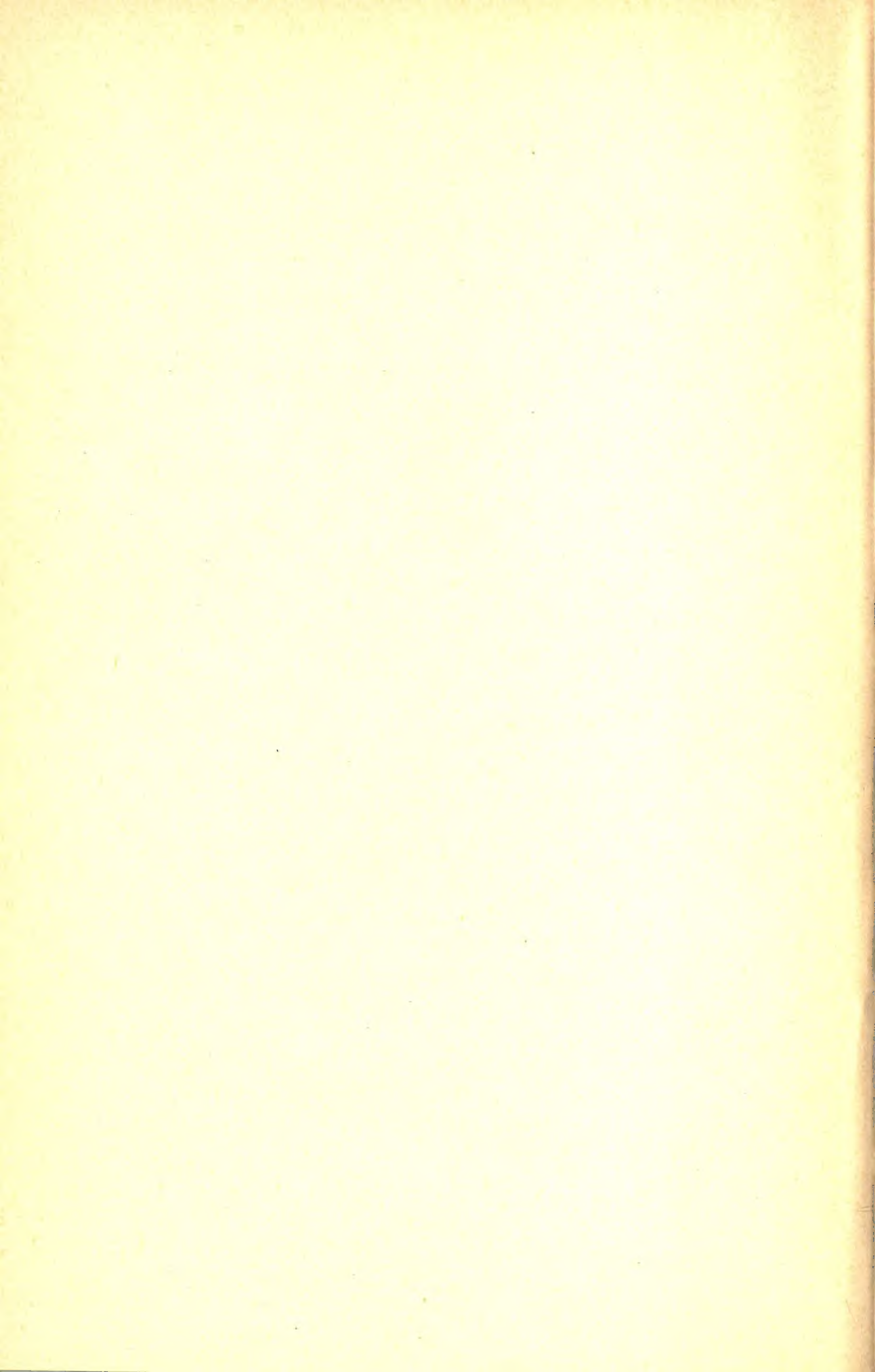
John Scott, Journalist, Life u.a. (1955). -

JENSEITS DES URAL

Aus unmittelbarstem Erleben, als einfacher Arbeiter selbst in die gigantische Aufbauarbeit eingesetzt, berichtet ein amerikanischer Journalist von den übermenschlichen Anstrengungen der Sowjetunion, ihre Riesenarmeen zu bewaffnen, ihnen die rätselhafte Stärke zu geben, aus der sich ihre unfaßbaren Leistungen erklären.

John Scott schildert in lebhaften Farben die von dramatischer Spannung geladene Atmosphäre dieser an Entbehrungen und auch an aufopfernder Hingabe der russischen Arbeiter reichen Gründungsjahre. Magnitogorsk! Die phantastische Stahlstadt wächst vor unseren Augen aus der sibirischen Steppe heraus. Dieses Buch gibt die Lösung des Rätsels: Woher nimmt Rußland seine unbegreifliche Stärke?

BERMANN-FISCHER
VERLAG - STOCKHOLM




B·F
V

BÜCHER ZUR WELTPOLITIK

John Scott

JENSEITS DES URAL

1944

BERMANN-FISCHER VERLAG
STOCKHOLM

John Scott

JENSEITS DES URAL

Die Kraftquellen der Sowjetunion

1944

BERMANN-FISCHER VERLAG
STOCKHOLM

Titel der Originalausgabe:
«BEHIND THE URAL» (1942)

Berechtigte Übertragung aus dem Amerikanischen
Printed in Switzerland
Druck: Zollikofer & Co., Buchdruckerei, St.Gallen

VORWORT

Stalins Kraftquelle, das Uralgebiet, wurde während des Krieges zu einem Faktor von ausschlaggebender Bedeutung. Trotz großer territorialer Verluste blieben die Roten Armeen intakt und kämpften hart und erfolgreich. Ihr Kriegsmaterial und ihre Munition erhielten sie hauptsächlich von den eigenen sowjetrussischen Fabriken.

Das Zentrum der russischen Schwerindustrie in der Ukraine war während des Krieges verlorengegangen und zerstört worden. Stalin hatte jedoch während der letzten fünfzehn Jahre unter ungeheuren Opfern eine neue industrielle Basis im Ural erbaut, von der die Roten Armeen mit Tanks, Kanonen, Reserveteilen und Munition versorgt wurden.

Das Industriegebiet im Ural bedeckt eine Fläche von ungefähr eintausendzweihundertfünfzig Quadratkilometern und liegt beinahe genau in der Mitte des größten Landes der Welt. Die Natur hat dieses Gebiet beschenkt mit Eisen, Kohle, Kupfer, Aluminium, Blei, Asbest, Mangan, Pottasche, Gold, Silber, Platin, Zink und Öl. Mehr als zweihundert neue Industrieanlagen wurden in diesem Gebiet während der dreißiger Jahre gegründet und in Betrieb genommen. Zwar waren die Kosten phantastisch, aber dieses neue Industriegebiet ist jetzt die stärkste Garantie für Rußlands Sicherheit.

Fünf Jahre habe ich im Uralgebiet gearbeitet und bei der Erbauung der Stadt Magnitogorsk geholfen. In diesem Buch habe ich eine einfache und objektive Beschreibung dieser Baujahre und des Kampfes um Eisen

und Stahl zu geben versucht. Ich habe erzählt, wie Magnitogorsk und andere ähnliche Städte erbaut wurden, wieviel sie gekostet haben, wer die Anlagen bezahlte, was sie erzeugen können, wie die Menschen dort lebten, wie sie arbeiteten und wie sie ihre freie Zeit verbrachten.

Ich versuchte, die große Waffenschmiede im Ural zu beschreiben, die dieses Volk allen Schwierigkeiten zum Trotz erbaute und mit geschulten Arbeitskräften versah. Uns allen ist sie zur Festung geworden, zum stärksten Bollwerk der Welt gegen Hitlers Angriff.

John Scott.

BLUT, SCHWEISS UND TRÄNEN

I

Als ich im Jahre 1931 die Universität von Wisconsin verließ, mußte ich entdecken, daß ich mich in einem Amerika befand, das in schwere Bedrängnis geraten war, in einem Amerika, das wenig Möglichkeit für jugendliche Energie und Enthusiasmus bot.

Die gewöhnliche Wanderlust ergriff mich. Die Vereinigten Staaten erschienen mir nicht groß genug. Ich beschloß, irgendwo anders hinzugehen. Ich war bereits dreimal in Europa gewesen. Jetzt dachte ich an größere Ausflüge. Pläne für einen Motorradabstecher nach Alaska und von dort weiter im selbstgemachten Segelboot nach Sibirien und China wurden zunichte. Woher sollte ich das Geld für die Verwirklichung dieser Pläne nehmen und was hatte ich überhaupt in China zu tun? Ich sah mich also nach Arbeit in New York um, aber es gab keine. Irgend etwas schien mit Amerika nicht in Ordnung zu sein. Nun begann ich allerhand über die Sowjetunion zu lesen und kam allmählich zu dem Schlußsatz, daß die Bolschewiken die Antwort auf wenigstens einige der Fragen gefunden hatten, die man sich in Amerika vergebens stellte. Ich beschloß also, nach Rußland zu fahren, um zu arbeiten, zu studieren und mit

Hand anzulegen beim Aufbau eines Staatswesens, das wenigstens einen Schritt vor dem amerikanischen voraus zu sein schien.

Dem klugen Rate meines Vaters folgend, lernte ich ein Handwerk, ehe ich nach Rußland fuhr. Ich bekam eine Anstellung als Schweißerlehrling auf den Anlagen der General Electric in Schenectady. Einige Monate später erhielt ich mein Befähigungszeugnis als Schweißer. Dieses sowie Empfehlungen vom Metallarbeiterverband, dessen aktives Mitglied ich war, und von persönlichen Freunden nahm ich mit auf die Fahrt nach Berlin, wo ich mich um das Einreisevisum nach der Sowjetunion bewarb.

Ungefähr fünf Wochen verbrachte ich bei Freunden im Vorort Wedding, besuchte kommunistische Demonstrationen und war bei zahlreichen politischen Versammlungen verschiedener Parteien zugegen. Damals sah es schlecht aus in Deutschland. Es war empörend, daß Tausende tüchtiger Männer mit ihren Familien in Laubenkolonien wohnen mußten, während Häuserblock neben Häuserblock, wo sie vorher gewohnt hatten, leer stand. So etwas konnte in der Sowjetunion, dessen war ich gewiß, nicht geschehen.

Allmählich glückte es der Mühle des Sowjetkonsulats, mein Visum herauszumahlen, und ich setzte mich in den Zug nach Moskau. Zehn Tage lang lief ich dort von einer Sowjetorganisation zur anderen, um Arbeit zu finden. Das Schweißungsbüro wollte mir gern Arbeit geben. Es brauchte Schweißer auf vielen Stellen. Man konnte mich jedoch nicht anstellen, ehe das Paßamt mir die Erlaubnis erteilt hatte, mich als Arbeiter in der Sowjetunion aufzuhalten. Dieses aber durfte eine solche Ge-

nehmigung nur an Leute mit Arbeit erteilen. Keine von beiden Stellen wollte etwas Schriftliches von sich geben.

Schließlich aber ordnete sich alles, und ich trat eine viertägige Eisenbahnfahrt nach einem Ort an, Magnitogorsk genannt, an den Ostabhängen des Uralgebirges gelegen.

Ich war sehr glücklich. In der Sowjetunion gab es keine Arbeitslosigkeit. Die Bolschewiken hatten offenbar Ordnung im Haushalt und schufen Arbeitsmöglichkeiten für junge Männer und Frauen. Auch hatten sie sich von der Fetischverehrung des materiellen Besitzes befreit, die, wie meine guten Eltern mich gelehrt hatten, eines der grundlegenden Übel der amerikanischen Zivilisation war. Allerdings entging es mir nicht, daß die meisten Russen nur schwarzes Brot aßen, daß sie ihre Kleider bis zur vollständigen Abnutzung trugen, daß sie alte Zeitungen zu Brief- und Notizpapier, als Zigarettenpapier und Briefumschläge und für alles mögliche andere verwandten.

Am Aufbau dieses Gemeinwesens wollte ich teilnehmen. Ich wollte einer der vielen werden, die keinen Wert auf den Besitz eines zweiten Paars Stiefel legten, die aber Hochöfen bauten, die ihnen selber gehörten.

Es war im September des Jahres 1932, und ich war damals zwanzig Jahre alt.

2

Im Jahre 1940 erklärte Winston Churchill dem englischen Volke, daß es nichts anderes als Blut, Schweiß und Tränen zu erwarten habe. Das Land befand sich im Krieg. Die Engländer waren von dieser Aussicht keines-

wegs erfreut, aber die meisten fanden sich in das Unvermeidliche.

Aber die Sowjetunion befand sich seit etwa 1931 im Krieg, und das Volk hat geschwitzt, geblutet und geweint. Menschen wurden verwundet und getötet, Frauen und Kinder erfroren, Millionen verhungerten, Tausende wurden vors Kriegsgericht gestellt und in dem Feldzuge für Kollektivismus und Industrialisierung erschossen. Ich möchte wetten, daß allein Rußlands Kampf für die Herstellung von Eisen und Stahl größere Verluste verursacht hat, als die Marneschlacht im ersten Weltkrieg. Während der ganzen dreißiger Jahre befand sich das russische Volk im Krieg – im industriellen Krieg.

In Magnitogorsk wurde ich mitten in die Schlacht gestürzt. Ich wurde an der Eisen- und Stahlfront eingesetzt. Zehntausende mußten die härtesten Leiden beim Bau der Hochöfen erdulden; viele trugen sie willig und mit grenzenloser Begeisterung, die auch mich vom ersten Tage an ergriff.

Mit der ganzen Energie der Jugend warf ich mich ins Leben dieser Stadt. Ich verschliß buchstäblich meine russische Grammatik, und nach drei Monaten konnte ich mich verständlich machen. Viele meiner Kleider verschenkte ich und ging mehr oder weniger wie meine Arbeitskameraden gekleidet. Ich arbeitete so angestrengt und so gut, wie es meine verhältnismäßig begrenzte Erfahrung und Übung zuließen.

Und ich wurde reichlich belohnt. Meine Arbeitsgenossen akzeptierten mich als Gleichgestellten. Die lokalen Behörden ermahnten mich zum Studium und verschafften mir Zutritt zum «Komwus», der kommunistischen Hochschule, zu der sonst gewöhnlich nur Mit-

glieder der Kommunistischen Partei zugelassen wurden. Sie verhalfen mir auch zu Studienreisen im Lande.

Während die politischen Führer in Moskau berieten und intrigierten, planten und organisierten, arbeitete ich zusammen mit den gemeinen Soldaten, den Stahlarbeitern, dem einfachen Volk.

Fünf Jahre arbeitete ich in Magnitogorsk. Eine großartige Anlage sah ich entstehen. Aber auch Ströme von Schweiß und Blut und Tränen sahen meine Augen.

EIN TAG IN MAGNITOGORSK

I

Die große Sirene auf der Kraftstation ließ ein langgezogenes Signal ertönen. Es war sechs Uhr. Überall in der weitverzweigten Lagerstadt Magnitogorsk rollten die Arbeiter aus den Betten oder von ihren Schlafbänken und zogen sich für ihr Tagewerk an.

Ich stieg aus dem Bett und machte Licht. Mein Atem stand wie eine Rauchfahne im Raume, als ich meinen Zimmergenossen Kolja weckte. Kolja hörte die Sirene niemals. Jeden Morgen mußte ich ihn in die Schulter knuffen, um ihn zu wecken.

Wir warfen unsere rauhen braunen Armeedecken über die Betten und kleideten uns so rasch wie möglich an. Ich hatte glücklicherweise gute, wollene Unterkleider; Kolja hatte nur kurze baumwollene Unterhosen und eine wollene Unterjacke. Beide zogen wir Militärhemden an, wattierte Baumwollhosen, ebensolche Jacken, dicke Halstücher und sehr zerrissene Lammfellröcke. Unsere Füße steckten wir in gute russische «Walinki», zu den Knien hinaufreichende Filzstiefel. Wir aßen nichts. Außer Tee und ein paar Kartoffeln hatten wir nichts zur Hand, und es fehlte uns die Zeit, um in unserem kleinen selbstverfertigten Eisenofen Feuer zu machen. Wir schlossen ab und trabten zur Fabrik.

Es war im Januar des Jahres 1933. Die Temperatur hielt sich bei etwa fünfunddreißig Grad unter Null. Leichter Staubschnee bedeckte die Senkungen des Bodens. Die hochgelegenen Stellen waren kahl und hart wie Eisen. Einige Sterne glitzerten am Himmel und ein paar elektrische Lampen leuchteten bei den Hochöfen. Im übrigen war die Welt öde und kalt und beinahe pechschwarz.

Es waren drei Kilometer bis zu den Hochöfen über unebenen Boden. Es war windstill, was unsere Nasen vor dem Erfrieren bewahrte. Dieser Winter war mein erster in Rußland, und ich war die Kälte noch nicht gewohnt.

Neben dem Fundament des Hochofens Nr. 4 befand sich eine Bretterbude, eine einfache Verschalung mit einem aufgenagelten Wellblechdach. Der einzige Raum wurde vollständig von einem mächtigen geschweißten eisernen Ofen beherrscht, der in der Mitte auf einer halbzolldicken Stahlplatte stand. Die Uhr zeigte erst halb sieben, als Kolja und ich die Tür aufstießen. Drinnen war es kalt und dunkel. Kolja suchte einen Augenblick den Schalter und machte dann Licht. Eine große 500-Watt-Lampe hing von der Decke herunter und erhellte jeden Winkel des kahlen Raums. Längs der Wände standen provisorische Holzbänke und in einer Ecke ein abgenutzter Tisch mit zwei dreibeinigen Stühlen. Hinter einer halboffenen Tür gegenüber dem Eingang sah man einen sehr großen Vorratsraum, dessen Wände mit Azetylenlampen geschmückt und mit Schläuchen, Schraubenschlüsseln und anderen Ausrüstungsgegenständen dekoriert waren. Der Boden der Garderobe war mit Elektroden, Karbidgeneratoren und Schmutz bedeckt. Die Wände waren kahl, abgesehen

von zwei kleinen dreieckigen Fensterluken und einem Wandtelephon.

Kolja, der Vormann der Schweißer, war zweiundzwanzig Jahre alt, langbeinig und breitschultrig. Besonders viel Fleisch hatte er nicht auf den Knochen, und sein Gesicht hatte Leichenfarbe, was damals in Magnitogorsk das Gewöhnliche war. Sein ungepflegtes strohblondes Haar war sehr lang und schaute unter der Pelzmütze hervor. Seine Lammfelljacke war zerrissen vom Kriechen durch enge Röhren und von spitzen Ecken. Aus jedem Riß schaute Wolle heraus, ähnlich dem Schnurrbart eines polnischen Zollbeamten. Seine Hände waren schwielig und schmutzig. Die Sohlen der «Walinki», die er an den Füßen hatte, waren nicht erstklassig. Sein Gesicht und sein Benehmen zeugten von außerordentlicher Energie.

Das Telephon klingelte. Kolja nahm den Hörer und knurrte mit heiserer Stimme: «Mit wem wollen Sie sprechen? ... Ja, das bin ich. ... Nein, das weiß ich nicht. Es ist noch niemand hier. Rufen Sie in einer halben Stunde wieder an.» Er hängte den Hörer auf, knüpfte seine Pelzjacke auf und schnäuzte sich auf den Fußboden. Ich holte unseren provisorischen Ofen aus der Garderobe, einen Eisenrahmen, der von Asbeststreifen und Stahldraht irgendwie zusammengehalten wurde, und stellte ihn in die Nähe des Tisches. Kolja koppelte zwei Verbindungsdrähte an Leitungsenden in der Wand. Das Licht wurde schwächer und ein leises Surren verriet den geringen Widerstand der Drahtrolle, die in einer halben Minute rotglühend wurde. Kolja brummte etwas, nahm den umgekehrten elektrischen Lampenhalter, der als Tintenfaß diente, und stellte ihn unter den Ofen auf

den Fußboden. Während er auf das Auftauen der Tinte wartete, zog er die Tischschublade auf und nahm ein paar verschlissene, schmutzige Blätter heraus.

Die Tür öffnete sich und ein paar in Lammfell gekleidete Gestalten kamen herein. «Da seid ihr ja, Leute, wie wäre es mit einem Feuerchen?» sagte Kolja, ohne aufzuschauen. «Wir können nicht den ganzen Raum mit Elektrizität wärmen.» Die beiden Monteure nahmen die Halstücher ab, die sie über Kinn und Mund geschlungen hatten, befreiten sich von den Handschuhen und rieben den Frost von den Augenwimpern. «Kalt», sagte der eine. «*Nado sakuritj!*» – Man muß was zu rauchen haben! – Sie gingen zum elektrischen Ofen, holten Rollen schmutzigen Zeitungspapiers hervor und ein Paket «*Machorka*», eine sehr billige Tabaksorte. Sie rollten sich Zeitungspapierzigaretten, groß wie Havannazigarren und entzündeten sie am Ofen. Ich folgte ihrem Beispiel.

Die Monteure waren junge Leute. Sie hatten sich offenbar viele Tage nicht rasiert. Ihre blauen Augen waren die Augen von einfachen, unschuldigen Bauernburschen, aber ihre Stirnen und Wangen waren mit Narben und Frostschäden bedeckt, und ihre Hände waren schmutzig und knorrig. Die Tür öffnete sich wieder, und ein bärtiger Mann, der anfangs der Fünfzig war, trat ein. Er war so groß, daß er sich bücken mußte, um hereinzukommen. «Guten Morgen, Genossen» dröhnte er gutgelaunt.

«Hallo, Kusmin», sagte Kolja aufschauend. «Willst du Feuer anmachen? Wenn der Vormann kommt und merkt, daß es hier warm ist, obwohl nur der elektrische Ofen im Gang ist, wird er uns zur Hölle wünschen!»

«Hat man jemals gehört, daß der Vormann um halb sieben hier ist?» warf einer der Monteure ein und schob seine Riesenzigarette in den anderen Mundwinkel.

Kusmin lächelte gutmütig. «Gut», sagte er, ohne sich um die Bemerkung des Monteurs zu kümmern. Er öffnete die Tür des großen eisernen Ofens. Als die beiden Monteure merkten, daß er wirklich Feuer machen wollte, griffen sie zu, und in fünf Minuten war der Ofen voll Holz. Das meiste stammte von einem Stapel Eisenbahnschwellen vor der Bretterbude. Kolja schaute weg, als Kusmin ungefähr einen halben Liter Petroleum aus einer Lampe in den Ofen goß. Einer der Monteure warf ein Streichholz in den Aschenbehälter; eine dumpfe Explosion ließ die Fenster erzittern und gleich darauf flammte ein knatterndes Feuer auf.

Arbeiter kamen nun einer nach dem anderen, sammelten sich ums Feuer und streckten Hände und Füße aus, um sich zu wärmen. Ungefähr zwanzig Minuten vor sieben kam Iwanow, der Vormann der Monteure, drückte Kolja die Hand und griff zum Telephonhörer. Er war ein breitschultriger Mann mittleren Alters mit tief gefurchtem Gesicht und einem spöttischen Ausdruck um die Mundwinkel. Er war Pole und Parteimitglied, hatte drei Jahre in der Roten Armee gekämpft und bei Brückenbauten von Warschau bis Irkutsk gearbeitet. Nach einem mißglückten Versuch, mit dem Lagerhaus zu sprechen, um Bolzen zu bekommen, die er brauchte, hing er ab und nahm Kolja beim Arm. «Gehen wir die Arbeit kontrollieren», sagte er. Die beiden Vormänner verließen das Haus. Iwanow steckte ein Bündel Pläne in die Tasche und schimpfte gutmütig über die Kälte und den Lagerhausverwalter,

über die Ausländer, welche Brücken mit halbzölligen Bolzen konstruierten, und die Telephonisten.

Inzwischen war der eiserne Ofen beinahe rotglühend geworden und die Männer sammelten sich um ihn in einem immer weiter werdenden Kreis, rauchend und schwatzend.

«Ich weiß wirklich nicht, was wir mit unserer Kuh machen sollen», sagte ein junger Bursche, der einen Schneidbrenner unter den Strick gesteckt hatte, der ihm als Gürtel diente. Bekümmert rieb er sich das Kinn mit der Außenseite seiner rauhen Hand. Seine blauen Bauernaugen schauten durch die Wände der Bretterbude, durch Hochöfen, durch Haufen noch nicht errichteter Baugerüste, über dreihundert Kilometer schneebedeckter Steppen bis zu dem Dörfchen, das er vor sechs Monaten verlassen hatte. «Zwei Wochen brauchten wir, um herzukommen», sagte er ernst zu einem neben ihm sitzenden Schweißer, «um über die Steppe zu marschieren mit Sack und Pack und die verdammte Kuh hinter uns herzuziehen – und jetzt gibt sie nicht einen Tropfen Milch.»

«Was zum Teufel gibst du ihr denn zu fressen?» fragte der Schweißer gedankenvoll.

«Das ist ja die Sache», sagte der junge Fräsergehilfe und schlug sich aufs Knie. «Hier kommen wir den ganzen langen Weg nach Magnitogorsk, um Brot und Arbeit auf den neuen Anlagen zu finden, und dann kann man nicht einmal Futter für die Kuh bekommen, noch weniger für sich selber! Hast du heute morgen im Eßsaal gegessen?»

«Ja, ich hab's versucht», sagte ein Mann mit scharfgeschnittenem Gesicht. «Nur fünfzig Gramm Brot und eine verdammte Suppe, die schmeckte, als ob sie aus

Zündhölzern gekocht wäre.» Er zuckte die Achseln und spuckte zwischen seinen Knien auf den Boden. «Aber... wenn wir Hochöfen bauen wollen, werden wir vermutlich eine Weile am Essen sparen müssen.»

«Natürlich», sagte ein Schweißer in gebrochenem Russisch. «Oder glaubst du, es ist irgendwo besser? Zu Hause in Polen haben wir seit Jahren kein anständiges Essen mehr gehabt. Deshalb ging unser ganzes Dorf über die Sowjetgrenze. Komisch, wir haben uns eingeredet, daß hier mehr zu essen wäre, als wirklich der Fall ist.»

Vladek, der polnische Schweißer, war einer der vielen Polen, die nach Rußland gekommen waren, unzufrieden mit den Verhältnissen im Pilsudski-Polen und bereit, mit glühendem Enthusiasmus an der Verwirklichung der sozialistischen Ideen in Rußland teilzunehmen. Das Gerücht von dem, was dort vor sich ging, war über das weißrussische Land gesickert, und weiter vorbei an den polnischen Grenzwachen und Zensurbeamten. Diese Gerüchte veranlaßten viele, sich über die Grenze zu begeben, ohne viel mehr als das, worin sie gingen und standen, um sich den sowjetrussischen Arbeitern anzuschließen. Wenn Vladek das Wort nahm, wandten sich alle Arbeiter ihm zu und lauschten interessiert.

«Sag», fragte ein junger Arbeiter, «warum macht ihr nicht eine Revolution in Polen?»

«Glaubst du wirklich, daß die's nicht versuchen?» fragte ein stämmiger Monteur. «Die Komsomols in Polen sind ausgezeichnet.»

Vladek rümpfte die Nase. «Ja, aber das ist nicht so leicht getan wie gesagt», meinte er ruhig. «Man fliegt ins Gefängnis oder wird geprügelt, na, versuch mal, 'ne Revolution zu machen.»

«Red keinen Stuß», sagte Kusmin, «unser Regiment meuterte an der galizischen Grenze. Wir töteten die Offiziere, befreiten unsere Kameraden aus dem Gefängnis, zogen nach Hause und nahmen das Land.»

In diesem Augenblick platzte ein junger kräftiger Arbeiter geräuschvoll hinein und bahnte sich einen Weg zum Ofen. «Junge, was das kalt ist!» rief er, indem er sich an alle im Zimmer wandte. «Ich glaube, wir können heute nicht da oben arbeiten. Ein Nieter ist gestern abend da oben erfroren. Er ist wahrscheinlich in ein Ölrohr gekrochen, und erst heute morgen hat man ihn gefunden.»

«Wer ist er?» fragten alle auf einmal.

Aber niemand wußte, wer der Tote war. Er war nur einer der vielen Tausende junger Arbeiter und Bauern, die nach Magnitogorsk gekommen waren, um eine Brotkarte zu bekommen oder weil die Verhältnisse in den neuen kollektivistischen Dörfern unleidlich waren oder auch weil sie von Begeisterung für die sozialistische Aufbauarbeit glühten.

2

Ich war nun so allmählich aufgetaut, zog mein Halstuch vors Gesicht und folgte den beiden Vorarbeitern, die inzwischen über eine gebrechliche Holzleiter die Gerüste um die Hochöfen erklettert hatten und nun die schweren Stahlkonstruktionen besichtigten, die überall aufgeführt wurden. Über ihnen sah man ein Gasrohr von etwa drei Meter Durchmesser, von dem ein Teil noch nicht eingefügt war. Links von ihnen ragte der enorme konische Rumpf des Hochofens Nr. 4 gen

Himmel. Sie gingen an ihm vorbei und durch die Gießerei zu Nr. 3. Matte Glühlampen spendeten ein graues Dämmerlicht. Einige Schatten wurden sichtbar, Maurer, Handlanger, Mechaniker, Elektriker, die die Tagesarbeit vorbereiteten. Zu dritt erkletterten wir die Spitze von Nr. 3. Hier stießen wir auf eine kleine Gruppe von Nietern, die schweigend eine unförmige Masse auf dem Gerüst umstanden. Wir stellten fest, daß es sich um den erfrorenen Nieter handelte und daß man bereits nach einer Bahre geschickt hatte, um die Leiche hinunterzuschaffen. Dann setzten wir unseren Weg zum eigentlichen Gipfel fort, um von dort einen Überblick über die Arbeit des anbrechenden Tages zu gewinnen.

«Wie geht's in der Schule?» fragte Iwanow. «Du wirst wohl bald Ingenieur, Kolja, nicht wahr?»

«Bei dieser Kälte ist das Studium nicht ganz einfach. Wir sitzen mit Handschuhen im Klassenzimmer. Die Kohle reicht nicht.»

«Ja, ich weiß», sagte Iwanow mitfühlend. «Das Studium ist nicht leicht. Aber, was Teufel! Will man was lernen, muß man büffeln.»

Ein Sirenensignal verkündete nun die siebte Stunde. Die Holzbude war jetzt vollgepfropft mit Monteuren, Schweißern, Fräsern und deren Gehilfen. Es war eine bunte Versammlung: Russen, Ukrainer, Tataren, Mongolen, Juden, meist junge Leute und beinahe alle noch vor kurzem Landarbeiter. Einige jedoch, wie Iwanow, hatten lange Erfahrung als Industriearbeiter. Da war zum Beispiel Popow. Er war seit zehn Jahren Schweißer und hatte in einem halben Dutzend Städte gearbeitet. Dagegen hatte Chaibulin, der Tatare, niemals eine Treppe, eine Lokomotive oder eine elektrische Lampe

gesehen, ehe er vor einem Jahr nach Magnitogorsk kam. Jahrhunderte lang hatten seine Vorfahren Viehzucht auf den platten Steppen von Kasakstan betrieben. Sie hatten dort gewisse nebelhafte Vorstellungen von der Zarenherrschaft; sie mußten Steuern bezahlen. Im Jahre 1916 hörten sie vom Kirgisenaufstand, dann von der Oktoberrevolution. Sie sahen auch die Rote Armee kommen und einige reiche Gutsbesitzer vertreiben. Sie besuchten Sowjetversammlungen, ohne recht zu begreifen, um was es sich eigentlich handelte, aber all das hatte ihre Lebensweise keineswegs berührt. Und jetzt baute Schaimat Chaibulin einen Hochofen, größer als jeder andere in Europa! Er hatte Lesen gelernt und besuchte eine Abendschule, um Elektriker zu werden. Er hatte Russisch sprechen gelernt, er las Zeitungen. Während eines einzigen Jahres hatte sein Leben sich mehr verändert als das seiner Vorfahren seit Tamerlans Herrschaft.

Iwanow, Kolja und ich kamen in die Bretterbude, gerade als die Sirenen angefangen hatten zu tuten. Der Brigadier der Fräser, der etwa zehn Mann unter sich hatte, stand mitten im Raum und wies seinen Leuten die Arbeit für den Tag an. Die Schweißer nahmen ihre Werkzeuge und knöpften ihre Röcke zu. Die Brenner hantierten mit ihren Schläuchen und fluchten nachdrücklich, wenn sie eingefrorene Stellen fanden oder wenn Streit um Lampen, Generatoren oder Schraubenschlüssel entstand. Als die Sirenen schwiegen, hatten die meisten munter pfeifend, scherzend und über die Kälte fluchend den Raum verlassen.

Die Vorarbeiter sammelten sich um den Tisch. Das Telephon klingelte ununterbrochen: ein Schweißer

fehlte bei der Gebläseanlage, zwei Monteure, die am Gasrohr oberhalb des Hochofens arbeiteten, hatten sich nicht eingefunden. Die Belegschaft konnte den nächsten Teil des Gasrohrs nicht aufhissen, wenn sie nicht vollzählig war. Iwanow verfluchte die Abwesenden, ihre Mütter und Großmütter. Dann stürzte er fort, um zwei Mann von einer anderen Belegschaft zu leihen. Kolja schrieb eine Liste der Schweißer und ihrer Beschäftigungen aus. Er schrieb auf Zeitungspapier. Die Tinte war ein halbgefrorener Brei. Das Verzeichnis sollte als Lohnliste für den Tag dienen. Als es fertig war, steckte er es in die Tasche und begab sich zur Frischlufttrommel, um dort nach der Arbeit zu sehen. Ich nahm meine Schutzmaske und die Elektroden und begab mich zum Hochofen Nr. 3. Auf dem Wege dorthin traf ich Schabkow, einen früheren Kulaken, einen großen, heiseren Jüngling mit rotem Gesicht und freundlicher Stimme. Ihm fehlten zwei Finger der linken Hand.

«Na, Jack, wie geht's?» fragte er und schlug mich auf den Rücken. Mein Russisch war noch immer ziemlich schlecht, aber ich konnte doch eine einfache Unterhaltung führen und verstand beinahe alles, was man sagte.

«Schlecht», sagte ich. «Unsere ganze Ausrüstung friert ein. Die Leute verbringen die halbe Zeit damit, sich die Hände zu wärmen.»

«*Nitschewo* – spielt keine Rolle», sagte der Monteurbrigadier. «Wenn du, wie ich, in einem Zelt wohnen würdest, würdest du es nicht so kalt finden.»

«Ich weiß, daß ihr's schwer habt», sagte Popow, der hinzugekommen war, zu Schabkow. «Das habt ihr eben davon, daß ihr Kulaken gewesen seid.»

Schabkow lächelte breit. «Hört mal, ich will mich in keine politische Unterhaltung einlassen, aber eine Menge von denen, die in dem besonderen Stadtteil wohnen, sind nicht mehr Kulaken als ihr.»

Popow lachte. «Das wundert mich gar nicht. Aber kannst du mir sagen, wie sie eigentlich darüber entscheiden, wer nicht mehr als Kulak gilt?»

«Oh weh», machte Schabkow, «das ist eine verdammt gefährliche Frage an einen Kerl, der gerade versucht, seine Sünden mit ehrlicher Arbeit zu sühnen. Aber wenn's zwischen uns dreien bleiben kann, will ich's erzählen. Die armen Bauern eines Dorfes versammeln sich und sagen: ‚Der und der hat sechs Pferde; lange können wir ohne die nicht mehr im kollektiven Landbau auskommen. Außerdem hat er während der vorigen Ernte einen Knecht gehabt.' Die GPU. wird benachrichtigt und dann ist's fertig. Der Betreffende bekommt fünf Jahre. Sein Eigentum wird konfisziert und der Kollektivwirtschaft übergeben. Manchmal schicken sie die ganze Familie weg. Als sie uns rausschmeißen wollten, nahm mein Bruder ein Gewehr und schoß auf die GPU.-Leute. Die schossen zurück. Mein Bruder wurde getötet. Das machte die Sache natürlich nicht besser für uns. Wir kriegten alle fünf Jahre und an verschiedenen Orten. Mein Vater soll im Dezember gestorben sein. Sicher weiß ich's nicht.»

Schabkow nahm seinen Tabaksbeutel und seine Rolle Zeitungspapier heraus und hielt beides Popow hin: «Bitte sehr, Kulakentabak gefällig?» Er lächelte bitter.

Popow zeigte sich durchaus nicht abgeneigt und rollte sich eine Zigarette.

«Ja, ja, es geschieht allerhand, wovon wir nichts zu hören bekommen. Aber – im ganzen genommen – sieh mal, was wir hier machen. In einigen Jahren werden wir die größte Industrie der Welt haben. Alle werden wir Automobile besitzen und es wird keinen Unterschied mehr geben zwischen Kulaken und anderen.» Und Popow deutete dramatisch auf den turmhohen Hochofen. «Kannst du lesen?» fragte er Schabkow.

«Gewiß», antwortete Schabkow. «Ich bin drei Jahre zur Schule gegangen. Sogar ein bißchen Algebra hab' ich gelernt. Aber, was Teufel, nützt mir das? Sogar wenn ich wirklich gebildet wäre, würden sie mich keine bessere Arbeit ausführen lassen. Was nützt es mir, zu studieren? Übrigens lassen sie mich nur in die Vorbereitungsschule. Wenn ich von der Arbeit heim komme, muß ich mich ein bißchen rühren und vergnügt sein.» Schabkow berührte seine Gurgel mit dem Zeigefinger, ein Zeichen für jeden Russen, daß er sich berauschen will. Wir waren inzwischen zum Hochofen Nr. 3 gekommen. Schapkow ging zu einer Leiter und verschwand im Stahlgewirr. Mit gerunzelter Stirn schaute Popow ihm nach. Schapkow war einer der besten Brigadiers. Er sparte weder sich selber noch seine Leute. Und er hatte einen guten Kopf. Und trotzdem war er ein Kulak, der eine Strafe abdiente, der in einem bestimmten Stadtteil unter Aufsicht der GPU. lebte, ein sozialer Schädling. Merkwürdige Sache; Popow verstand sich nicht recht darauf.

Popow und ich schweißten jetzt einen Teil der Ausblastrommel des Hochofens fest. Er war so freundlich, während der ersten Stunde die Außenseite zu nehmen. Danach tauschten wir. Als ich oben auf dem hohen

Gerüst saß, beinahe dreißig Meter über dem Boden, konnte ich Kolja bei der Überwachung seiner dreißig, vierzig Schweißer beobachten. Er half ihnen, wenn etwas schief ging, und er fluchte, wenn sie sich zu lange die Hände wärmten. Und die Leute schimpften über ihn, weil die Gerüste unsicher und die Löhne schlecht waren.

3

Es war Viertel nach neun, als ich auf der einen Seite der Trommel fertig war und herum ging, um auf der anderen anzufangen. Das Gerüst war, wie alles um den Hochofen, mit einer zolldicken Eisschicht bedeckt. Der Dampf von dem großen Kühlbassin für Warmwasser schlug auf alles, womit er in Berührung kam, nieder und bildete dicke Eisschichten, die die Gerüste glatt und unsicher machten. Sie schwankten und schaukelten, wenn man ging. Ich versuchte immer, mich irgendwo festzuhalten, wenn es nur halbwegs möglich war.

Gerade wollte ich mit dem Schweißen beginnen, als ich einen Schrei hörte. Etwas sauste an mir vorbei. Es war ein Monteur, der oben auf der höchsten Spitze gearbeitet hatte. Er prallte im Fallen gegen die Ausblastrommel und änderte die Fallrichtung, was ihm vermutlich das Leben rettete. Anstatt bis auf den Boden zu fallen, landete er auf der Hauptplattform, etwa fünf Meter unter mir. Ich lief hinunter. Blut entströmte stoßweise seinem Munde. Er versuchte zu schreien, aber es gelang ihm nicht. Es waren gerade keine Vormänner in der Nähe, und das halbe Dutzend Monteure, das zusammenlief, wußte nicht, was zu tun war. Als Aus-

länder genoß ich eine gewisse Autorität. Ich sagte, er werde verbluten, wenn wir auf eine Bahre warten wollten. Drei von uns griffen zu und trugen den Mann zur Verbandstation. Auf halbem Wege dorthin hörte die Blutung auf und er stieß bei jedem Schritt, den wir machten, einen Schrei aus.

Ich war, als wir ankamen, von dem schrecklichen Unglücksfall sehr erschüttert, und die beiden jungen Monteure zitterten wie Espenlaub. Wir trugen den Mann in das kleine Holzhaus, und eine Krankenschwester mit einem dicken Schal über dem weißen Kleid zeigte uns, wo wir ihn hinlegen sollten. «Ich erwarte den Doktor jeden Augenblick», sagte sie, «und das ist gut, denn ich weiß zum Kuckuck nicht, was ich mit ihm machen soll.»

Der Monteur röchelte und stöhnte. Die Augen standen weit auf und er schien bei Besinnung, obgleich er nichts sagte. «Wir müßten ihn ausziehen», sagte die Pflegerin, «aber es ist hier drin so kalt, daß ich es nicht wage.» In diesem Augenblick kam der Arzt. Ich kannte ihn. Er hatte einmal meinen Fuß verbunden, als ein großes Stück Roheisen draufgefallen war. Er legte seinen riesigen Schafpelz ab und wusch sich die Hände. «Gefallen?» fragte er und nickte zum Monteur hin. Ich bejahte.

«Vor wie lange?»

«Vor zehn Minuten.»

«Und was ist das dort?» fragte der Arzt die Schwester, während er mit einem Fuß in eine Zimmerecke wies. Jetzt bemerkte ich dort ein Paar zerlumpter Walinki, die unter einer sehr schmutzigen Decke hervorschauten.

«Ein Tragbalken ist ihm auf den Kopf gefallen», sagte die Schwester.

«Soso», sagte der Doktor und streifte sich die Ärmel hoch. «Wollen mal sehen, was wir für den hier tun können.» Er wandte sich dem Monteur zu, der sich jetzt still verhielt und mit wässerigen blauen Augen auf den alten, bärtigen Arzt starrte. Ich wollte gehen, aber der Doktor hielt mich zurück.

«Bitte telephonieren Sie von unterwegs zur Gesundheitsinspektion und sagen Sie ihnen, daß ich hier absolut mehr Wärme haben muß.»

Ich führte den Auftrag aus, so gut es mir mein mangelhaftes Russisch erlaubte. Aber alles, was ich erreichen konnte, war: «Genosse, wir bedauern, aber wir haben keine Kohle.»

Ein wenig erschöpft begab ich mich zur Ausblastrommel zurück, als Kolja mich anrief: «Du brauchst für 'ne Weile nicht hinaufzuklettern. Der Schwabber an deiner Maschine ist durchgebrannt. Wird nicht vor einer halben Stunde repariert sein.» Ich begleitete Kolja zum Kontor und erzählte ihm von dem Unglücksfall. Erregt hielt ich ihm die Notwendigkeit einer gründlichen Kontrolle der Gerüste vor Augen. Aber Kolja zeigte sich nicht sehr erschüttert. Er wies darauf hin, daß nicht genug Bretter für gute Gerüste vorhanden waren, daß die Monteure meist Bauernburschen und daher nicht vorsichtig genug wären und daß man bei fünfunddreißig Grad Kälte ohne Frühstück im Magen nicht die nötige Aufmerksamkeit habe.

«Gewiß, Menschen werden fallen, aber wir werden trotzdem Hochöfen bauen, nicht wahr?» Er zeigte mit der Hand auf Hochofen Nr. 2, von dem die rote Flut fließenden Roheisens ausstrahlte. Er merkte wohl, daß ich nicht seiner Meinung war. «Dieser weichherzige

Fremdling muß wohl ein wenig beruhigt werden», sagte er, wie zu sich selber. Er klopfte mir auf die Schulter. «Komm mit ins Kontor zu einer technischen Konferenz. Es wird dich interessieren.»

4

Gegen zehn Uhr sammelte sich in der Holzbaracke eine Gruppe von ganz anderer Zusammensetzung als die vor drei Stunden. Zuerst kam Sjemitschkin, der Arbeitschef. Dann kam Mr. Harris, der beratende amerikanische Spezialist mit seinem Dolmetscher; danach Tischenko, der stämmige, düstre «Strafspezialist». (Es gab damals mehrere tausend sogenannter Strafspezialisten, meist hervorragende Ingenieure und Wissenschaftler, die in den zwanziger Jahren wegen antibolschewistischer Betätigung zu Strafarbeit verurteilt und in entlegene Industrieorte und -städte verbannt waren, wo sie als Spezialisten verantwortungsvolle technische und administrative Posten innehatten.) Einer nach dem anderen kamen die Männer herein, knöpften die Röcke auf, wärmten die Hände und setzten sich nieder, um ihre Pläne zu diskutieren. Mr. Harris zog ein Paket dicker Kusbaßzigaretten hervor, die aus den besonderen Läden für die Ausländer stammten. Mit einem Lächeln bot er sie in der Runde an. Keiner, der nicht annahm. Kolja, der gerade eintrat, ließ sich auch die Gelegenheit nicht entgehen.

«Also», ließ sich Mr. Harris durch seinen schweigsamen Dolmetscher vernehmen. «Wann könnt ihr wohl mit den übrigen Vernietungen an der Spitze von Nr. 3 fertig sein? Ich habe gerade von dem neuen Zeitlimit

gehört. Der ganze Oberteil muß also am Fünfundzwanzigsten fertig sein, das heißt in zehn Tagen.»

Tischenko, der Oberingenieur, zuckte die Achseln. Er war 1929 im Ramsinprozeß wegen Sabotage zum Tode durch Erschießen verurteilt und verbüßte jetzt in Magnitogorsk die auf zehn Jahre Zwangsarbeit gemilderte Strafe. Er ergriff nicht sogleich das Wort. Er war ein wortkarger Mann. Vor der Revolution war er Chefingenieur einer belgischen Gesellschaft in der Ukraine gewesen. Er besaß damals ein eigenes Haus, spielte Tennis mit dem englischen Konsul, schickte seinen Sohn nach Paris, um Musik zu studieren. Jetzt war er alt. Sein Haar war weiß. Er hatte viel Geschwätz gehört seit 1917 und festgestellt, daß das meiste davon unnütz und wertlos war. Er tat seine Arbeit systematisch, aber ohne Begeisterung. Er versuchte, daran zu glauben, daß er beim Aufbau eines starken Rußland half, wo das Leben einmal angenehmer sein würde als das seines Sohnes in Paris oder seiner Schwester in London. Aber jedenfalls war es das jetzt noch nicht.

Mr. Harris sah Tischenko an. Er verstand die Stellung des Älteren und respektierte sein Schweigen. Aber jedenfalls war er konsultierender Ingenieur und Kontrollant, wurde mit guten amerikanischen Dollars bezahlt und mit Kaviar beliefert in einem Lande, wo es nur wenig Brot und gar keinen Zucker gab, und das alles, damit Magnitogorsk rechtzeitig fertig würde. Er wiederholte also seine Frage. Schließlich antwortete Tischenko zögernd: «Ein Nieter ist gestern abend erfroren. Kälte und Unterernährung. Heute morgen fehlten vier Mädchen, die die Nieten anhitzen. Zwei von ihnen sind schwanger, glaube ich, und es ist kalt da

oben. Der Kompressor arbeitet schlecht.» Er brach ab, da er einsah, daß das alles nicht zur Sache gehörte. Wenn er sagen würde, daß die Arbeit bis zum Fünfundzwanzigsten fertig wäre, würde er als Lügner und Heuchler dastehen, und Mr. Harris würde das sehr wohl wissen. Wenn er aber sagen würde, daß es länger dauern werde, so würde er den Beschluß des Kommissars für die Schwerindustrie sabotieren. Er war schon einmal wegen Sabotage verurteilt. Er starrte hinaus durch das verstaubte Fenster. «Es wird noch mindestens einen Monat dauern», sagte er endlich.

«Das ist auch meine Meinung», sagte Mr. Harris. «Aber gewisse Sachen müssen gemacht werden, und zwar sofort, sonst dauert es noch länger.» Sie nahmen ihre Pläne vor und diskutierten mit leisen, ernsten Stimmen die Maßnahmen, die notwendig waren, damit die Arbeiten am Oberteil von Nr. 3 beendet werden könnten, ehe dreimal soviel Zeit als vorgeschrieben verstrichen war.

Sjemitschkin schaute auf. Seine Haltung verriet Respekt und Verachtung zugleich. Diese «*Burschuis*» verstanden nichts von bolschewistischem Tempo. Sie begriffen die arbeitenden Klassen nicht. Aber sie verstanden sich auf Hochöfen, und das viel besser als er selber. Sie hatten langjährige Erfahrungen betreffs der Errichtung von Stahlwerken in verschiedenen Ländern, während er, Sjemitschkin, sein Examen erst vor einem Jahre nach einer ziemlich oberflächlichen Ingenieurausbildung gemacht hatte. Wenn es sich um verwickeltere technische Einzelheiten handelte, wußten die beiden Männer dort, wie jeder einzelne Hochofen in der ganzen Welt konstruiert war, während er, Sjemitschkin, nur eine schwache

Ahnung hatte, wo Berlin lag und daß Paris sich etwas dahinter befand.

Die Tür ging auf, und Schewtschenko kam herein. Schewtschenko war der große Aktivist unter dem technischen Personal. Von seinen Untergebenen wurde er Ingenieur genannt. In Wirklichkeit hatte er das Institut für Rote Führer absolviert, gehörte der Partei seit 1923 an, war Gewerkschaftsorganisator, Parteibeamter und Leiter einer großen Konstruktionsarbeit am Don gewesen. Sein technisches Wissen war begrenzt, und er machte viele Fehler, wenn er russisch schrieb. Gegenwärtig war er beigeordneter Distriktsleiter für die ganzen Anlagen. Er war dem Direktor und der Partei gegenüber verantwortlich dafür, daß die Konstruktionspläne ausgeführt wurden.

Aber Schewtschenko hatte schon lange begriffen, daß es viel wichtiger war, daß *seine* Arbeit gut ausgeführt zu sein schien, daß *seine* Angelegenheiten in Ordnung zu sein schienen, als daß die Arbeit überhaupt so rasch wie möglich ausgeführt wurde. Auf Versammlungen machte es sich sehr gut, von der sozialistischen Aufbauarbeit zu reden und von der gemeinsamen Arbeit der Ural-Kusnetz-Industrien; für ihn waren das Binsenwahrheiten, Grundsätze, die man allerdings verstehen mußte, die aber eine unzureichende Grundlage für eine angenehme Karriere als bolschewistischer Verwaltungsbeamter ausmachten. In jedem Volk kann nur einer der Erste sein. Das einzige, was ihm etwas bedeutete, war, der Erste in seinem Fach zu werden, selbst wenn er seine Konkurrenten mit allen Mitteln bekämpfen mußte. Stalin wird in der Geschichte dafür gepriesen werden, daß er das sozialistische System in einem ganzen Lande durch-

geführt hat. Schewtschenko wird den Leninorden erhalten, wenn es ihm glückt, Moskau davon zu überzeugen, daß der Hochofen Nr. 3 aus guten Gründen nicht vor Juni fertig sein kann. Zu diesem Zeitpunkt würde er nämlich, wenn alles gut geht, in Betrieb sein können. Schewtschenkos Anstrengungen waren daher hauptsächlich darauf gerichtet, «Gründe» oder politische Entschuldigungen dafür zu finden, daß es seiner Organisation nicht geglückt war, Moskaus allzu ehrgeizigen Arbeitsplan durchzuführen, dessen Unmöglichkeit allgemein bekannt war.

Darüber hinaus war Schewtschenko ein guter Administrator und ein begeisternder Redner, auf dessen Worte die Arbeiter hörten. Er war fleißig, besonders wenn er vermuten mußte, daß seine Vorgesetzten es bemerkten; von seinen Untergebenen verlangte er strenge Disziplin. Als er hereinkam, wandte sich Tischenko nach ihm um und nickte ihm zu. Mr. Harris reichte ihm lächelnd die Hand.

«Haben Sie die neue Order gesehen?» fragte Schewtschenko streitlustig.

«*Da*», bejahte Harris, der die Frage ohne seinen Dolmetsch verstanden hatte.

«Na also!» Schewtschenko schaute von einem zum andern.

Sjemitschkin, Kolja und ich lauschten gespannt. Wir wußten sehr wohl, daß Schewtschenko ein Flegel und Karrierist war. Aber waren nicht gerade solche Leute notwendig, um die zahllosen Schwierigkeiten zu überwinden, die Arbeiter anzuspornen, sie überhaupt dazu zu bringen, trotz Kälte, schlechter Werkzeuge, Materialmangel und Unterernährung zu arbeiten. Um Magnito-

gorsk auf die Beine zu stellen, waren eben Leute verschiedenster Art notwendig. So viel war klar.

Mr. Harris schrieb Zahlen auf einen Zettel, winkte Schewtschenko zu sich und las ihm eine Aufstellung der Materialien vor, die zur Vollendung des oberen Teils von Nr. 3 notwendig waren, aber vollkommen fehlten.

«Sehen Sie, Mr. Schewtschenko», sagte der Amerikaner, «Order ist Order, aber man kann weder Stahl damit nieten noch Nietnägel erhitzen. Wir müssen die Sachen bekommen, oder die Arbeit wird nicht vor nächsten Weihnachten fertig. Sie sind ein einflußreicher Mann in der Partei und in der Neubauverwaltung. Es dürfte Ihre Sache sein, das Material zu beschaffen.»

Schewtschenko wußte, daß das richtig war. Aber Harris' Bemerkung hatte eine Situation geschaffen, in der es den Anschein hatte, als ob er, der beigeordnete Distriktschef, seine Arbeit nicht vorschriftsmäßig ausführte. Das konnte er natürlich nicht durchlassen. Schewtschenko ließ sich also weit und breit über die verschiedensten Themen aus. Er zitierte Marx und Stalin und spielte auf die Rapporte über die Ramsingruppe an, auf ausländische Agenten und Opportunisten. «Umgeben, wie wir sind, von feindlichen kapitalistischen Staaten, sind wir gezwungen, unser großes Land zu industrialisieren, und das so rasch wie möglich. Magnitogorsk ist das bedeutendste Zentrum der Schwerindustrie in der ganzen Sowjetunion. Millionen von Rubeln sind hier investiert, zu Tausenden sind die Arbeiter von nah und fern gekommen. Das Land wartet auf Eisen und Stahl. Wir haben Material und Ausrüstung für zwei neue Hochöfen gesammelt. Sie müssen so rasch wie möglich ausgeführt und in Betrieb gesetzt werden. Aber wenn ich mich auf

Sie verlassen wollte, so müßte ich glauben, daß die Arbeit aufgehalten wird, weil ein paar Nietnägel fehlen. Sie, Tischenko, haben dreißig Jahre industrieller Erfahrung hinter sich, und trotzdem sitzen Sie hier und tun nichts. Haben Sie nicht genug Erfindungsgeist, um was auszudenken, damit die Arbeit weitergeht, einen Ausweg zur Überwindung der Hindernisse? Oder interessiert Sie die Sache nicht? Vielleicht haben die letzten fünfzehn Jahre Sie noch nicht überzeugt.»

Schewtschenko war von seiner eigenen Beredsamkeit hingerissen. Er war ganz rot im Gesicht geworden. Mit ausgestrecktem Arm stand er da. Nachdem er sich auf diese Weise behauptet und den alten Saboteur sowie den ausländischen Spezialisten darauf hingewiesen hatte, daß die Partei wichtiger war als alles andere, nahm er eine von Mr. Harris' Zigaretten, zog sich einen Stuhl zum Tisch und fing an, das Materialverzeichnis durchzugehen, das der Amerikaner aufgestellt hatte. Hier gab's leider keinen Zweifel. Keine proletarische, noch so glühende Begeisterung, keine Redekünste konnten eineinhalbzöllige Nietnägel ersetzen. Schewtschenko griff zum Telephon. Er sprach mit dem Lagerhausdirektor, mit dem Chef für sämtliche Vorräte innerhalb des Distrikts, schließlich mit einem persönlichen Freund im Walzwerk. Er redete mit stiller, freundlicher Stimme. Eine kleine Festlichkeit, die am nächsten Abend stattfinden sollte, wurde nebenbei erwähnt. Beiläufig sprach er auch von eineinhalbzölligen Nietnägeln. Als er den Hörer aufhing, grunzte er: «Ich denke, wir werden die Nietnägel bekommen.»

Die vier Männer, die heterogenste Gruppe, die man sich vorstellen kann – ein Ingenieur von Cleveland in

den Vereinigten Staaten, ein verurteilter Spezialist, ein roter Direktor und ein junger, unerfahrener Sowjetingenieur – setzten sich um den Tisch, um die übrigen Punkte auf Mr. Harris' Liste zu besprechen.

5

Um elf Uhr pfiff eine Sirene, und die Arbeiter kletterten hinunter von Dachstühlen und Brückenträgern, Schornsteinen und Röhren, um zum Frühstück zu gehen. Neidisch schaute ich mir die Schweißung an, die Popow oberhalb seines Kopfes innen in der Ausblastrommel gemacht hatte. Es war die beste Arbeit, die man sich denken kann. Popow war als Stahlschweißer ein wirklicher Meister, ebenso gut oder sogar besser als einer der Fachleute, die ich in den Werkstätten der General Electric in Schenectady kennengelernt hatte.

Popow schlug mit den Händen gegen die Sprossen der Stahlleiter, um die Blutzirkulation in Gang zu bringen, dann kletterten wir hinunter. Infolge des kalten Windes sahen wir im Gesicht aus wie gekochte Krebse. Zusammen mit Schabkow und ein paar anderen Monteuren, die mit Hilfe einer Handwinde eine Expansionsfuge auf einen Schornstein gehißt hatten, begaben wir uns zum Speisesaal.

Schabkow und Popow waren verhältnismäßig gut gekleidet. Ihre Lederhandschuhe waren noch anwendbar, wenn auch einige Löcher hineingebrannt waren. Sie hatten Walinki an den Füßen, die bis zu den Knien reichten, sie hatten lange Schafpelze mit der Wolle nach innen, pelzgefütterte Hüte und wollene Schals. Die bei-

den Monteure, die zu ebener Erde arbeiteten, waren weniger glücklich daran. Der eine hatte zerrissene Lederschuhe anstatt Filzschuhe, und jeder, der in einem kalten Klima gewesen ist, weiß, was für eine Tortur Lederschuhe sein können. Der andere hatte zwar Filzschuhe, aber die Sohlen lösten sich. Obgleich sie mit Stahldraht zusammengehalten wurden, schauten die Lappen, die er statt Strümpfen um die Füße gebunden hatte, an zwei Stellen heraus. Ihre Schafpelze waren zerrissen und verbrannt, ihre Handschuhe waren beinahe ohne Innenseiten. Es waren junge Rekruten vom Dorf, noch keine ausgebildeten Stahlarbeiter, und deshalb mußten sie sich mit den Kleidungsstücken begnügen, die übrigblieben.

Schabkow klapste einen von ihnen auf den Rücken. «Na, Grischka, hast du Lust, heute nachmittag 'raufzukommen und oben zu arbeiten? Wenn dir schwindlig wird, kannst du ja wieder 'runtergehen. Der Mischa hier braucht jemanden, der die Expansionsfuge richtig hält, während er sie befestigt.»

Grischa warf sich in die Brust. Auf diese Chance hatte er schon lange gewartet. «Was heißt das, Schwindel kriegen? Natürlich werde ich hinaufgehen. Aber, hör mal! Könnte man nicht ein Paar Filzstiefel bekommen. Da oben ist es kalt.»

«Ich weiß», sagte Schabkow. «Ich habe deinetwegen mit dem Vormann gesprochen und werde ihn nochmal erinnern. Wenn aber keine Filzstiefel mehr auf Lager sind, was kann ich dann tun?»

«Wir müssen sie aber haben», sagte der junge Monteur mit einem kräftigen Fluch.» Es steht im Kollektivvertrag. Ich habe es selber gelesen.»

Niemand antwortet. Vermutlich hatten alle den Kollektivvertrag entweder selber gelesen, oder man hatte ihn vorgelesen, aber, wie Schabkow sagte, wenn keine Stiefel vorhanden waren, dann war eben nichts zu machen. Der andere Monteur sagte nichts. Er war ängstlich, daß der Brigadier ihm vorschlagen würde, oben zu arbeiten. Vorläufig lag ihm mehr daran, zu ebener Erde zu bleiben. Er hatte sich allerdings an Treppen und kurze Leitern gewöhnt, aber einen zwanzig Meter hohen Stahlpfeiler hinaufklettern, um dann da oben an einem Schornstein zu arbeiten, während man auf einem schmalen Holzbrett stand, das hin und her schwankte und dauernd zitterte – nein, nein, lieber nicht. Da war es doch besser, sich auf dem Erdboden zu halten und die Winde zu bedienen, auch wenn er dabei in der dritten Kategorie blieb mit nur hundertzwanzig Rubel im Monat, während die Monteure, die hoch oben auf den Gerüsten arbeiteten, im allgemeinen in der vierten waren und zweihundert im Monat verdienten.

Wir gingen quer über zahllose Eisenbahnschienen, kamen am Hochofen Nr. 2 vorüber, der schon in Betrieb war, und näherten uns, nachdem wir über einen Stapel Eisenbalken, halbfertige Betonformen und einige Erdhügel geklettert waren, einem langen, niedrigen Holzbau, dem die Arbeiter von allen Seiten zuströmten. Über der Tür stand: «Speisesaal Nr. 30.»

«Wieviel Karten hast du bekommen?» fragte Popow Schabkow leise. «Ach ja, natürlich, du bist ja ein ‚Spezieller' (womit er einen enteigneten Kulaken meinte), du hast ja nur eine.»

Schabkow grinste. Er hatte zwei. Iwanow, der Vormann, hatte ihm eine Extrakarte gegeben, weil er der

Ansicht war, daß eine bei Schabkow angelegte Doppelmahlzeit sich mit einem Maximum von Arbeitseinheiten bezahlt machte.

Gemeinsam betraten sie den Speisesaal. Die Arbeiter machten fast keinen Unterschied zwischen den «Speziellen» und den anderen. Jene oder ihre Väter waren Kulaken gewesen, aber jetzt verrichteten alle dieselbe Arbeit und lebten dasselbe Leben. Sehr häufig arbeiteten die «Speziellen» besser als der Durchschnitt, weil sie für gewöhnlich die energischsten Elemente der Dörfer ausmachten, die während der NEP.-Periode vermögend geworden waren, das heißt während der Jahre 1923 bis 1928, als vorübergehend individuelle Initiative und Kleinkapitalismus in Industrie, Handwerk und Landwirtschaft zugelassen wurden. Schabkow war allgemein geachtet. Er regierte eine Belegschaft von achtzehn Mann, und obgleich unter diesen zwei «Spezielle» waren, hatte er keine Schwierigkeit, die Disziplin aufrechtzuerhalten.

Der Eßsaal war gedrängt voll. Die Arbeiter saßen an langen kahlen Holztischen, und beinahe hinter jedem stand einer, der wartete. Es herrschte großer Radau und ziemliche Unordnung. Junge Kellnerinnen liefen mit langen Servierbrettern umher, auf denen Suppenteller standen und große Brotstücke lagen. Es war kalt hier. Man konnte seinen Atem sehen. Jedenfalls war es aber so viel wärmer als draußen, daß die Leute ihre Schafpelze aufknöpften und die Mützen an den Ohren aufrollten. An der Tür stand ein dicker Tatare, der die Karten der Eintretenden prüfte und jedem einen Holzlöffel gab.

Die Karten waren sehr einfacher Art; sie waren auf braunes, billiges Papier gedruckt. «Eßsaal Nr. 30»

stand auf jeder Karte, und längs der Ränder standen die Zahlen 1 bis 31, die die Kellnerinnen abrissen, ehe sie die Mahlzeit servierten. Die Karte berechtigte den Besitzer zu einer Mahlzeit täglich während eines Monats. Schabkow und ich drängten uns bis zur äußersten Ecke und stellten uns hinter zwei Maurer, die bereits aßen.

«Wenn sie uns nur etwas mehr Brot geben würden», sagte Popow, der in der Nähe stand, «zweihundert Gramm ist nicht besonders viel.»

«Die Ingenieure bekommen dreihundert Gramm in ihrem Saal, hab' ich gehört», sagte Schabkow und wischte seinen Löffel an der Innenseite seines Schafpelzes ab. «Bist du mal dort gewesen?»

«Ja, einmal», antwortete Popow. «Kolja hat mir seine Karte geliehen. Das Essen ist nicht viel anders. Aber man braucht nicht so lange zu warten, es ist nicht so voll. Die Suppe ist dieselbe, glaube ich.»

Bevor wir Platz bekamen, warteten schon wieder andere hinter uns, um unsere Plätze einzunehmen, wenn wir fertig waren.

«Ein Maurer soll gestern in einen Rauchgang gefallen sein», sagte ein Monteur zu Popow.

«Hab' ich auch gehört», antwortete dieser. «Es wird Zeit, daß das Schutzbüro etwas tut und einige von seinen papierenen Vorschriften durchdrückt.»

Solche und ähnliche Gespräche wurden jeden Tag geführt, aber das Schutzbüro war bisher nicht in der Lage gewesen, effektive Maßnahmen zur Verminderung der Unglücksfälle durchzuführen, und zwar hauptsächlich aus drei Gründen: erstens wegen der Unerfahrenheit der Arbeiter und deren kindlicher Unfähigkeit, die Gefahr zu begreifen; zweitens infolge des Mangels an

Holz für ausreichende Baugerüste, zum Beispiel für Geländer an Treppen und Leitern; und drittens wegen des Mangels an elektrischen Glühlampen. Die Folge hiervon war, daß die Leute, die hoch oben in den Rohren und Schornsteinen arbeiteten, früh morgens und am Nachmittag ohne Licht waren. In allen drei Fällen war das Arbeiterschutzbüro hilflos. Es gab nicht genug Holz, und wenn etwas kam, wurde es zu anderen Zwecken verwendet, oder es ging zu Hause in den Öfen der Arbeiter in Rauch auf. Mit den Glühlampen aber war im Dezember ein Unglück geschehen. Die große Transformatorstation hatte einen Strom von dreihundertachtzig anstatt zweihundertzwanzig Volt in die Leitungen geschickt und sämtliche eben eingekoppelten Lampen waren durchgebrannt. Reservelampen gab es nicht.

Ungefähr eine halbe Stunde, nachdem wir den Saal betreten hatten, konnten wir endlich auf eben freigewordenen Stühlen Platz nehmen. Wir legten die Karten auf den Tisch und warteten auf die Kellnerin, die an einem anderen Tisch bediente. Sie schimpfte gutmütig über die Arbeiter, die sie gelegentlich auf den Hintern klopften und versuchten, zwei Mahlzeiten auf eine Karte zu bekommen. Erst nach zehn Minuten war sie bei uns und begann die Coupons abzureißen. Schubkow und Popow, die beide zwei Karten hatten, machten die größten Anstrengungen, um ihre Aufmerksamkeit abzulenken. Aber es half nichts. Nachdem sie zwölf Coupons abgerissen hatte, zählte sie nach und stellte fest, daß wir nur zehn am Tisch waren. Popow rettete die Situation. «Ja, natürlich», sagte er, «Grischka und Petja haben ihre Karten abgegeben und sind dann

gegangen sich die Hände waschen.» Popow grinste. Die Kellnerin grinste auch. Noch niemals hatte sich irgend ein Arbeiter im Saal Nr. 30 während des Winters die Hände gewaschen. Immerhin hatte das Mädchen nun Zeugen, so daß sie dem Direktor gegenüber bei einer Kontrollrechnung, die übrigens ziemlich unwahrscheinlich war, eine Erklärung vorbringen konnte. Lächelnd eilte sie fort und kam nach einiger Zeit mit zwölf großen Stücken Schwarzbrot zurück, und bald darauf mit zwölf Tellern Suppe. Die Suppe war nicht schlecht. Sie enthielt ein bißchen Kohl, eine Spur Kartoffeln und Buchweizen und hier und dort einen Knochen. Und sie war heiß, und das war die Hauptsache. Die Arbeiter verzehrten sie mit gutem Appetit. Einige taten Senf hinein, um ihr mehr Geschmack zu geben. Die meisten hatten schon alles Brot aufgegessen, ehe die Suppe kam. Schabkow und Popow hatten indessen je zwei Stücke, die bis zum anderen Gericht reichten. Dieses bestand aus einem Suppenteller mit Kartoffeln, über welche eine dünne Fleischbrühe gegossen war. Obenauf lag ein kleines Stück Fleisch.

Popow und Schabkow aßen gierig.

«Gutes Essen», sagte Schabkow, «ich wünsche wirklich, wir würden jeden Tag solch ein Mittagessen bekommen.»

Popow antwortete nicht. Er grunzte nur. Er war vollauf beschäftigt, seine beiden Teller Kartoffeln mit Fleisch zu verzehren.

«Ich habe gehört, daß Lominadse, der neue Parteileiter, großen Krach wegen des Essens gemacht hat. Er fordert das Recht, daß wir beliebig viel Brot verlangen können und zwischen drei verschiedenen warmen Ge-

richten wählen dürfen», sagte der Arbeiter neben Popow zu einem üppigen, rundwangigen Mädchen, einer Nietnägelaufwärmerin, die neben ihm ihre Kartoffeln schluckte.

«Das werde ich glauben, wenn ich's gesehen habe», sagte das Mädchen mit typisch ukrainischem Akzent. Sie saß bei den Männern. Es gab nur zwanzig bis dreißig Frauen im Raume. Die meisten trugen ebensolche Filzstiefel und Schafpelze wie die Männer, und man konnte sie von diesen nur an den dicken Schals unterscheiden, die sie um den Kopf trugen.

Kaum waren wir mit dem Essen fertig, so drängten die Wartenden sich zu unseren Stühlen. Popow und Schabkow standen auf, lockerten ihre Gürtel und rülpsten. «*Da*» (das russische Wort für ja), sagte Popow. «Ein gutes Mittagessen!»

Als wir wieder auf unseren Arbeitsplätzen waren, zeigte die Holzuhr auf dem Kompressorhaus halb eins. Wir hatten nur fünfzehn oder zwanzig Minuten gegessen, aber ein und eine halbe Stunde unserer Arbeitszeit verloren. Wieder ein Zeichen schlechter Organisation. Der Arbeitsleiter kannte die Verhältnisse, auch die Gewerkschaften und die Parteibeamten. Aber die Beseitigung des Elends war eine andere Sache. Tausende von Arbeitern mußten essen. Aber es gab nicht genügend Eßsäle und Tische und Stühle und Löffel, ja auch nicht genügend Lebensmittel. Erst drei Jahre später wurde es infolge des gesteigerten Lebensmittelzuflusses möglich, mit dem Kartensystem aufzuhören, bessere Mahlzeiten zu bieten und den Zeitverlust zu verhindern. Aber in den Jahren 1932 und 1933 war die Lage noch schwierig, und niemand schien etwas dagegen tun zu können.

6

Ein Gewerkschaftsfunktionär klebte ein Stück einer Zeitung an die Tür des Kontorschuppens. In falschem Russisch war eine Bekanntmachung darauf gemalt: Versammlung – Wahl eines neuen Vorsitzenden im Betriebskomitee – Um fünf Uhr in der Roten Ecke – Anwesenheit obligatorisch. Die meisten hatten die Bekanntmachung gesehen, sie erregte aber wenig Interesse. Das Betriebskomitee hatte für die meisten Arbeiter geringe Bedeutung. Es organisierte schlecht besuchte Versammlungen, auf denen Gewerkschaftsfunktionäre vom Bauprogramm für Magnitogorsk, über den Zweiten Fünfjahresplan, die internationale Lage usw. sprachen. Wenn Arbeiter krank gewesen waren oder sich verletzt hatten, brachten sie ihre Krankenatteste dem Vorsitzenden zur Unterschrift. Das war alles. Andrerseits war die Betriebsverwaltung nicht ohne Bedeutung für die Arbeiter. Sie stellte sie an und entließ sie, gab ihnen Weisungen und zahlte die Löhne aus. Auch die Partei hatte Bedeutung. Durch die Partei konnte man sich ein Zimmer verschaffen, konnte neue Arbeit bekommen, Klagen vorbringen oder Vorschläge machen – mit wenigstens einer gewissen Sicherheit, daß sie beachtet würden. Das Betriebskomitee hatte aber mit all dem nichts zu schaffen. Die Wahl eines neuen Vorsitzenden interessierte daher wenig. Das war der Grund, warum nachmittags um fünf nur der abgehende Vorsitzende, der zu einer anderen Arbeit versetzt war, und zwei Komiteemitglieder sich in der Roten Ecke einfanden, rauchten und auf die Tür starrten. Allmählich kam noch ein Arbeiter, zwei, fünf . . . und danach niemand mehr.

«Das ist ein verdammtes Benehmen», sagte der bisherige Vorsitzende, ein nervöser Mann mittleren Alters, der glatt und unappetitlich aussah und eine teure, schwarze Seehundsmütze trug. «Ich habe die Bekanntmachung überall angeschlagen. Ich begreife nicht, warum nicht mehr Leute kommen.» Ein stattlicher junger Mann mit einer Narbe am Munde zuckte die Achseln. Die Gewerkschaftsleitung des Distrikts hatte ihn in die Versammlung geschickt, um zum neuen Vorsitzenden im Betriebskomitee der Hochofenbauarbeiter gewählt zu werden. Es sah in der Tat für seine zukünftige Tätigkeit nicht gerade vielversprechend aus, wenn nur fünf Arbeiter zu einer so wichtigen Wahl kamen. Er konnte eine Bemerkung zu dem Kollegen, dessen Nachfolger er werden sollte, nicht unterdrücken. «Du scheinst ja hier verteufelt viel soziale Arbeit ausgerichtet zu haben. Was sollen wir jetzt machen? Ich kann doch nicht von einer Versammlung gewählt werden, auf der von 1800 Mitgliedern nur fünf anwesend sind. Und du mußt morgen zu deinem neuen Arbeitsplatz fahren.» Der neue Vorsitzende war verärgert. Die anderen schienen die Sache ruhiger zu nehmen.

«Ach was, reg dich nicht auf», sagte ein Komiteemitglied. «Diese Wahl ist ja jedenfalls nur eine Formalität. Wir können sie in der nächsten Versammlung wiederholen. Inzwischen fängst du an, als ob alles in Ordnung wäre. Aber natürlich ist es dumm, daß wir zu so einer Versammlung nicht mehr Leute zusammentrommeln können.»

Die Ursache des Fernbleibens der Arbeiter war für jeden, der sich dafür interessierte, ziemlich klar. Zunächst mal war das Betriebskomitee genau genommen seit langem entschlafen. Es tat nichts, um die Arbeiter

gegen bürokratische und übereifrige Vorgesetzte zu schützen und die Befolgung der Arbeitsgesetze zu sichern. Zum Beispiel arbeiteten die geschicktesten Schweißer regelmäßig zwei Schichten täglich, weil es nicht genug Leute gab und die Arbeit unter allen Umständen gemacht werden mußte. Das widersprach indessen zweifellos den Regeln. Trotzdem tat das Komitee nichts dagegen. Aber man konnte sich doch nicht mit Schewtschenko streiten und die Arbeiter daran hindern, zur Arbeit zu gehen. Und überall war es das gleiche. Auch mit den Wahlen war es schwierig. Theoretisch sollte der Vorsitzende ein Betriebsarbeiter sein, gewählt von seinen Kameraden und imstande, deren Interessen zu vertreten. In Wirklichkeit pflegte das Distriktskomitee jedoch einen Gewerkschaftsfunktionär zu schicken, der gewohnt war, die Interessen der Arbeiter zu vertreten, und dessen Ankunft durch eine «Wahl» bestätigt wurde. Die Wahl hatte also keinerlei Bedeutung, da nur ein Kandidat vorhanden war, der von höherer Stelle geschickt war. Jeder Versuch einer Kritik durch einen Arbeiter war bei diesem Stande der Dinge fruchtlos.

Die Befugnis der Gewerkschaften hatte damals ihren tiefsten Stand erreicht. Später, während der Jahre 1934 und 1935, wurden sie reorganisiert und funktionierten so, daß sie die Achtung und Unterstützung wenigstens eines Teils der Arbeiterschaft zurückgewannen, und zwar dadurch, daß sie Erholungsheime bauten, energisch die Befolgung der Arbeitsregeln verlangten, selbst auf die Gefahr hin, daß die Arbeit gelegentlich darunter litt; ferner verteilten sie Theaterbillette, organisierten Schulen und Kurse und schickten die Arbeiter mit Frauen und Kindern in Erholungsheime.

7

Ich verließ die Versammlung und ging mit Popow und anderen Schweißern nach Hause.

«Wieviel Überstunden hast du heute gemacht?»

«Drei Stunden», antwortete Popow. «Alexander bleibt über die nächste Schicht. Ich habe gestern zwei Schichten gearbeitet und habe mein Brot nicht bekommen. Heute hab' ich abgelehnt.»

Wir gingen quer über Gräben und Eisenbahnschienen und rutschten an Abhängen hinunter. Es war schon beinahe stockdunkel und sehr kalt. Fast einen Kilometer mußten wir gehen, ehe wir zur Stadtgrenze kamen. Popow betrachtete einen Fräser, der neben ihm ging. «Halloh, du da», rief er. «Deine Nase ist weiß.» Der Fräser fluchte, zog den Handschuh aus und begann kräftig seine Nase mit einer Handvoll Schnee zu reiben. Die anderen lachten. «Sascha hat immer eine empfindliche Nase gehabt, seitdem er mit der Armee im Norden war, wo sie ihm beinahe erforen ist», sagte einer zu mir.

Als wir das Gebiet der Bauplätze verließen, hatte sich jeder von uns ein Bündel Brennholz gesammelt. Wenn möglich, nahmen wir nur Abfallholz, aber wenn solches nicht zu finden war, spalteten wir Planken und Balken und was uns unter die Hände kam. Wir mußten Wärme in die Baracken kriegen. Das Versorgungsamt hatte ja keine Kohle.

Ehe wir die Bauplätze verließen, mußten wir einen Umweg machen, um nicht mit dem Wächter zusammenzustoßen, der aufpaßte, daß niemand Holz stahl. Er war ein alter Partisan und mit einem Gewehr ausgerüstet, das möglicherweise schießen konnte. Nach einem neuen

Gesetz war Diebstahl von sozialistischem Eigentum ein Kapitalverbrechen, und da alle Holz mit nach Hause nahmen, konnte ja einer das Pech haben, als warnendes Beispiel zu dienen. Wir sahen den alten Wächter in seinem riesigen Schafpelz und mit dem langen Gewehr, aber er sah uns nicht.

Nachdem wir den Fabrikbezirk verlassen hatten, teilte sich die Schar. Grischka war mit einem Eimer versehen. Er nahm sämtliche Milchkarten und ging zur Milchverteilung, um den halben Liter zu holen, zu dem jeder Schweißer und Fräser täglich gesetzlich berechtigt war. Die Aussicht, Milch zu bekommen, war allerdings sehr gering. Im Winter war die Versorgung ganz schlecht. Die Milch kam zu Klumpen gefroren in Säcken von einem staatlichen Gut in der Nähe. Aber es war immerhin den Versuch wert. Deshalb schickten die Schweißer jeden Tag einen Mann und manchmal – einmal oder bestenfalls zweimal in der Woche – kam er wirklich mit einem halbvollen Eimer zurück.

Zwei Schweißer nahmen das Holz der ganzen Gruppe und gingen zu den Baracken, während wir anderen zu den Läden gingen, um Brot zu kaufen oder was man sonst gerade bekommen konnte.

Das große einstöckige Gebäude der Kooperativgenossenschaft der Hochofenbauarbeiter war ungeheizt und sehr schmutzig. Als wir in die Nähe kamen, sahen wir, daß es gedrängt voll von Arbeitern war und daß viele draußen Schlange standen.

«Merkwürdig», sagte Popow. «Sie geben wohl heute was Besonderes aus.»

Wir gingen näher und stellten die ewige Frage: «*Schto dajut?*» (Was gibt es?)

«Nur Brot», sagte ein Arbeiter in der Schlange. «Es ist gerade vor einer halben Stunde gekommen. Heute morgens gab's nichts.»

Wir stellten uns an. Langsam rückten wir vorwärts. Es dauerte zehn Minuten, bis wir hinein kamen, und weitere zwanzig, bis wir zum Ladentisch kamen. Die Fächer dahinter waren vollständig leer, abgesehen von vier Dosen Kaffeesurrogat und einer Reihe Parfümflaschen. Das einzige, was verkauft wurde, war schwarzes Brot. Eine Verkäuferin schnitt frische, dampfende Brotlaibe mit einem großen Messer. Nur selten brauchte sie ein Stück zweimal auf die Waage zu legen. Ein Gehilfe mit einer schmutzigen weißen Schürze über seinem Schafpelz schnitt die Coupons von den Brotkarten. Eine andere Verkäuferin nahm das Geld entgegen, fünfunddreißig Kopeken per Kilo. Gerade als Popow den Ladentisch erreichte, drängte sich ein großer Kerl mit mongoloiden Zügen vor und versuchte, sein Brot außerhalb der Reihe zu bekommen. Ein Sturm des Protestes brach los.

«Wenn du Vormann bist, scher dich zum Laden für Vormänner! Wenn du hier kaufen willst, mußt du dich in der Reihe halten», sagten vierzig Stimmen auf einmal. Der große Mongole protestierte. In gebrochenem Russisch stieß er Phrasen über die Rechte der nationalen Minderheiten heraus. Er bekam aber sein Brot erst, nachdem er sich wieder in Reih und Glied gestellt hatte. Zu oft schon hatten Angehörige der nationalen Minderheiten versucht, etwas umsonst oder außerhalb der Ordnung zu bekommen, oder Vorteile auf Grund der Nationalitätenpolitik Lenins zu ergattern. Das ging jetzt nicht mehr.

Popow zog eine verschlissene Brieftasche heraus und suchte nach Kleingeld, um das Brot zu bezahlen. Die Tasche war voll mit Geld. Er hatte mehr als zweihundert Rubel. (Nominell rund vierhundert Schweizer Franken, der Kaufkraft nach etwa vierzig Franken.) In der vergangenen Woche hatte er den Lohn für den letzten Monat erhalten, mit einer Verspätung von nur zehn Tagen, und damals gab es nichts zu kaufen. Er bekam jetzt Brot für sich und für Grischka, der zum Milchladen gegangen war, und für Grischkas Frau. Er verließ den Laden mit fünf Kilo Brot unterm Arm. Es war die Ration von zwei Tagen für zwei Arbeiter und eine zu versorgende Person. Ich bekam draußen mein Brot, und wir gingen zu einem Manufakturwarengeschäft auf der anderen Seite der Straße, um ein Paar Unterziehhandschuhe aus Wolle zu kaufen, die Popow notwendig brauchte. Der Laden war aber leer. Durch das Fenster konnten wir einen kleinen Haufen seidener Taschentücher und Sommerhemden sehen, seit einigen Tagen das einzige, was das Geschäft zu verkaufen hatte.

«Verdammtes Geschäft», sagte er. «Im Sommer haben sie Schafpelze, im Winter nichts als seidene Taschentücher. Ich muß wohl morgen zum Basar gehen, um Handschuhe und ein Paar Unterhosen zu bekommen.»

8

Wir gingen zehn Minuten bergaufwärts zwischen zwei Reihen von weißgemalten einstöckigen Baracken. In der letzten zu rechter Hand wohnten wir. Es war ein niedriges Holzhaus, dessen doppelte Wände mit Stroh

gefüttert waren. Das Persenningdach leckte im Frühling. In der Baracke waren dreißig Zimmer. Alle Bewohner hatten sich kleine Ziegel- oder Eisenöfchen gemacht, um die Zimmer warm zu halten, solange es Holz oder Kohle gab. Der niedrige Korridor wurde von einer kleinen Glühlampe erleuchtet. Popow stolperte voran, bis er zum Zimmer Nr. 17 kam. Sein Zimmerkamerad Grischka, der in den Eisengruben arbeitete, war gerade dabei, Feuer zu machen.

«Heh», sagte er, ohne von seiner Beschäftigung aufzublicken.

«Kalt», antwortete Popow, legte das Brot auf den Tisch und knöpfte den Pelz auf. Das Zimmer war etwa zweimal dreieinhalb Meter groß und mit einem kleinen Fenster versehen, das mit Zeitungspapierstreifen gegen die Kälte verklebt war. Im Zimmer befanden sich ein kleiner Tisch, ein kleiner Ziegelofen und ein dreibeiniger Stuhl. Die beiden eisernen Betten waren gebrechlich und schmal, ohne Federn. Es waren nur Bretter in den Eisenrahmen gelegt. Popow hängte den Pelz auf und kam zum Ofen, um sich die Hände zu wärmen.

Unser Zimmer war bedeutend größer als das Popows, weil Kolja ein Vormann war und ich ein Ausländer. Außer den Betten hatten wir einen Tisch und zwei Stühle. Auch eine kleine Garderobe gehörte zum Zimmer. Ich zündete ein Feuer an und schälte ein paar Kartoffeln.

In unserer Baracke wohnten achtzig Menschen, Männer, Frauen und Kinder. Der älteste Mann war vierunddreißig Jahre alt. Alle arbeiteten für die Bauorganisation, der die Baracke gehörte. Bis 1934 bezahlten wir keine Miete, danach zehn Rubel per Mann.

Es war einmal eine Küche vorhanden gewesen, aber jetzt wohnte dort eine Familie, so daß man gezwungen war, auf dem eigenen kleinen Ofen zu kochen. Eins der Zimmer war die Rote Ecke. Hier hing die Anschlagtafel der Baracke, zwei Fahnen und Bilder von Lenin, Stalin und Woroschilow. Hier war auch eine Bibliothek von zweihundert Büchern. Zweimal in der Woche fand in der Roten Ecke Unterricht für Analphabeten statt. Vor einigen Monaten befanden sich noch siebzehn erwachsene Personen in der Baracke, die weder lesen noch schreiben konnten. Jetzt waren es nur noch zehn. Es muß allerdings hinzugefügt werden, daß man für les- und schreibkundig angesehen wurde, wenn man seinen Namen schreiben und einen Satz in irgendeiner Sprache lesen konnte.

Die meisten der jungen Arbeiter in Baracke Nr. 17 waren unverheiratet. Der Grund war in erster Linie der Mangel an Frauen in Magnitogorsk, wie in jeder großen Neusiedlung, zweitens aber eine Folge der harten Lebensbedingungen. Wenn man zwei Schichten schwerer körperlicher Arbeit in starker Kälte bei schlechter Ernährung ausgeführt hatte, blieb einem wenig Energie übrig für Liebesgeschichten, zumal diese sich im Freien oder in überfüllten Räumen abspielen mußten.

9

Gegen sechs sammelte sich etwa ein Dutzend junger Arbeiter, Männer und Frauen, in der Roten Ecke mit ein paar Balalaikas und einer Gitarre. Die Tagesarbeit war getan, das Abendessen stand auf dem Feuer, und nun war es Zeit, zu singen. Und sie sangen! Revolutio-

näre Arbeiterlieder, Volkslieder und altrussische Lyrik. Ein junger Ukrainer tanzte. Ein Tatare sang ein paar heimatliche Lieder. Die Balalaikas wurden sehr geschickt behandelt. Ich habe mich stets über die große Anzahl russischer Arbeiter gewundert, die Balalaika spielen konnten. Sie lernten die Kunst während langer Winterabende in den Dörfern.

Plötzlich begann eine Erörterung. «Warum bekommen wir nicht mehr Zucker? Wir haben in diesem Monat nur zweihundert Gramm bekommen. Tee ohne Zucker kann man nicht trinken.» Beinahe alle hatten etwas zu sagen. Ein junger Mann erklärte, daß die Zuckerernte des letzten Jahres schlecht war. Die Zuckerfabriken konnten nur fünfzig Prozent des berechneten Bedarfs liefern. Ein anderer wies darauf hin, daß die Sowjetunion beträchtliche Mengen Kandiszucker exportierte, der in gewöhnlichen Zucker verwandelt werden könne.

«Wir müssen immer noch eine ganze Menge exportieren, um Walzwerke und andere solche Sachen zu kaufen, die wir noch nicht selber machen können.»

Einige Frauen schienen wenig überzeugt. Früher hatte es immer Zucker gegeben, außer im Kriege. Jetzt war ja nicht Krieg, also müßte es Zucker geben. Vor allem die älteren Frauen hatten sich noch nicht daran gewöhnt, Geld zu haben, mit dem sie nicht das kaufen konnten, was sie brauchten. Früher war Geld Wertmesser ihres Wohlstandes gewesen. Ein guter Lohn bedeutete, daß sie von allem das Beste haben konnten. So war es wirklich während der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre gewesen, besonders in den ukrainischen Industriebezirken, wo die Arbeiter, die Beschäftigung hatten, im allgemeinen gut essen konnten. Jetzt hatte

das Geld allerdings eine andere Bedeutung erhalten. Die Größe der Lohntüten, die Zahl der Banknoten unter der Matratze bestimmten nicht den Lebensstandard. Alle hatten Geld, aber was man zu essen hatte oder womit man sich kleidete, das war beinahe vollständig davon abhängig, was sich in dem Laden, auf den man angewiesen war, vorfand. War man ein ausländischer Spezialist oder ein großes Tier in der GPU. und hatte Zutritt zu den besonderen Ausländerläden, so konnte man Kaviar, kaukasischen Wein, importierte Sachen und eine reichliche Auswahl Schuhe, Kleider und anderer guter Dinge haben. Ingenieure, Vorarbeiter, wie Sjemitschkin und Kolja, hatten Karten für einen Laden für Techniker, wo sie Brot und manchmal Fleisch, Butter, Fische und gewisse Manufakturwaren bekommen konnten. Die meisten aber waren wie Popow auf die Arbeiterläden angewiesen, wo Brot das einzige war, was man mit Sicherheit einigermaßen regelmäßig erhalten konnte. Manchmal geschah es, daß man einige Tage lang auch kein Brot bekommen konnte. Da aber die meisten Arbeiter mit einer Hungersnot rechneten, hatten sie einen Zwiebackvorrat gesammelt, der ihnen über solche Perioden hinweghelfen sollte.

Meine Karte verwies mich zum Laden der Arbeiter, und ich wäre gezwungen gewesen, mich so gut es eben ging, durchzuschlagen, wenn Kolja mir nicht geholfen hätte. Er verlangte für mich eine Karte zum Einkauf im «Insnab», der berühmten und sagenumsponnenen Verkaufsstelle für Ausländer, und er setzte es durch, obwohl ich laut Gesetz diesen Vorzug nicht genießen durfte, da ich nicht auf Grund eines Kontrakts mit dem «Amtorg» nach der Sowjetunion gekommen war, sondern aus

eigenem Antrieb. Meine größte Schwierigkeit war, rechtzeitig während der Verkaufszeit zum Insnab zu kommen. Immerhin gelang es uns, dank meinem Insnabbuch und Koljas vielen Lebensmittelkarten und seinen Karten für den Technikerladen ziemlich gut zu essen, sicher besser als die meisten in unserer Baracke, und viel besser als die meisten Arbeiter in der lang hingestreckten Stadt Magnitogorsk.

Die Lebensmittelverhältnisse waren ständiges Diskussionsthema bei den gelegentlichen kleinen Zusammenkünften in der Roten Ecke der Baracke vor oder nach dem Mittagessen. Immer schien jemand zur Hand zu sein, der versuchte, die gegenwärtige Lage zu erklären, und für gewöhnlich schienen die meisten von den Erklärungen befriedigt.

«Wartet nur fünf oder zehn Jahre, dann werdet ihr sehen, daß wir keinen einzigen Sack mehr von der kapitalistischen Welt brauchen», sagte Anja, ein junger weiblicher Schweißer. «Dann sind wir nicht mehr zum Export von Lebensmitteln gezwungen. Wir können selbst alles aufessen.»

«In fünf oder zehn Jahren wird es keine Kapitalistenwelt mehr geben», sagte ein junger Monteur und machte eine verächtliche Handbewegung. «Was glaubt ihr wohl, was haben die Arbeiter dort vor? Bildet ihr euch ein, daß sie noch weiter zehn Krisenjahre hungern wollen, vorausgesetzt, daß nicht inzwischen Krieg kommt? Das lassen sie sich nicht gefallen.»

«Natürlich nicht. Sie machen Aufruhr», sagte ein anderer. «Und wir werden ihnen helfen, wenn es so weit ist.»

Danach ging die Unterhaltung auf prosaischeres Gebiet über. Beljakow, der Lagerverwalter für die Hoch-

ofenabteilung, war ein Bürokrat. Jeder hatte etwas Schlechtes von ihm zu sagen. An den Händen zu frieren oder ohne Zucker auszukommen, das ging noch an. Das kam vom Klima oder der allgemeinen Politik der Sowjetregierung. Aber mit einem Bürokraten wie Beljakow zu tun zu haben, der es liebte, wie ein Gendarm oder ein mittelalterlicher Feudalherr aufzutreten, das war wirklich zu viel.

10

Es war beinahe sieben Uhr, als Kolja nach Hause kam und die Nase in die Rote Ecke steckte. «Jack, wir müssen gehen, wenn wir zurecht kommen wollen.» Wir holten unsere Bücher aus unserem Zimmer. Kolja hatte schon im Technikersaal zu Abend gegessen, wo ihm drei Karten zur Verfügung standen.

«Ich war im Krankenhaus, um nach Waska zu sehen», sagte Kolja, während er seine schmutzigen Filzstiefel mit einem Paar anderer vertauschte. «Viel scheint nicht mehr mit ihm los zu sein. Der Arzt sagte, daß er vermutlich in dieser Woche sterben wird.»

Waska war ein Schweißer aus unserer Baracke und unserer Gruppe. Vor zwei Wochen war er abgestürzt und hatte sich den Brustkasten eingeschlagen. Seitdem lag er in der chirurgischen Abteilung des Krankenhauses zwischen Leben und Tod. Ich hatte ihn zweimal besucht, aber das Krankenzimmer war kein angenehmer Ort, und ich versuchte daher, einen neuen Besuch so lange als möglich aufzuschieben. Es war dort kalt und schmutzig. Die Schwestern waren in Schafpelze gekleidete Bauernmädchen, die allmählich vollständig

gleichgültig gegen alle Schmerzen und alles Leiden rund um sich herum geworden waren: Männer, die von glühenden Eisen verbrannt waren und drei Tage schrien, ehe sie starben, Männer, die wie Fliegen zerdrückt waren vom Erz, unter Kränen oder anderen schweren Gegenständen. Es war nur unnütze Mühe mit ihnen. Waska wurde leidlich gut behandelt, weil er infolge seines zerschmetterten Brustkastens nicht schreien konnte und weil er ein netter Junge war. Aber nicht alle Patienten hatten es so gut.

« Ich hab' ihn seit vier Tagen nicht besucht », sagte ich.

Wir nahmen unsere in Zeitungspapier eingeschlagenen Bücher und gingen zur Schule.

Um diese Zeit verließen viele Leute die Baracke; einige gingen ins Kino, andere in den Klub, bei den meisten verriet das Buchpaket unterm Arm den Bestimmungsort. Sie befanden sich auf dem Schulweg. Vierundzwanzig von den Bewohnern der Baracke besuchten eine der Unterrichtsanstalten.

Ich besuchte die Komwus genannte höhere Lehranstalt. Der Unterricht erstreckte sich über drei Jahre. Er umfaßte Russisch, Mathematik, Nationalökonomie, Leninismus, Geschichte der Kommunistischen Partei in der Sowjetunion, Geschichte der revolutionären Bewegungen in den westlichen Ländern, Parteilehre und Dialektischen Materialismus. Die meisten Schüler dieser Schule wurden nach bestandenem Examen Berufspropagandisten oder Funktionäre der politischen und administrativen Organisationen. Die Mehrzahl der Studenten konnte beim Eintritt in die Kommunistische Hochschule nur leidlich lesen und schreiben. Die Eintrittsbedingungen waren dieselben wie für die fünfte

Klasse der Elementarschule, aber wichtig war eigentlich nur, daß der Eintritt Suchende lesen und schreiben konnte. Das akademische Niveau der Komwus war infolgedessen sehr niedrig. Die Schulbücher verursachten allerlei Schwierigkeiten, besonders in solchen Fächern wie Dialektischer Materialismus, für den es nur ein von Bucharin geschriebenes Buch gab, das später für «opportunistisch» erklärt und auf die schwarze Liste gesetzt wurde, weshalb es nicht in den Schulen verwendet werden durfte. Bücher wie der «Anti-Dühring», «Die Dialektik in der Natur» oder «Materialismus und Empirio-Kritizismus» in den Händen von Studenten mit derart begrenzter Allgemeinbildung erzeugten natürlich eine zum Himmel schreiende Oberflächlichkeit. Die Lehrer befanden sich daher in einer schwierigen Lage. Der Lehrstuhl für Dialektischen Materialismus wechselte denn auch im Verlaufe des Unterrichtsjahres 1933/34 viermal den Inhaber. In sämtlichen Fällen war die Veränderung durch «Abweichungen» veranlaßt, und in zwei Fällen führte sie zur Verhaftung. Eine der wichtigsten Aufgaben des Schulleiters war das Jagen nach Abweichungen. Wenn seine hierauf gerichteten Anstrengungen kein Ergebnis zeitigten, so konnte er sehr leicht selber Unannehmlichkeiten wegen «Gleichgültigkeit» bekommen, oder weil er «Feinde tolerierte».

Ich begann mit dem Besuch der Komwus schon drei Monate nach meinem Eintreffen in Magnitogorsk, um meine russischen Sprachstudien zu fördern. Dann wurde ich auf die Behandlung der übrigen Fächer aufmerksam. Besonders faszinierte mich der Geschichtsunterricht. Jeder historische Vorgang war entweder schwarz oder weiß; alle Bestrebungen und Ziele waren stark verein-

facht. Auf jede Frage gab es eine absolut entscheidende Antwort. Aber damit nicht genug, mußte die Formulierung der Frage so oder so sein. Folgte man allen diesen Regeln, so schien alles vollständig vernünftig. Die Geschichte war in ein neues System gebracht, ungefähr wie Mathematik. Das einzig Bedauerliche bei alledem war nur, daß es oft durchaus nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmte.

Ich erinnere mich einer Diskussion der Marx'schen Gesetze über die Ausbeutung der Arbeiter in den kapitalistischen Ländern. Nach diesem Gesetz – so wie es in Magnitogorsk ausgelegt wurde – waren die arbeitenden Klassen in Deutschland, England und den Vereinigten Staaten ebenso wie in allen anderen kapitalistischen Ländern seit dem Durchbruch der Industrialisierung im 19. Jahrhundert fortschreitend verarmt. Nach einer Vorlesung ging ich zum Lehrer und erzählte ihm, daß ich zufällig in England gewesen sei und daß die Verhältnisse unter den Arbeitern dort, so weit ich es beurteilen konnte, bedeutend besser als in den Tagen Charles Dickens' wären oder als zur Zeit, da Engels seine Abhandlung über «Die Lage der arbeitenden Klassen in England» schrieb.

Der Lehrer wollte mich nicht anhören. «Schau ins Buch, Genosse», sagte er. «Es steht im Buch.» Es spielte für den Mann keine Rolle, daß das Buch im nächsten Monat als konterrevolutionär erklärt werden konnte. Dann würde er eben ein neues Buch erhalten. Die Partei beging keine Fehler. Er hatte das Buch von der Partei bekommen. Das genügte.

Kolja besuchte das Technikum, eine Lehranstalt mit einem wenn auch unbedeutend höheren Niveau als die

Kommunistische Hochschule. Die Bewerber mußten sieben Jahre Schulbesuch nachweisen und sich einer Eintrittsprüfung unterziehen. Der Unterricht umfaßte Algebra, Physik, Chemie, Mechanik, Materiallehre, Linearzeichnen, Konstruktionszeichnungen, Betonarmierung und Holzkonstruktionen unter besonderer Berücksichtigung der in Magnitogorsk notwendigen Konstruktionstypen. Die meisten Lehrer waren Ingenieure, die in den Konstruktionskontoren oder draußen auf den Anlagen arbeiteten. Nach ihrer Tagesarbeit kamen sie zum Unterricht, müde und unvorbereitet. Die Anforderungen an die Studenten waren insofern noch größer, als sie viermal in der Woche abends hörten, während die Lehrer gewöhnlich weniger oft unterrichteten. Ein «Komsomol», das heißt ein Arbeiter, der der Partei nicht angehörte, wurde zu denselben Bedingungen zum Studium zugelassen wie ein Parteimitglied. «Klassenfeinde» und deren Familienmitglieder hatten dagegen keine Aussicht hineinzukommen. Schabkow, dessen Vater Kulak war, konnte also nicht aufs Technikum kommen. Dieses Verbot für «*Lischentsi*» (ihre Rechte beraubter Mitbürger) galt bis 1936, als ein Dekret von Moskau allen gleiches Recht auf Unterricht gewährte.

Ein halbes Dutzend anderer Schulen wurde jeden Abend von den Arbeitern der Baracke Nr. 17 besucht: die Chauffeurschule, ein Kursus, der auch verschiedene militärische Fächer umfaßte, Spezialkurse zur Ausbildung von Landwirten, Hebammen, Postbeamten und Telegraphisten. Diese Schulen wurden von verschiedenen Behörden und Organisationen geleitet.

Die Schulkosten, die Ausgaben für Licht, Wärme, Lehrergehälter und manchmal auch die Bücher und das

Papier für die Schüler wurden aus den großen Staatsfonds zur Ausbildung von Technikern und qualifizierten Arbeitern bestritten. Die Studenten bezahlten gar nichts. Sie erhielten sogar gewisse Vergünstigungen, längere Urlaube, Befreiung von der Arbeit während der Examenperioden usw.

Zu jener Zeit konnte Magnitogorsk nur einige Tagesschulen für Erwachsene aufweisen. Die meisten Arbeiter studierten wie Kolja und ich nur abends. Es gab in Rußland zu viel und zu eilige Arbeit, als daß man Millionen junger Arbeiter am Tage aus den Fabriken hätte in die Schulen schicken können. Die Abendschulen verschwanden jedoch nach fünf Jahren und wurden durch freiwillige Tagesschulen ersetzt, deren akademischer Standard bedeutend höher lag als der der Abendschulen. Die Studenten an diesen Institutionen erhielten staatliche Stipendien von 40 bis zu 500 Rubel im Monat. Dieses System bestand bis 1940; dann war die Regierung infolge der Notwendigkeit, Millionen für Rüstungszwecke aufzubringen, gezwungen, Gebühren für den Unterricht von der siebten Klasse an zu erheben.

Die unerhörten wirtschaftlichen Opfer, die die Sowjetunion den höheren Lehranstalten bringen mußte, waren durch den Mangel an Fachleuten auf allen Gebieten hervorgerufen. Die Revolution, der Bürgerkrieg, die Massenauswanderung der «alten» Elemente verursachten einen beträchtlich größeren Mangel an ausgebildeten und qualifizierten Leuten, als er vor dem Kriege bestanden hatte. Das wirtschaftliche und das politische Leben wurde anfangs der dreißiger Jahre immer komplizierter und machte es zur Notwendigkeit, eine Sowjetintelligenz zu schaffen. Das war der ursprüngliche Anlaß für die

enormen Anstrengungen in dieser Richtung, die in Magnitogorsk unter anderem ihren Ausdruck in dem gewaltigen Betrag von fast 100 Millionen Rubel fanden, die in das Baubudget zur Ausbildung tüchtiger Arbeiter aufgenommen wurden. Diese Riesensumme wurde als Kapitalanlage verbucht, also ebenso wie die in die Hochofenbauten gesteckten Beträge.

Die Notwendigkeit, eine Sowjetintelligenz zu schaffen, hatte noch andere einschneidende Folgen. Die Einführung abgestufter Lohnskalen, die Vergrößerung der Unterschiede zwischen den Löhnen qualifizierter und unqualifizierter Arbeiter war hauptsächlich ein Versuch, die Lust zum Studium anzufeuern. Um das zu erreichen, mußte die Stumpfheit und traditionelle Trägheit des russischen Bauernstandes überwunden werden. Der Bevölkerung, besonders den Bauern, mußte die Lust zum Lernen eingeimpft werden. In gewisser Weise war dieser Wunsch schon vorhanden als Reaktion gegen jahrhundertelange Absperrung von allen Ausbildungsmöglichkeiten. Auch regten sich die gesunde menschliche Neugier und der natürliche Wissensdrang. Aber stärkere Antriebe waren nötig. Wenn ein Ingenieur keine größeren Einnahmen hätte als ein Hirtenjunge, würden die meisten Bauern es vorziehen, bei ihren Herden zu bleiben, und sich wenig um Newton und Descartes bekümmern.

Im Jahre 1933 waren die Lohnverhältnisse ungefähr folgende: Ein gewöhnlicher, unqualifizierter Arbeiter hatte in Magnitogorsk etwa 100 Rubel im Monat; der Gehilfe eines qualifizierten Arbeiters 200 Rubel; ein qualifizierter Arbeiter 300; ein Ingenieur ohne längere Praxis 400 bis 500; mit Praxis und Erfahrungen 600 bis 800; Verwalter, Direktoren usw. von 800 bis 3000 Rubel

im Monat. Diese kräftigen Gehaltsabstufungen und die Gewißheit, daß ein jeder in jedem Fach Arbeit finden konnte, reizte die intellektuelle Neugierde. Die Zusammenwirkung dieser beiden Faktoren war so stark, daß sie 1933 in den Abendschulen von Magnitogorsk eine Studentenschaft schufen, die durchweg bereit war, tagsüber acht, zehn, ja sogar zwölf Stunden, oft unter den ungünstigsten Verhältnissen zu arbeiten, um danach die Abendschulen zu besuchen. Da saßen sie, manchmal mit leerem Magen, auf Bänken ohne Lehnen in einem Zimmer, das so kalt war, daß man seinen Atem einen Meter vor sich sehen konnte, und studierten Mathematik vier Stunden hintereinander. Die Vorkenntnisse waren mangelhaft, die Verhältnisse aufreibend. Trotzdem konnte Kolja nach zweijährigem Studium im Technikum Konstruktionszeichnungen zu einem Spann- oder Hängewerk entwerfen, Volumen und Flächen berechnen und viele andere Aufgaben lösen. Außerdem wußte er auf Grund seiner praktischen Erfahrungen das Gelernte richtig anzuwenden.

Kolja und ich gingen also den Berg hinunter und zur Schule. Es war kalt, der Wind biß uns in die Backen und nach fünf Minuten war die Feuchtigkeit des Atems auf Augenbrauen und Wimpern gefroren. Wir schritten rasch aus, denn es war schon kurz vor sieben.

«Was habt ihr heute abend?» fragte ich.

«Mechanik», antwortete Kolja.

«Hast du deine Hausaufgaben gemacht?»

Kolja fluchte vor sich hin. «Wann zum Teufel glaubst du eigentlich, daß ich dazu Zeit gehabt hätte?»

Schweigend gingen wir weiter. Das Komwus-Schulhaus bestand aus einer Baracke, die im großen und

ganzen der, in der wir wohnten, ziemlich ähnlich war, nur war sie reiner und hatte größere Zimmer. Als wir uns der Tür näherten, hörten wir Natascha, die den Schuldiener machte, herauskommen und kräftig mit einer Kuhschelle klingeln. Wir kamen also gerade zur Zeit. Kolja ging in die Technikum-Abteilung und ich begab mich in mein Klassenzimmer. Unsere Gruppe bestand aus vierundzwanzig Studenten im Alter von vierzehn bis fünfundvierzig. Der Lehrer war ein kleiner, scharfer, bebrillter Mann, der tagsüber Konstrukteur war.

Wir begannen mit Parteilehre. Nach fünf Minuten war der große Nieter vor mir eingeschlafen; er schlief fest, mit dem Kinn auf der Brust. Seine Belegschaft hatte eine notwendige, sehr eilige Arbeit ausführen müssen und achtundvierzig Stunden keinen Schlaf bekommen.

Popow ging nicht zur Schule. Er besuchte den Grubenarbeiterklub, der nur zehn Minuten von Baracke Nr. 17 entfernt lag. Es sollte dort eine Kinovorstellung stattfinden, aber der Film war aus irgendwelchen Gründen nicht eingetroffen. Er hielt sich eine halbe Stunde im Klubzimmer auf und las einen Bericht in einer literarischen Zeitschrift. Danach entschloß er sich, eine Dusche im Distriktsbadehaus zu nehmen. Aber die Schlange dort war zu lang; er hätte mindestens eine Stunde warten müssen. Er zog es daher vor, nach Hause zu wandern und einen Brief an seinen Bruder zu schreiben, der in der Roten Armee in Kasakstan diente.

II

Es war etwas nach elf Uhr, als ich zur Baracke Nr. 17 zurückkam. Kolja war zehn Minuten eher gekommen.

Er hatte Feuer angemacht. «Bist du hungrig, Jack?» Ja, das konnte ich nicht leugnen. Wir kochten ein halbes Dutzend Kartoffeln und aßen sie mit Salz. Es schmeckte wirklich sehr gut, aber ehe Kolja seine letzte verzehrt hatte, schlief er in hockender Stellung vor dem eisernen Öfchen ein.

Um die Baracke heulte der Wind, aber drinnen in unserem Zimmer war es warm. Die über die Fensterritzen und die Risse in den Wänden geklebten Zeitungsstreifen hielten die Kälte ab. Das verlöschende Feuer warf einen roten Schein über das Zimmer.

Ich fing an einzuduseln, als eine besonders unangenehme Laus mich in die untere Rückenpartie biß. Ich jagte und fing das kleine Vieh und zerdrückte es zwischen den Daumennägeln nach bester russischer Methode. Danach weckte ich Kolja, und wir gingen zu Bett.

DIE GESCHICHTE VON MAGNITOGORSK

I

Im Frühjahr 1933 zog ich mir in der Fabrik eine schwere Verbrennung zu. Zwei Wochen lang mußte ich den Arm in der Binde tragen. Fast jeden Tag ging ich in die Klinik, um mich von dem alten, weißbärtigen Doktor verbinden zu lassen. Wir wurden sehr gute Freunde, und ich besuchte ihn oft in seiner Baracke in der Nähe des Krankenhauses. Er wohnte allein, seine Familie befand sich, soweit ich verstehen konnte, in Frankreich.

Der Doktor war seit der Jahrhundertwende Arzt im Uraldistrikt. Schon von jeher war er Sozialist gewesen, seit 1905 gehörte er der Martow'schen Gruppe der Menschewiken[1] an. Er stand in Magnitogorsk unter Aufsicht, weil er als ehemaliger Menschewik bekannt war, der es niemals für notwendig gefunden hatte, seine Anschauungen zu verleugnen. Er diskutierte niemals über Politik, lebte seiner Arbeit in der Klinik oder im Krankenhaus, wo er Knochenbrüche und verschiedene Krankheiten heilte. In seiner freien Zeit arbeitete er an einem Riesenwerk über industrielle Hygiene, welches noch immer nur zur Hälfte fertig war, obwohl er sich

[1] Menschewiken sind Anhänger der alten russischen sozialdemokratischen Fraktion.

den größten Teil des letzten Jahrzehntes damit beschäftigt hatte. Lange vor der Revolution hatte der Doktor in Ufa gearbeitet, ungefähr dreihundert Kilometer westlich von Magnitogorsk. Ab und zu war er über die Steppen zu dem alten Dorf Magnitnaja geritten. Er konnte sehr fesselnde Geschichten erzählen. Dank seiner Hilfe konnte ich die Umrisse der Geschichte von Magnitogorsk aufzeichnen.

2

Der «Magnetberg», Magnitogorsks Eisenherz, liegt auf dem östlichen Abhang des Uralgebirges, ungefähr hundert Kilometer östlich der Wasserscheide, die Europa von Asien trennt. Seine Umgebung besteht aus unfruchtbarer Steppe und so regelmäßigen welligen Hügeln, daß sie an eine Wüste erinnern. Der Sommer ist heiß und staubig und währt nur drei Monate. Der Winter dagegen ist lang, kalt und windig. Der Niederschlag ist äußerst unbedeutend. Ungefähr acht Kilometer westlich des Magnetberges fließt der Uralfluß durch die Landschaft. Er ist – oder richtiger gesagt war, vor Anlage der Dämme – nur ein Flüßchen und strömte nur im Frühjahr etwas reichlicher. Während der Sommermonate trocknet er fast ganz aus und friert im Winter bis auf den Grund zu.

Der «Berg» selbst besteht eigentlich aus zwei großen Hügeln, die eine Höhe von zweihundertfünfzig Meter erreichen. Sie sind gleichmäßig kahl und uninteressant.

Das ist die Geographie von Magnitogorsk. So sah es Jahrhunderte lang aus, schon zu der Zeit, als Mongolen und Tataren vom Stillen Ozean bis Zen-

traleuropa über das Land hinwegbrausten, und als Nomaden zum ersten Male ihre Herden im Uralfluß tränkten. Im Verlauf dieser unruhigen Jahrhunderte entstand einige Kilometer unterhalb der Flußquelle ein kleines Dorf. Die Bewohner, aus dem Stamme der Baschkiren, widmeten sich hauptsächlich der Viehzucht. Das Dorf war sehr klein, und die Behausungen waren elende Lehmhütten. Die Dorfleute hatten die beiden Berghöhen, die ungefähr zwölf Kilometer von ihrem Dorf auf der gleichen Seite des Flusses lagen, Eje-Derlui und Atatsch genannt, schenkten ihnen jedoch sonst wenig Aufmerksamkeit. Man war mehr für das kahle Tal interessiert, in dem es an manchen Stellen gerade so viel Grasweide gab, um einen Teil ihres Viehs zu ernähren.

Die strengen, stürmischen Winter und die warmen, staubigen Sommer kamen und gingen. Jahrhunderte zogen vorbei, aber das Leben der Dorfbewohner zeigte nur unbedeutende Veränderungen. Der Niederschlag war so gering und die Erde so unfruchtbar, daß nicht einmal reichlich Gras wuchs. Nichtsdestoweniger begannen die Siedler sich allmählich auch dem Ackerbau zuzuwenden. Sie lernten an den flachen Stellen in der Nähe des Flusses zu säen, wo es nicht zu beschwerlich war, das Land mit der Hand zu bewässern. Auf diese Weise entwickelte sich sehr langsam ihre Kultur. Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erschienen die Russen zum erstenmal im Land. Ein militärischer Vorposten wurde nach Tscheljabinsk, ungefähr zweihundert Kilometer nordwestlich, gelegt. Von diesem Sammelpunkt kamen die Russen, untersuchten den Boden, zeichneten Karten und versuchten Steuern zu erheben. Manchmal hatten sie Glück, manchmal wurden sie von den

Einwohnern umgebracht. Sie blieben jedenfalls nicht lange.

Eines Tages entdeckte ein Russe, daß seine Kompaßnadel auf eine erstaunliche Weise durch den Eje-Derluiberg beeinflußt wurde. Er nannte das nahe gelegene Dorf «*Magnitnaja*» oder «die Magnetische» und verließ bald die Gegend. Im nächsten Frühjahr kam er mit einer Anzahl von Männern, die Schaufeln und Vorräte mitbrachten, zurück. Sie fingen an den Abhängen des Derlui zu graben an und stießen auf reiche Eisenerzvorkommen. Einige der Männer blieben den ganzen Sommer hindurch und gruben weiter. Anfangs waren die Dorfbewohner neugierig, aber nach kurzer Zeit verloren sie jedes Interesse.

Im Jahre 1747 kam ein unternehmender russischer Grundbesitzer und Industrieller namens Mjasnikow in die Gegend und begann einen Grubenbetrieb. Er hatte sich Leibeigene von Zentralrußland mitgebracht und verpflegte sie mit Fleisch, das er von den Bewohnern zu einem Spottgeld kaufte. Diese Leibeigenen mußten viele Stunden täglich arbeiten; während der Sommermonate schliefen sie auf nackter Erde. Mjasnikow kam dabei gut zurecht.

In der warmen Jahreszeit wurde das Erz an den Abhängen des Berges gefördert und in Haufen aufgeschichtet. Bei Einbruch des Winters wurde es mit Schlitten über die schneebedeckte Steppe mehr als hundert Kilometer weit nach Beloretsk geschafft. Hier wurde es mittels Holzkohle in kleinen Öfen geschmolzen, und so wurden einige wenige Tonnen Erz – höchstens vierzig – täglich erzeugt.

Im Jahre 1753 erhielten Mjasnikow und sein Teilhaber Twerdischew den ganzen Magnetberg von der

Zarin Elisabeth als Geschenk. Es war nicht billig gewesen, alle Mittelspersonen gefügig zu machen, aber es war die Sache wert. Das Bergwerk und das Schmelzwerk in Beloretsk wurden einige Jahre später verkauft und gelangten schließlich nach einigen dunklen Transaktionen in den Besitz von Vogau & Co., einem Metallkonzern, dessen Anteile zum überwiegenden Teil in französischen und belgischen Händen waren. Die Förderung wurde jetzt mehr geschäftsmäßig betrieben. Es wurden bis zu zweihundert Tonnen Erz jährlich gefördert und verfrachtet. Die Erzeugungs- und Frachtkosten betrugen drei bis vier Kopeken für das Pud, was ungefähr zwei Rubel für die Tonne ausmachte.

Hundertfünfzig Jahre lang wurden die Metallschätze des Urals durch den industriellen Kapitalismus ausgebeutet. Im Jahre 1913 war das Werk rationalisiert, und die Erzeugung auf eine Höchstleistung von fünfzigtausend Tonnen jährlich gebracht worden. (Diese Menge wird jetzt in zwei Tagen erzeugt.) An Stelle der Leibeigenen wurden die ansässigen Baschkiren und Kirgisen und russische Wanderarbeiter zu festen Lohnsätzen verwandt.

Wenn auch die Arbeit jetzt besser als früher organisiert und einige Maschinen vorhanden waren, so blieben doch die wesentlichen Arbeitsvorgänge unverändert wie im 18. Jahrhundert. Der Transport erfolgte mit Pferden und Schlitten. Menschen und Tiere bildeten die einzige Kraftquelle. Es gab keine Eisenbahnen, keine Elektrizität und keine neuzeitlichen Maschinen. Die Arbeit wurde sehr primitiv betrieben; das Erz wurde an der Oberfläche geschürft. Es wurde kein Versuch gemacht, die Mine auszubauen und günstigere Bedingungen für

zukünftige Förderungen zu schaffen. Die deckende Erdschicht wurde abgegraben und in der Nähe aufgehäuft, um bei fortschreitender Förderung wieder umgelagert zu werden.

3

Die Bewohner des Dorfes Magnitnaja sowie ein beträchtlicher Teil der Grubenarbeiter setzten sich vor dem Kriege, wie erwähnt, aus Baschkiren und Kirgisen zusammen, das heißt aus asiatischen Stämmen, die geschichtlich und kulturell von den Türken, Mongolen, Tataren und Russen beeinflußt waren. Ihre Sprachen waren dem Türkischen verwandt und auch ähnlich. Das Land der Kirgisen liegt zweitausend Kilometer südöstlich von Magnitnaja. Es ist ein wildes Bergland mit zahlreichen Seen und einigen Gletschern. Es gab dort vor dem Krieg nur wenig Ackerbau. Die halb als Nomaden lebenden Kirgisen ernährten sich von Viehzucht. Sie wurden nicht nur von den eingesessenen Kirgisenhäuptlingen, sondern auch von den russischen Kolonisten und Steuererhebern ausgebeutet. Ihre Kultur stand auf sehr niedriger Stufe; es gab keine kirgisische Schriftsprache. Über fünfundneunzig Prozent der Bevölkerung konnten nicht lesen. Ärzte, Schule und kulturelle Einrichtungen fehlten vollständig. Zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts verwüstete ein uns unbekannter, aber sehr blutiger Krieg das Land. Danach wanderten Teile der kirgisischen Viehzüchter nach anderen Gegenden aus. Einige zogen nach Norden und Nordwesten und vermischten sich mit Baschkiren, Tataren und Kosaken. Auf diese Weise setzte sich die Bevölkerung des südlichen Ural, in dem Magnit-

naja lag, hauptsächlich aus alteingesessenen Kirgisen zusammen.

Das Dorf Magnitnaja bestand, wie erwähnt, aus kirgisischen und baschkirischen ehemaligen Nomaden, die sich vor kurzem erst dem Ackerbau zugewandt hatten – aus Menschen, des Lesens unkundig, ohne Bildung, die sich von jeher jedem fremden Einfluß wild widersetzten.

Sie waren über das Erscheinen der Bergarbeiter verbittert. Viele nahmen später Arbeit an und schafften das Erz nach Beloretsk. Sie wurden proletarische Taglöhner eines landfremden Kapitalismus. Kulturell standen sie zwischen Barbarei und Zivilisation. Sie arbeiteten gegen Lohn und gewöhnten sich daran, Wodka, bedruckte Baumwollstoffe und Tabak zu kaufen. Hieran begannen sie Geschmack zu finden. Sie vergaßen zu ihren Herden zurückzukehren und wurden allmählich Fuhrleute, Bergarbeiter, Taglöhner. Mit der Erbauung von Magnitogorsk erlernten viele von ihnen einen Beruf. Sie wurden fachlich geschulte Arbeiter und Techniker.

Die Männer dieser Stämme gaben nie ihr Nationalbewußtsein auf. Sie lehrten ihre Kinder ausschließlich Kirgisisch und Baschkirisch und ließen es sich angelegen sein, selbst nur so viel Russisch zu lernen, wie sie für ihre Arbeit benötigten. Sogar noch heute gehen ihre Kinder in eigensprachige Schulen (erst die Bolschewisten schufen Alphabete in diesen Sprachen). Auch ihre nationale Kleidung behielten sie vielfach bei. Sie sind bis heute zum überwiegenden Teil ein nicht assimilierter Bestandteil der großen Masse von Russen, Ukrainern, Juden, Letten, Finnen, Deutschen und andern, die zum Aufbau von Magnitogorsk einwanderten.

4

Die Revolution des Jahres 1917 übte keinen unmittelbaren Einfluß auf die Bergleute und Nomaden aus, die um Magnitogorsk wohnten. Sie gingen auch weiterhin ihrer Arbeit nach, obgleich der Einkauf immer schwerer für sie wurde und das Transportwesen sehr beeinträchtigt war.

Dann kam der Bürgerkrieg. Die russischen Bergleute führten mit Gewehr im Arm fremdartige Reden über die Sowjetmacht, die Enteignung der Kapitalisten und über die Inbesitznahme des Landes durch die Bauern.

Einige jüngere Leute verließen das Dorf und schlossen sich den roten Partisanen an. Wenige traten in die weißrussische Armee des Admirals Koltschak ein, die von Sibirien aus in den Ural eindrang. Es kam jedoch nicht zu größeren Kämpfen in der Gegend von Magnitnaja. Beide Parteien zogen es vor, in Gegenden zu kämpfen, in denen es mehr Holz und Essen gab.

Schließlich drang Koltschak mit Unterstützung von Tschechen, Japanern und andern vor und eroberte das Land bis zur Wolga. Er verleibte es seinem sibirischen Reich ein. Die Dorfbewohner sahen sich noch nicht dagewesenen Einschränkungen und Entbehrungen unterworfen. Ihr Eigentum wurde beschlagnahmt. Die Männer wurden in die Weiße Armee eingereiht, ihre Herden von einer buntgemischten Soldateska aufgegessen, die die Bolschewisten zu vernichten und wieder einen feudalkapitalistischen Staat in Rußland aufzurichten versuchte.

Der Kampf wurde auf beiden Seiten mit gleicher Erbitterung geführt. Die Erzeugung von Eisenerz hörte vollständig auf. Die Bevölkerung war noch ärmer ge-

worden als vorher. Keiner wußte, welche historischen Belange auf dem Spiel standen. Aber jeder war sich bewußt, daß Koltschak die großen Landbesitzer und Kapitalisten repräsentierte, während die Rote Armee kämpfte, um den Bauern das Land und den Arbeitern die Bergwerke und Fabriken zu überlassen und um die verhaßten Steuereintreiber und die reich uniformierten weißrussischen Offiziere aus dem Lande zu jagen oder zu vernichten.

Nach dreijährigem Bürgerkrieg wurde Koltschak mit seinem Heer aus dem Ural vertrieben und bis zum Stillen Ozean zurückgedrängt. In Magnitnaja erfuhr man erst später von seiner endgültigen Niederlage. Die Bewohner wußten nur, daß sie von ihm befreit waren. Sie sammelten ihre zerstreuten, stark verringerten Herden, bauten ihre Häuser wieder auf und versuchten ihr Leben wieder auf eine Grundlage zu stellen, die ihnen eine Existenzmöglichkeit gewährleistete. Die Schwierigkeiten waren groß. Das industrielle Leben des Landes war lahmgelegt, das Transportwesen völlig zusammengebrochen. Vorräte waren nicht vorhanden. Sieben Jahre Krieg, Revolution, Hungersnot und Bürgerkrieg hatten das Land derartig zerstört, daß es einem Menschen glich, dessen Lebensgeister am Verlöschen waren.

Im Jahre 1942 betrug die allgemeine Erzeugung der russischen Industrie zehn bis fünfzehn Prozent des Durchschnittes von 1913. Mit Hilfe der neuen Wirtschaftspolitik kam das Land in den nächsten vier Jahren allmählich wieder auf die Füße. Vergebungen von Konzessionen an Ausländer und die teilweise Entwicklung des Privatunternehmertums in Handel und Industrie erleichterten seine Genesung.

In dieser Zeitspanne, in deren Verlauf althergebrachte kapitalistische Formen zur Stärkung der Sowjetwirtschaft angewandt wurden, kam es zu einem erbitterten Kampf zwischen verschiedenen Fraktionen innerhalb der führenden Gruppen der Sowjetunion. Stalin ging als Sieger hervor. Er rottete seine Gegner aus und machte sich daran, die ihm geeignet erscheinenden Maßnahmen zu verwirklichen.

Stalins Programm war im wesentlichen nationalistisch. Es war der Idee geweiht, daß Sozialismus nur in einem einzigen Lande entstehen konnte und sollte, nämlich in der Sowjetunion. Während Lenin mit Revolutionen in Zentraleuropa rechnete, die dem zurückgebliebenen Rußland auf seinem beschwerlichen Wege zum Sozialismus verhelfen sollten, vertraute Stalin auf die Fähigkeit seines Landes, sich selbst aufzurüsten und zu verteidigen.

Um den Sozialismus aufzubauen und gegen Angriffe zu schützen, die Stalin voraussah, war es notwendig, eine russische Schwerindustrie ins Leben zu rufen und die Landwirtschaft in Kollektivbetriebe zusammenzufassen und zu mechanisieren. Diese gigantischen Aufgaben wurden in den Jahren 1925 bis 1929 in Angriff genommen. Der erste «Fünfjahrplan» sah den Wiederaufbau der nationalen Wirtschaft sowie die Gründung einer vollständig neuen Industrie und neuer industrieller Basen vor. Zu den wichtigsten Projekten zählte die Schaffung einer Grundlage für die Schwerindustrie im Ural und in Sibirien, die, außerhalb des Zugriffs eines etwa eindringenden Feindes, imstande sein mußte, das Land mit Waffen und Maschinen in ungeheuren Mengen zu versehen. Dieser Plan hatte verschiedene außerordentliche Vorzüge. Erstens war das Eisenerzvorkommen von

Magnitogorsk seit Jahren als eines der reichsten der Welt bekannt. Das Erz lag an der Oberfläche und hatte einen Eisengehalt bis zu sechzig Prozent. Die Kohlenfunde im Kusbaß in Zentralsibirien waren fast einzigartig. Stellenweise lag die Kohle in Flözen von einer Mächtigkeit von hundert Metern. Durch Zusammenfassung dieser beiden noch unberührten Rohstoffquellen zu einem ungeheuren Metallkonzern war eine Eisen- und Stahlgrundlage geschaffen, die der der Vereinigten Staaten glich und ausreichend war, um die wachsenden Anforderungen des Landes auf Jahrzehnte zu decken. Zweitens lagen Magnitogorsk und Kusnetsk in der Mitte des Landes, über dreitausend Kilometer von beiden Grenzen entfernt, so daß neue Störenfriede – Stalin war überzeugt, daß sie früher oder später kommen würden – auch mit den besten Flugzeugen nicht dorthin gelangen konnten.

Die Kosten waren so gewaltig und die technischen Schwierigkeiten so ungeheuer, daß in der Zeit vor der Revolution niemand im entferntesten daran gedacht hatte, Ural-Kusnetsk als Grundlage für die Metallversorgung Rußlands zu planen. Das benötigte Kapital überstieg bei weitem die Möglichkeiten irgendeiner Firma zur Zeit der zaristischen Regierung. «Die Aufgabe war für die Kapitalisten zu gewaltig und zu schwierig, ihre Lösung wurde den Arbeitern überlassen», meinte der Doktor.

Es war notwendig, von Grund aus anzufangen. Es gab keine Vorratslager, keine Eisenbahnen, keine anderen Werke in oder bei Magnitogorsk oder Kusnetsk. Stalin und sein Politisches Büro hatten jedoch beschlossen, diesen Plan zu verwirklichen. So wurde 1928

der erste ernsthafte Versuch unternommen, Pläne für das «Ural-Kusnetsk-Kombinat» und ein mächtiges modernes Metallwerk in Magnitogorsk zu entwerfen.

Wahrscheinlich war Stalin einer der wenigen Menschen in der Sowjetunion, der sich bewußt war, wie phantastisch kostspielig dieses Unternehmen werden würde. Aber er war überzeugt, daß es nur eine Zeitfrage wäre, bis feindliche kapitalistische Mächte wieder in die Sowjetunion einzudringen versuchen würden, um den jungen ersten sozialistischen Staat zu zerstückeln und zu zerstören. Stalin sah es als seine heilige Pflicht an, dafür zu sorgen, daß ein solches Vorhaben den Angreifern nicht gelingen dürfe. Alle Mittel waren recht, um diese Aufgabe zu lösen.

Wie mir der Doktor sagte, hatten zahlreiche Besprechungen zwischen Wissenschaftlern und Wirtschaftsführern stattgefunden, und zwar dahingehend, ob es wünschenswert wäre, sich Hals über Kopf in die Errichtung des Ural-Kusnetsk-Kombinats mit seiner Vielheit von Maschinen- und Rüstungsfabriken zu stürzen. Die Grundkosten waren doppelt so hoch wie die ähnlicher Werke in den Industriegebieten der Ukraine und des Donbaß, da diese bereits über Eisenbahnen, elektrische Leitungen und nahe liegende Basen für eine industrielle und landwirtschaftliche Versorgung verfügten. Die Umgebungen von Magnitogorsk und Kusnetsk waren noch wenig bekannt. Die geologischen Untersuchungen waren bisher recht oberflächlich gewesen. Wäre es nicht vielleicht besser, die Werke in der Ukraine zu bauen und mit dem Ural-Kusnetsk-Kombinat zu warten, bis genauere Untersuchungsergebnisse vorlagen?

Oft wurden in den Jahren zwischen 1925 und 1930 derartige Einwände erhoben. Das Tempo des russischen Aufbaus war so groß, daß Millionen von Männern und Frauen verhungerten, erfroren und infolge von unmenschlichen Anforderungen und unglaublich schlechten Lebensbedingungen unsagbar litten. Oft wurde die Frage gestellt, ob die Sache diese Opfer wert sei.

Stalin mit seiner üblichen Rücksichtslosigkeit unterdrückte derartige Gedanken. Die Deutschen waren 1918 in die Ukraine eingedrungen. Eine Wiederholung war möglich. Die Sowjetunion benötigte eine unangreifbare Schwerindustrie, und zwar unverzüglich, meinte der Bolschewist aus Georgien. Sein Wort war Gesetz.

Im Jahre 1931 hielt Stalin in einer Versammlung von Wirtschaftsführern eine Ansprache, die historisch geworden ist. Er bestand in seiner unnachahmlich schlichten Art auf der Notwendigkeit, das Tempo der Industrialisierung zu steigern. Er hielt dem russischen Volk vor, daß es sein Land innerhalb von zehn Jahren ebenso stark wie die benachbarten kapitalistischen Länder ausbauen müßte, andernfalls würden die Feinde in Rußland eindringen und es vernichten.

Stalins unbeugsamem Willen und seiner rücksichtslosen Zähigkeit ist die Erbauung von Magnitogorsk und der gesamten Ural- und westsibirischen Industriegebiete zu verdanken. Ohne Stalin wäre diese Arbeit niemals ausgeführt worden.

5

Als der arktische Winter vom Frühling abgelöst wurde, war Magnitogorsk nicht wieder zu erkennen. An-

fang April war es noch bitter kalt. Es hatte noch kaum getaut. Eine feste Eisschicht bedeckte alles. Am 1. Mai war der Boden aufgetaut. Die Stadt versank beinahe im Schlamm, durch den wir waten mußten, wenn wir unsere Baracke verließen. Abfallhaufen und offene Latrinen in der Nähe der Baracken tauten auf. Die im Laufe des Winters angesammelten Haufen mußten entfernt werden, um Ansteckungen zu verhindern. Schweißungsarbeiten waren beinahe unmöglich, da unsere zerfetzten Kabel dauernd Kurzschluß hatten.

Es fiel mir auf, daß zu dieser Zeit mein Freund, der Doktor, ungewöhnlich stark beschäftigt war. Später erklärte er mir die Veranlassung hierzu. In drei Orten, nicht weit von Magnitogorsk entfernt, war die Pest ausgebrochen. Diese drei Ortschaften waren von Truppen umstellt und isoliert worden. Früher, vor fünfzig Jahren, wäre jedes Lebewesen ausgerottet worden, meinte er. Im zaristischen Rußland machte man beim Auftreten dieser Seuche kurzen Prozeß. Die Soldaten räucherten die in Mitleidenschaft gezogenen Gebiete und alles in ihnen Befindliche einfach aus. Heutzutage wurde niemand ums Leben gebracht, aber der gesamte Ärztestab von Magnitogorsk war aufgeboten, um Vorbereitungen gegen ein Übergreifen der Krankheit auf die Stadt zu treffen. Die Widerstandskraft der Bevölkerung war infolge Unterernährung und andauernder Überstunden während des Winters sehr gering. Die hygienischen Einrichtungen waren – besonders während des Tauwetters – unglaublich unzureichend.

Die Ärzte hatten die Stadt in acht Bezirke eingeteilt und jede Vorkehrung für eine vollständige Isolierung getroffen. Obgleich viel Arbeit geleistet wurde, hätte die

Epidemie, wie mir der Doktor sagte, auf keinen einzelnen Bezirk beschränkt werden können, wenn sie die Stadt einmal erreicht hätte.

Innerhalb von zwei Wochen hatte die Sonne den Grund und Boden getrocknet. Der Sommer war da. Mitte Mai war die Wärme unerträglich. In den Baracken wurden wir von Ungeziefer aller Art aufgefressen. Es kostete uns große Mühe, unsere Arbeit zu verrichten. Wir waren zwar gewohnt, Kälte zu ertragen, aber die Hitze machte uns arbeitsunfähig.

Der Sommer in Magnitogorsk ist mit dem in Washington, D. C., zu vergleichen, nur ist das Klima in Magnitogorsk trockener. Drei Monate lang fiel kein Tropfen Regen. Die Baschkiren und Kirgisen vollführten die Ausschachtungs- und Transportarbeiten mit Kamelen, anstatt, wie in anderen Jahreszeiten, mit Pferden. Die Steppe trocknete aus wie eine Wüste.

Wir legten Mitte Juni unsere Prüfungen auf der Komwus ab, die alsdann bis September schloß. Ich war glücklich, nunmehr viel freie Zeit zu haben. Ich besuchte öfters meinen Freund André, einen Ukraino-Amerikaner, der von der McKee Company nach Magnitogorsk gesandt worden war. Er hauste in den technischen Archiven im Keller des Verwaltungsgebäudes des Kombinats. Es war der kühlste Aufenthaltsort in der Stadt. André hatte stets Zeit, seine Arbeit für die Dauer einer Zigarette zu unterbrechen und dabei von diesem und jenem zu plaudern.

Ich begann mich für die Archive zu interessieren. Ein ungeheurer Keller war in mehrere, mit sauberen Regalen versehene Räume geteilt worden. Hier waren mehr als hunderttausend Blaupausen registriert. Ingenieure

und Techniker des gesamten Betriebs suchten täglich das Archiv auf, um technische Einzelheiten nachzusehen. Andrés Helfer – acht oder zehn – waren vollauf damit beschäftigt, Durchschläge und Blaupausen jeder neuen Anlage zu vervielfältigen und zu registrieren, sobald ein Entwurf von Moskau oder Leningrad eintraf oder von den Planungsbüros des Konzerns freigegeben wurde. Ich arbeitete zwei oder drei Abende intensiv die Originalentwürfe für Magnitogorsk durch. Ich veranlaßte Kolja, mich in eine Abendschicht zu versetzen. So konnte ich beinahe einen Monat lang jeden Nachmittag in den Archiven oder in der technischen Bücherei im gleichen Gebäude auf der Jagd nach interessanten Daten über Magnitogorsk verbringen.

6

Der erste ernsthafte Entwurf für das Magnitogorsker Metall-Kombinat stammte von 1928 von der Gipromez, einer Leningrader Gesellschaft, die sich mit der Planierung von Metallwerken befaßte. Dieser Entwurf sah ein Werk vor, das, obwohl für russische Verhältnisse sehr groß, den neuen Industrieanlagen der Vereinigten Staaten nicht nur in bezug auf seine Ausdehnung, sondern auch auf seine technische Leistungsfähigkeit erheblich nachstand. Es sollte nur ein Fünftel so groß werden wie das Stahlwerk in Gary, Indiana.

Gerade ein Jahr später beschlossen die Partei und der Unionsrat für Volkswirtschaft, die Erzeugungsfähigkeit des zukünftigen Magnitogorsker Werkes von 656000 auf 2555000 Tonnen Roheisen jährlich zu erhöhen. Zu dieser Entschließung kam man nach einer Erörterung

der modernen technischen Errungenschaften in den Vereinigten Staaten, die man sich in der Sowjetunion in vollstem Maße zunutze machen müßte.

In Verfolg dieser allgemeinen Richtlinien unterzeichneten die Vertreter der Sowjetunion einen Vertrag mit der McKee Company, Cleveland, Ohio, in dem diese für zweieinhalb Millionen Golddollar die Ausführung der Entwürfe und die technische Beaufsichtigung des Baues übernahm. Man mußte diesen Kontrakt ins Ausland vergeben, da offensichtlich in der Sowjetunion keine Wirtschaftsorganisation vorhanden war, die ein derartiges Unternehmen ausführen konnte.

Zu ungefähr gleicher Zeit wurden sorgfältige Untersuchungen geologischer und topographischer Art über Magnitogorsk und Umgebung vorgenommen und ergaben einen Reichtum an Rohstoffen, der die Hoffnungen auch der größten Optimisten weit übertraf. Das Erzvorkommen in Magnitogorsk enthielt nach den Berechnungen 228000000 Tonnen, von denen ein beträchtlicher Teil sechsundfünfzig Prozent und mehr Eisen enthielt.

Eisenerz war selbstverständlich die wesentlichste Voraussetzung für das Metallwerk. Aber auch andere notwendige Rohstoffe wurden gefunden: ausgedehnte Vorkommen von feuerfestem Ton, Kalk, Kreide, Dolomit, Magnetit, Sand, Manganerz und Granit. Der Uralfluß, der nur etwa acht Kilometer von dem Erzvorkommen entfernt vorbeifloß, enthielt eine, allerdings in manchen Jahreszeiten unzureichende Wassermenge, um die Anlage von zwei künstlichen Seen zu ermöglichen. Die Vorkommen von feuerfestem Ton waren der Beschaffenheit und Menge nach ausreichend, um an Ort und Stelle alle

benötigten feuerfesten Steine zu brennen. Die Manganfunde schienen so ergiebig zu sein, daß sie den Bedarf des Martinofenwerkes in Magnitogorsk überreichlich decken konnten.

Während des Jahres 1932 entstanden Unstimmigkeiten zwischen der McKee Company und den russischen Ingenieuren und Verwaltungsbeamten. Das ursprüngliche Abkommen wurde gekündigt. Die Planung des Walzwerkes übertrug man den deutschen Firmen Demag und Klein, während die Ausarbeitung der detaillierten Entwürfe des Kokswerkes dem amerikanischen Hause Koppers & Co. anvertraut wurde. Das Hochofenwerk und der Bergbau wurden McKee belassen. Alles übrige – Martinwerk, Nebenwerke, Transport, Wasserversorgung usw. – überließ man verschiedenen russischen Planungsgesellschaften.

Um es vorwegzunehmen, war das Ergebnis im Jahre 1934 (als das gesamte Werk nach den Plänen von 1928 fertig sein sollte) ein mehr oder weniger abgeschlossener Entwurf, der aus einem Dutzend verschiedener und oft schlecht koordinierter Quellen stammte. Dieser Entwurf gilt im großen und ganzen bis zum heutigen Tage, wenn auch das Werk selbst wahrscheinlich niemals dementsprechend vollendet werden wird.

Nach dem Entwurf von 1934 sollte Magnitogorsk folgendes umfassen: eine Erzgrube von siebeneinhalb Millionen Tonnen, acht Hochöfen, acht Batterien von Koksöfen, sechsunddreißig Martinöfen und sechzehn Walzwerke. Die Baukosten betrugen über zweieinhalb Milliarden Rubel.

Man wollte nach diesem Plan Magnitogorsk zum größten Metallkombinat – vom Bergwerk bis zum Walz-

werk – der Welt machen. Gemäß den Beschlüssen des 17. Kongresses der Kommunistischen Partei der Sowjetunion vom Jahre 1934 sollten die Anlagen am Ende des zweiten Fünfjahrplanes, das heißt im Dezember 1937, fertig sein. Gleichzeitig sollte noch eine sozialistische Musterstadt für 200000 Einwohner, deren Baukosten ungefähr eine Milliarde Rubel betrug, ihrer Vollendung entgegengehen.

Diese großartigen Pläne wurden nur zu etwa fünfundvierzig Prozent verwirklicht. Vier Hochöfen, zwölf Martinöfen, zwölf Walzbahnen und eine entsprechende Anzahl der übrigen im Entwurf vorgesehenen Anlagen wurden erbaut und befanden sich 1938 in Betrieb. Nach dieser Zeit hörte jede Bautätigkeit auf.

7

Die Geschichte der Erbauung von Magnitogorsk ist überaus fesselnd. Im Verlauf einiger Jahre führte man Ausschachtungsarbeiten im Umfange von 20 Millionen Kubikmetern aus. Man hatte eineinhalb Millionen Kubikmeter Beton hergestellt, 200000 Kubikmeter feuerfeste Ziegel verwandt und 250000 Tonnen Stahlkonstruktionen errichtet.

All dies wurde ohne ausreichende Arbeitskräfte, ohne die notwendigen Mengen der einfachsten Rohstoffe und Materialien vollbracht. Ganze Brigaden junger, begeisterter Menschen aus allen Gegenden der Sowjetunion trafen im Sommer 1930 ein und unternahmen die Vorarbeiten für den Bau von Eisenbahnen und Dämmen, die vor Errichtung des Werkes notwendig waren. Später fanden sich Scharen von eingesessenen

Bauern und von Nomaden ein; die durch die Kollektivwirtschaft verschlechterten Lebensverhältnisse in den Dörfern hatten sie veranlaßt, nach Magnitogorsk zu ziehen. Vielen von diesen waren industrielles Handwerkzeug und Fabrikarbeit gänzlich fremd. Sie mußten von Grund aus beginnen und lernen, in Gruppen zu arbeiten. Sie begriffen so schnell, daß der erste Damm über den Uralfluß schon am 6. April 1931 fertig war und der See sich zu füllen begann. Er hatte innerhalb von zwei Jahren eine Länge von acht Kilometern erreicht und sicherte der Stadt und dem Werk eine ausreichende Wasserzufuhr für die erste Hälfte der Bautätigkeit.

In den Monaten Januar bis März des Jahres 1931 unternahm man die Ausschachtungs- und Grundlegungsarbeiten für die wichtigsten Abteilungen des Werkes, während im Erzbergwerk bereits die Förderung begann. Eine Kolonie von einigen Hundert ausländischen Ingenieuren und Spezialisten, von denen manche hundert Dollar für den Tag und eine Unkostenvergütung erhielten, traf ein, um beim Bau als Berater und Leiter mitzuwirken. Ungeheure Summen wurden verausgabt (hundertsiebzig Millionen Rubel im Jahr 1931).

Trotz mancher Schwierigkeiten machte die Arbeit weit schnellere Fortschritte, als die optimistischsten unter den Ausländern erwartet hatten, wenn auch wesentlich langsamere, als die phantastischen Pläne der Sowjetregierung verlangten. Ende 1931 waren die erste Batterie Koksöfen und Hochofen Nr. 1 betriebsfertig. Am 1. Februar 1932 wurde zum erstenmal Magnitogorsker Roheisen geschmolzen.

Der Voranschlag für das erste Vierteljahr 1932 wurde zu 44,9 Prozent erfüllt, doch blieb die Arbeitsleistung, so-

weit sie den Stadtbauplan anging, praktisch gleich Null. Fast alle Arbeiter wohnten in Zelten oder in provisorischen Baracken. Dem Buchstaben nach war der Beschluß der Regierung, das Magnitogorsker Werk bis Ende 1932 zu vollenden, nach wie vor in Kraft, obgleich es jedem klar war, daß es sich hierbei nur um einen Wunschtraum handelte. Verschiedene Unternehmungen in Moskau übten harte Kritik und beschuldigten einander, den Aufbau von Magnitogorsk zu sabotieren. Man enthob die für die Arbeit unmittelbar Verantwortlichen in Moskau und in Magnitogorsk ihrer Posten. Im Laufe des Jahres wurden die Verwaltungsstellen dreimal neu besetzt. Jeder Wechsel bedeutete die Einarbeitung einer Anzahl neuer Leiter auf verantwortlichen Posten und meistens das Anlernen einer ganzen Reihe von Unterbeamten, denen jede praktische Erfahrung fehlte. Zu dieser Zeit begann sich der allgemeine wirtschaftliche Zustand des Landes zu verschlechtern. Sehr ernste und langwierige Perioden von Lebensmittelknappheit setzten ein. Unterernährung verminderte die Leistung. Man setzte infolge von wirtschaftlichen Schwierigkeiten die Goldzuteilungen, die zum Einkauf von Maschinen im Auslande nötig waren, herab. Es trat ein derartiger Mangel an Zahlungsmitteln ein, daß die Löhne in Magnitogorsk nur verspätet ausgezahlt werden konnten.

Im Jahre 1932 führte man in fast allen Abteilungen Akkordarbeit ein und erzwang eine finanzielle Verantwortlichkeit der einzelnen Verwaltungszweige. Man erwartete durch diese Maßnahmen eine Verminderung der Unkosten, die überall lächerlich hoch waren, und hoffte gleichzeitig die Arbeitsleistungen zu steigern.

Die Ergebnisse entsprachen nicht immer den Erwartungen. Es kam oft vor, daß die Vormänner die täglichen Lohnzettel nach Gutdünken ausschrieben, anstatt sich die Mühe zu machen, die Arbeit jedes Einzelnen in ihrer Belegschaft nachzuprüfen. Wurden derartige Prüfungen angestellt, so waren sie häufig ungenau. Wenn der Arbeiter auch nach den Bestimmungen Akkordarbeit leistete, so gab seine Entlöhnung kein richtiges Bild des Arbeitsergebnisses. Oft übertrieben Vormänner in dem Wunsch, ihren Arbeitern zu einem höheren Lohn zu verhelfen, das Arbeitsergebnis in gröblichster Weise. Es kam vor, daß Löhne für Ausschachtungsarbeiten von Tausenden von Kubikmetern ausbezahlt wurden, obgleich diese Arbeiten niemals ausgeführt worden waren.

Im großen und ganzen hoben sich die Arbeitsleistungen allmählich in allen Abteilungen. Die Arbeitszeit zum Beispiel, die für Maurerarbeiten an den Martinöfen benötigt wurde, verminderte sich wie folgt (die Anzahl der Arbeiter blieb die gleiche): Ofen Nr. 1 (Juni 1933) dreißig Tage, Nr. 2 (August 1933) achtundzwanzig Tage, Nr. 3 (Oktober 1933) sechzehn Tage, Nr. 4 (November 1933) vierzehn Tage. Die Arbeiter lernten ihr Handwerk schnell.

Man machte von Anfang an ständig Versuche, verschiedene Arbeitsvorgänge beim Bauen zu mechanisieren. Des öfteren wurden jedoch teure importierte Maschinen nicht entfernt so wirkungsvoll angewandt, wie dies möglich gewesen wäre. Eine von Sowjetingenieuren in Magnitogorsk aufgestellte Statistik zeigte, daß die Maschinen für Ausschachtungen nur dreißig bis vierzig Prozent der Arbeit leisteten wie Maschinen gleichen Typs und gleicher Größe in den Vereinigten Staaten.

Eines der ernstesten Probleme, mit denen sich die Verwaltung von Magnitogorsk in den Jahren von 1930 bis etwa 1933 zu befassen hatte, war der Mangel an Arbeitern. Zwischen 1928 und 1932 kam beinahe eine Viertelmillion Menschen nach Magnitogorsk. Ungefähr dreiviertel von diesen kamen freiwillig, um Arbeit, Brot und bessere Lebensbedingungen zu finden. Der Rest kam zwangsweise.

Es herrschte dauernd Mangel an gelernten Arbeitern, hauptsächlich weil die Organisation, welche die Arbeiter anzulernen hatte, untüchtig war. Des weiteren machte die Industrialisierung in anderen Teilen des Landes die Anwerbung von gelernten Arbeitern in größerer Anzahl unmöglich. Die folgende Aufstellung gibt ein Bild der dortigen Arbeitsverhältnisse zu Beginn des Jahres 1933:

	Bedarf	Bestand	%
Maurer	959	559	58
Bautischler	1456	815	56
Maurer von Hochöfen	416	230	55
Schreiner	3111	2600	83
Erdarbeiter	3622	2200	61
Ungelernte Arbeiter	5013	9700	194

Viele ungelernte Arbeiter mußten offenbar die Arbeit von gelernten Arbeitern ausführen. So kam es, daß unerfahrene Bautischler vom Gerüst fielen und daß ungelernte Maurer Wände mauerten, die nicht hielten.

Zu dem Mangel an Arbeitern kam noch ein weitgehender Verlust an Arbeitsstunden infolge des « Blaumachens ». Es ist eine alte russische Sitte, nicht zur Arbeit zu kommen, wenn man am Abend vorher reichlich getrunken hat, oder einfach, wenn es einem nicht behagt. Man kämpfte erbittert gegen diese Angewohnheit, ohne sie jemals ganz

ausrotten zu können. Viel Arbeitszeit ging infolge mangelhafter Organisation verloren. Es wurden zum Beispiel zwei Abteilungen zu einer Arbeit kommandiert, die nur für eine Platz gab. Eine Abteilung wurde zum Gießen von Betonfundamenten ausgeschickt, bevor die Ausschachtungsarbeiten zu Ende waren. Oder es wurde ihr eine Arbeit übertragen, für die das Material oder unentbehrliche Werkzeuge oder Pläne fehlten.

Das sozialistische Wettbewerbssystem zwischen einzelnen Arbeitern, Belegschaften und ganzen Abteilungen wurde gefördert und trug fraglos dazu bei, Erzeugung und Arbeitsleistung zu steigern. Zum Teil bildete dieser Wettbewerb ausreichenden Ersatz für die Methoden der kapitalistischen Konkurrenz, die in den übrigen Ländern der Welt wirksam waren. Die Löhne wurden zweimal monatlich ausgezahlt, aber häufig traten Verzögerungen infolge Knappheit der Zahlungsmittel ein. Der durchschnittliche tägliche Lohn der Bauarbeiter stieg allmählich von drei Rubeln im Jahre 1929 auf fünfeinhalb Rubel im Jahre 1935. Man muß dabei folgendes bedenken: Während der Nominalwert des Rubels bis 1935 ungefähr fünfzig amerikanische Cents ausmachte, fand eine Ende der zwanziger Jahre einsetzende ständige Inflation ihren Ausdruck in einer Verordnung des Jahres 1935, die den Rubel auf zwei Fünftel seines bisherigen Wertes herabsetzte. Man kann also nicht sagen, daß die Löhne in Wirklichkeit von 1929 bis 1935 gestiegen sind. Die zunehmende Teuerung glich die höheren Lohnzahlungen aus.

Die tatsächlich niedrigen Löhne und die schlechten Lebensbedingungen waren die Ursachen für starke Schwankungen am Arbeitsmarkt. Hierin lag ein schwie-

riges Problem. Lominadse wies in einer seiner ersten Ansprachen in Magnitogorsk darauf hin, daß an einer Lokomotive, die im Bergwerk arbeitete, in einem Jahre 34 verschiedene Ingenieure tätig waren. Die Arbeiter ließen sich anwerben und nach Magnitogorsk schicken, um es bald wieder zu verlassen, sobald sie die elenden Lebensbedingungen dort kennengelernt hatten. Sie gingen in andere Gegenden, in denen die Verhältnisse günstiger sein sollten. Die Lösung dieses Problems, dessen nachteilige Wirkungen auf ein kompliziertes und stark spezialisiertes Industrieunternehmen offen zutage traten, bestand darin, die Lebensbedingungen zu verbessern. Diese Änderung wurde besonders von dem Kommissar für die Schwerindustrie, Ordschonikidse, anläßlich seines Besuches in Magnitogorsk im Jahre 1933 betont. Lominadse und Savenjagin arbeiteten unablässig in dieser Richtung.

Im Jahre 1932 fanden die Verwaltung und die Werkführer es ganz natürlich, die Arbeiter auf ihren Wunsch hin zu entlassen. Während des Jahres 1933 war es einem Arbeiter fast unmöglich, seine Arbeit aufzugeben, wenn er auch gesetzlich das Recht hatte, jederzeit bei Einhaltung einer Kündigungsfrist von zwei Wochen zu kündigen. Die Gewerkschaften scheuten sich, den Arbeitern zu helfen. Sie fürchteten, daß sie von den Verwaltungen und der Partei wegen der «Unterlassung, die starken Schwankungen am Arbeitsmarkt zu bekämpfen» gebrandmarkt werden könnten. Statt dessen versuchten sie, die Arbeiter zum Bleiben zu überreden. Dieser Mißbrauch hörte mehr oder weniger 1936 auf, begann aber 1938 aufs neue. Durch ein Regierungsdekret im Jahre 1940, das zum Gesetz erhoben wurde,

nahm man den Arbeitern das Recht, ihre Stellungen ohne Erlaubnis zu verlassen.

Ein anderes Leiden, das viel Unheil, besonders im Jahre 1932 anrichtete, bestand in der zunehmenden Anzahl von Büroangestellten. Jedes Industrieunternehmen legte sich eine Budget-, eine Projektierungs-, eine Wirtschafts-, technische und Vorratsabteilung und ein zahlreiches Buchhaltungspersonal zu. Dieses Anwachsen des Personals war eine Folge ungenügender Organisation und eines Mangels an tüchtigen Büroangestellten. Man mußte eben zehn halbgebildete «Kontorratten» statt eines fachkundigen Buchhalters beschäftigen. Ein noch wichtigerer Faktor war 1932 die allgemeine Einführung der Akkordarbeit. Komplizierte Arbeiten, wie zum Beispiel die Herstellung von Werkzeugen, die in den leistungsfähigsten kapitalistischen Werken nach Zeit bezahlt werden, wurden zum Versuchsobjekt für Akkordarbeit gemacht. Infolgedessen gab es mitunter ebensoviel Buchhalter wie Werkzeugsarbeiter. Besonders schwierig war es, den Bedarf an Arbeitern zu decken, da so viele erfahrene Arbeiter und Ingenieure mit unproduktiver Büroarbeit beschäftigt waren.

8

Ein sehr mißliches Problem in Magnitogorsk war die Beschaffung von Vorräten. Die Stadt lag weit entfernt von dem nächsten Industriezentrum. Ihre Verbindung mit Tscheljabinsk und der übrigen Sowjetunion bestand in einer eingleisigen Eisenbahn. Außerdem herrschte während des ersten und zweiten Fünfjahrplanes starker Mangel an industriellem Baumaterial jeder Art, wie auch an Nahrungsmitteln.

In den Jahren 1932 und 1933 waren die letzten importierten Vorräte von feuerfesten Steinen, Kleinwerkzeugen, Motoren, Zement-Mischmaschinen, Elektroden, Draht und hundert anderen Dingen erschöpft. Die russischen Arbeiter waren nunmehr davon abhängig, daß die Sowjetindustrie oder ihre eigenen Werke alles Notwendige erzeugten, um die kompliziertesten und empfindlichsten Maschinen, Pyrometer und Walzwerkmotoren, die noch auf Jahre hinaus importiert werden mußten, betriebsfähig zu erhalten. Die Arbeiter von Magnitogorsk standen vor der Notwendigkeit, sich selbst mit Hämmern, Meißeln, Sägen, Zangen, kleinen Gußformen und anderen Kleinwerkzeugen, die in improvisierten Werkstätten hergestellt werden konnten, zu versorgen. Viele Arten von Material, wie Kupferdraht zur Wiederinstandsetzung von Motoren, waren einfach nicht zu haben. Die Arbeiter schimpften auf den Vormann, der Vormann beschwerte sich beim Werkleiter, und die Vorratsabteilung telegraphierte nach Moskau. Dort gab es keinen Kupferdraht.

Genügend Holz herbeizuschaffen, gehörte zu den schwersten Problemen. Im Winter verschwand das Holz tonnenweise in die Arbeiterhäuser als Heizmaterial. Man hatte nichts, um Gerüste zu errichten. Traf einmal ein Eisenbahnwagen mit Holz ein, so wurden an Ordschonikidse, ja mitunter sogar an Stalin Telegramme gesandt, um eine Entscheidung zu erbitten, welches der vielen, sich streitenden Unternehmen das kostbare Material erhalten sollte.

Organisatorische Mängel verschärften oft noch die bestehenden Versorgungsschwierigkeiten. Häufig erhielt man Material, das völlig unnötig war, oder für das man

auf Jahre hinaus keine Verwendung hatte. Derartige Materialien und Maschinen wurden in den Büchern als «Erfüllung des Versorgungsplanes» geführt, in Wirklichkeit stellten sie jedoch eine Belastung dar, da sie gelagert und in Ordnung gehalten werden mußten. Das gelagerte Material im Jahre 1933 hatte einen Wert von sechzig Millionen Rubel. Dieser Betrag entsprach ungefähr sechzig Prozent des gesamten Konstruktionsanschlages des Jahres.

Durch Verschwendung und Nachlässigkeit ging ein sehr beträchtlicher Teil der Vorräte verloren. Als man 1935 die Ausschachtungsarbeiten für die zweite Abteilung des Martinofenwerkes begann, sandten die Versorgungsorganisationen ihre Leute an die Arbeitsstelle, um Ausrüstungsgegenstände zu beschaffen. Ich beobachtete, wie sie um Rollen von Stahlseilen, Schienen, Winkeleisen, Förderwagen, elektrische Ausrüstungen und Zementmischmaschinen stritten, die man ausgegraben hatte. Diese Materialien hatte man gedankenlos und gleichgültig, wie man während der Jahre 1931 und 1932 war, einfach vergraben, als man die Ausschachtungsarbeiten für die erste Abteilung ausführte. Ihr Wert war nach ihrer Ausgrabung im allgemeinen stark gemindert. Elektrische Motoren kann man nicht fünf Jahre lang eingegraben lassen, ohne daß sie schweren Schaden nehmen.

Noch mehr als Materialknappheit hielt Mangel an Maschinen die Bautätigkeit auf. Bis zum 1. Januar 1934 hatte man nur einundzwanzig Prozent der vorgesehenen Maschinen erhalten und aufgestellt. Abgesehen von diesen Rückständen in den Lieferungen für die geplante Ausrüstung gab es ein interessantes Phänomen, näm-

lich das Zentralausrüstungslager, bekannt unter dem Namen «*nulevoj sklad*» oder «Lagerhaus Null».

Dort lagerte eine Sammlung von Maschinen, die niemals abgeliefert werden konnten, da viele Sendungen ohne Adresse ankamen oder der Empfänger nicht ermittelt werden konnte. Andere Sendungen waren dort ohne jeden Grund liegengeblieben. Ich sah in diesem Lagerhause eine zweitonnige Rotationsmaschine, die von den Siemens-Schuckert-Werken geliefert war. Wo sich der dazugehörige Motor befand, war nicht festzustellen. Sie war in Deutschland gekauft und in Gold bezahlt worden. Nun lag sie im «Lagerhaus Null» in Magnitogorsk, wo sie allmählich verdarb. Außerdem entdeckte ich dort Maschinen für Schuhfabrikation, verschiedene Kugellager, Ersatzteile für alle möglichen Motoren, Treibriemen, Maschinen für elektrischen und Mühlenbetrieb, Automobilteile und einen ganzen Haufen von Guß- und Schmiedestücken sowie Maschinenteile, deren Zweck man nur vermuten konnte.

Lebensmittel, die, wenn auch nicht unmittelbar, für den Fortgang der Bautätigkeit von großer Bedeutung waren, konnte man gleichfalls nur mit Schwierigkeiten erhalten. Jede industrielle Organisation hatte die Verantwortung für die Verpflegung ihrer Arbeiter. Sie gab Lebensmittelkarten aus und tat danach ihr Bestes, um die auf ihnen verzeichneten Nahrungsmittel zu beschaffen. Dies mißlang jedoch in vielen Fällen. Die Karte eines Bauarbeiters im Jahre 1932 berechtigte ihn zu folgenden Monatsrationen:

Brot	30 Kilo
Fleisch	3 Kilo
Zucker	1 Kilo

Milch	15	Liter
Butter	0,5	Kilo
Hülsenfrüchte	2	Kilo
Kartoffeln	nach Maßgabe der Vorräte	

Aber während des ganzen Winters 1932/33 erhielten die Bauarbeiter überhaupt kein Fleisch und keine Butter und fast keinen Zucker und keine Milch. Sie erhielten nur Brot und etwas Hülsenfrüchte. In demLaden, in dem sie eingeschrieben waren, konnten sie ohne Karten Parfüm, Tabak, «Kaffee» (Ersatz) und, falls vorhanden, Seife, Salz, Tee und Süßigkeiten kaufen. Diese Dinge waren aber nur selten zu erhalten. Traf eine derartige Sendung ein, so ließen die Arbeiter mitunter alles stehen und liegen, um mit einem Werkzeug in den Händen zu versuchen, sich ein halbes Pfund steinhartes Zuckerwerk zu erkämpfen.

Außer den in den Läden käuflichen Vorräten gab es in jedem Werk ein oder mehrere Speiseräume, in denen die Arbeiter einmal täglich auf ihre Verpflegungskarte essen konnten. Das Kartensystem wurde ein furchtbares Fiasko, da Werkführer und Verwaltungsbeamte ihren Leuten zur Steigerung ihrer Leistungsfähigkeit zusätzliche Lebensmittelkarten aushändigten. So kam es, daß die Schweißerei ihren achthundert Arbeitern 1933 zweitausend Mahlzeiten am Tage vorsetzte. Da jedoch das zentrale Versorgungskontor wußte, daß die Schweißerei nur achthundert Arbeiter beschäftigte und daher nur Lebensmittel für diese Anzahl ausgab, mußte der Vorsteher der Küche die Vorräte strecken. Die Beschaffenheit der Verpflegung verschlechterte sich entsprechend. Anfangs 1933 mußte man im Speiseraum Nr. 30 zwei, ja sogar drei Mahlzeiten verzehren, um sich, wenn man

bei fünfzig Grad unter Null angestrengt arbeitete, eine angemessene Nahrungsmenge zuzuführen.

9

Die Baukosten wurden von der Industriebank und der Staatsbank getragen, die eine ungeheure Anzahl von Fachleuten unterhielten, die häufig Zwistigkeiten mit der Finanzabteilung der Bauverwaltung auszutragen hatten. Oft hatten die Banken nicht die vorgesehenen Summen zu ihrer Verfügung. Dies war teils auf das Hamstern von Zahlungsmitteln zurückzuführen, teils darauf, daß der Erzeugungsplan von Magnitogorsk nicht erfüllt und daher die geplante Menge von Eisen und Stahl nicht verfrachtet wurde, wodurch auf dem Konto des Magnitogorsker Werkes bei der Staatsbank in Moskau ein Defizit entstand. Häufig war nicht genügend Bargeld vorhanden, um die Löhne auszubezahlen, geschweige denn die Kosten für den Stadtbau und hundert andere planmäßig vorgesehene Einzelheiten zu bestreiten. Außerdem überschritten die Baugesellschaften ständig ihre Voranschläge.

Im Werke, bei der Arbeit oder in der Stadt umgab mich ständig ein Dunst von all dem Schweiß und Blut, das die Erbauung von Magnitogorsk kostete. Diese Dinge fand ich in Andrés Archiv zu einer banalen Statistik zusammengepreßt. Jedesmal, wenn ich mich über etwas geärgert hatte – zum Beispiel über eine zweiwöchige Verzögerung der Lohnauszahlung –, begab ich mich ins Archiv und fand in der Erkenntnis Trost, daß Magnitogorsk monatlich Millionen verlor und daß bei der Bank im laufenden Monat wider Erwarten vier

Millionen weniger Bargeld eingegangen waren. Da es in Magnitogorsk nichts zu kaufen gab, nähten die Arbeiter ihr Geld in ihr Bettzeug ein oder schickten es nach Haus. Aber dessenungeachtet befriedigte es mich, daß Magnitogorsk trotz unglaublicher Schwierigkeiten jetzt schon fast zehn Prozent der Gesamterzeugung der Union an Roheisen herstellte.

10

Die höchste Autorität in Magnitogorsk war der Generaldirektor, der seine Weisungen durch das Verwaltungsbüro ausführen ließ. Abraham Pawlewitsch Sawenjagin war Generaldirektor von 1933 bis 1936. Er wurde 1901 als Sohn eines Lokomotivführers geboren. Im Jahre 1918 stand er an verantwortlicher Stelle in der Partei und war Mitglied des militärischen Revolutionsausschusses seines Distriktes. Im nächsten Jahre wurde er Herausgeber der Bezirkszeitung in Rjasan. Bis 1923 war er als Parteifunktionär tätig, worauf er nach Moskau geschickt wurde, um am Bergbau-Institut zu studieren. Dort verbrachte er sieben Jahre als Student, Dekan und schließlich als Direktor. Er war ein ausgezeichneter Chemiker und hervorragender Organisator. Sawenjagin hatte drei Jahre lang verschiedene verantwortungsvolle Posten im Bergbau und in der Metallindustrie inne und wurde im August 1933 zum Generaldirektor von Magnitogorsk ernannt, wo er seine besonderen Fähigkeiten unter Beweis stellte. Der siebzehnte Parteikongreß (Februar 1934) wählte ihn als Kandidaten in das Zentralkomitee, und 1936, nach drei recht erfolgreichen Jahren in Magnitogorsk, wurde er Assistent des Volkskommissars für Schwerindustrie.

Sawenjagin war im Jahre 1933 in Wirklichkeit Diktator von Magnitogorsk. Er überwachte die Versorgung, die gesamte Verwaltung des Werkes, den Bau und die Unterhaltung der Stadt, die öffentlichen Einrichtungen, Schulbauten, den Gesundheitsdienst und das Transportwesen. Eine Anzahl dieser Funktionen hatte die Verwaltung des Werkes einfach anderen Organisationen (dem Gesundheitsamt, dem Stadtsowjet, der Schulaufsichtsbehörde usw.) abgenommen. Diese anomalen Verhältnisse waren die Folge davon, daß die Verwaltung des Werkes genügend Geld und Leute hatte, um den Versuch unternehmen zu können, die notwendigen Schulen, Krankenhäuser, Straßenbahnlinien usw. zu bauen, während die Stadtverwaltung andauernd bankrott war und unter unfähiger Leitung stand.

II

Eines Nachmittags schickte man mich in die riesenhaft große Gewerkschaftshalle, um eine Rede des Parteisekretärs Lominadse anzuhören. Ich gehörte zu dem Kreis von Ausländern, die infolge ihrer Kenntnisse der russischen Sprache hierfür ausgewählt waren und die später den anderen die Worte des Parteigewaltigen wiederholen sollten.

Die Ansprache von Lominadse war eine seiner üblichen Ermunterungsreden und voll von interessanten Beispielen über Pflichtversäumnisse jeglicher Art. Ich hatte später die Freude, ihn persönlich kennenzulernen und diese Bekanntschaft ungefähr zwei Jahre lang bis zu seinem Tode fortsetzen zu können.

Lominadse war in Georgien geboren und ehemals Führer der Kommunistischen Jugendinternationale.

Er war riesenhaft groß und außerordentlich dick, sehr kurzsichtig und blinzelte daher dauernd. Seine Lebensgeschichte war sehr interessant. Er hatte in Deutschland illegal als Kommunist gearbeitet und 1927 in Kanton mitgeholfen, politische Streiks zu organisieren. Dort hatte er nach seinen eigenen Worten die schönste Zeit seines Lebens verbracht. Nach dem Sturz der Kantoner Kommune kehrte er nach Moskau zurück und wurde Leiter der KJI. (Kommunistische Jugendinternationale), welche Stellung er bis zum Jahre 1930 bekleidete. In dieser Zeit entwickelte er eine eigene politische Richtung. Er und Sergei Sertsow waren die Leiter des «Rechts-Links-Blocks», der letzten Oppositionsgruppe, die innerhalb des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei offen aufzutreten versuchte. Die Punkte, in denen sie mit Stalin nicht übereinstimmten, waren verhältnismäßig unwichtige Fragen der Politik im Dorf. Aber es ergaben sich auch andere Meinungsverschiedenheiten. Lominadse stammte aus Georgien, war jedoch vielgereist und durch und durch ein Kulturmensch. Mit der deutschen Literatur war er sehr vertraut. Ein feiner Kritiker, beschäftigte er sich auch schriftstellerisch.

Sei es, wie es wolle, der «Rechts-Links-Block» wurde 1930 unterdrückt. Lominadse wurde aus dem Zentralkomitee entfernt, von seinem Posten in der KJI. enthoben und zur Arbeit in einer Fabrikationsleitung «degradiert». Er wurde Parteiorganisator in einem bedeutenden Werk für die Fabrikation von Flugmotoren. Dort arbeitete er so ausgezeichnet, daß er nach zwei Jahren den Leninorden erhielt und als Leiter des Bezirks-Parteiausschusses nach Magnitogorsk versetzt

wurde. Auf dem siebzehnten Parteikongreß wurde ihm Gelegenheit gegeben, eine ihn selbst demütigende Kritik seiner parteipolitischen Verirrungen zu verlesen. Vom Tage seiner Ankunft in Magnitogorsk an entfaltete Lominadse einen fieberhaften Fleiß. Als hervorragender Redner hielt er eine Ansprache nach der anderen vor den Funktionären, Ingenieuren und Arbeitern, bald aufklärend, bald überredend, dann wieder schmeichelnd oder ermutigend. Er verlangte von seinen Untergebenen die größten Opfer. Nebenbei gesagt, war er bemüht, seine Mitarbeiter aus einem Kreis persönlicher Freunde zu wählen, die gleich ihm zu irgendeinem Zeitpunkt der Opposition nahegestanden hatten.

Lominadse hielt als Leiter der Parteiorganisation unzählige Fäden in seiner Hand. Ob es sich um eine Werkstatt, um ein Kontor, eine Bank, eine Eisenbahnstation, eine Schule oder ein Bergwerk handelte, jede Stelle hatte ihre Parteizelle. Direktoren und Leiter industrieller Betriebe waren gewöhnlich Parteimitglieder. Die Autorität der Partei war unter den Arbeitern groß. So wirkte Lominadse auf Hunderttausende in allen Lebensstellungen sichtlich ein. Die Partei entfaltete eine nie endende Agitation und Propaganda. Sie klärte die Arbeiter darüber auf, zu welchem Zweck sie arbeiteten, und wie sie das gesteckte Ziel erreichen könnten. Die Partei war die Quelle von Initiative und Willenskraft und die Triebfeder für intensive Arbeitsleistung. Mitunter machte die Partei Fehler, und oft bereitete sie mit ihren unnötigen Intrigen und ihren Schnüffeleien nach Abtrünnigen Schwierigkeiten. Doch im großen und ganzen gesehen, hätte sich Magnitogorsk

ohne die Partei niemals so schnell und erfolgreich entwickeln können.

Der Komsomol (Kommunistischer Jugendverband), die Gewerkschaften und die Sowjetorganisationen arbeiteten weit weniger erfolgreich als die Partei. Diese Organisationen hielten mitunter monatelang keine Mitgliederversammlungen ab. Die Leiter saßen in ihren Büros und arbeiteten fast ohne jeden Zusammenhang mit ihren Mitgliedern. Mit Ausnahme des Barackensowjets, eines von den Einwohnern erwählten Ausschusses von fünf Personen, der über Wohnungsfragen zu bestimmen hatte, bedeutete der Sowjet sehr wenig für die Arbeiter der Baracke Nr. 17.

Die Sozialversicherungsgesetze, deren Anwendung in unmittelbarem Zusammenhang mit den Gewerkschaften stand, wirkten sich günstig aus. Bezahlter Urlaub, Krankengelder, unentgeltliche ärztliche Behandlung, Erholungsheime standen allen zur Verfügung und wurden als selbstverständlich empfunden. Diese Einrichtungen wurden überall sehr geschätzt, aber gewöhnlich mehr der Sowjetmacht im allgemeinen, dem bolschewistischen Regime, als den Gewerkschaften zugute geschrieben.

12

Eine Organisation mit weitverzweigter und bedeutsamer Tätigkeit war die GPU. (seit 1934 NKWD.), die Staatliche Politische Verwaltung oder auch die Politische Polizei. Ihre Aufgabe bestand in der Überwachung von klassenfeindlichen Elementen, im Schutz der politischen Leiter gegen Angriffe, in der Aufdeckung und Verfolgung von «gegenrevolutionären» Gruppen,

Spionen, Saboteuren, Leuten, die mit ausländischen Währungen spekulierten, und von politisch Unzufriedenen im allgemeinen. Die «*Spez-otdjel*» oder Spezialabteilung, die in jeder Organisation, sei es in Fabriken oder Städten, ihre Vertreter hatte, stand in unmittelbarer Verbindung mit der GPU. des Distriktes und übte eine Aufsicht über die Mitglieder aller dieser Organisationen aus. Bis 1935 war die Tätigkeit der GPU. in Magnitogorsk fast ausschließlich auf diese stille, unbemerkte Kontrolle beschränkt. Nur wenige Verhaftungen fanden statt. Aber in den Aktenstücken sammelte sich ein Material an, das später, in der großen Reinigungsaktion, die Magnitogorsk im Jahre 1937 mit furchtbarer Wucht traf, verwendet wurde.

Über 50000 Arbeiter in Magnitogorsk standen unter unmittelbarer Überwachung durch die GPU. Davon waren ungefähr 18000 ehemalige Kulaken, reiche Bauern wie Schabkow, und zwischen 20000 und 35000 kriminelle Elemente – Diebe, Prostituierte, Defraudanten, die gewöhnlich unter Bewachung gröbere Arbeit verrichteten. Sie stellten die notwendigen Kräfte für Ausschachtungsarbeiten, um Zement zu mischen, Schlacke zu schippen oder andere schwere Arbeiten auszuführen. Diese Leute, «*Itekovitsi*» genannt (ITK.: *Isprawitelnaja Trudowaja Kolona* – Besserungs-Arbeitslager), wurden meistens von den übrigen Bewohnern getrennt gehalten. Sie gingen unter Aufsicht bewaffneter Wächter zur Arbeit, aßen in besonderen Speiselokalen und erhielten fast keine Bezahlung, sondern nur freie Unterkunft und Verpflegung. Die meisten verbüßten Strafen von ein bis fünf Jahren. Häufig wurde ihnen bei guter Führung die Hälfte der Strafe erlassen.

Da ein Schweißer, mit dem ich 1933 zusammenarbeitete, später Funktionär der ITK.-Verwaltung wurde, erhielt ich Einblick in die «Besserungs»-Bestrebungen, die man den Strafgefangenen zuteil werden ließ. Sie hatten Theatervereine, Klubs, durften Kinos besuchen und machten Unterrichtskurse in Lesen, Schreiben und einfachem Rechnen durch. Aber natürlich war die Arbeit ihre Hauptaufgabe. Ein sozialistisches Wettbewerbssystem trieb verschiedene Gruppen an, hohe Leistungen vorzuweisen, da ihre Lebensmittelzuteilung, das Ausmaß ihrer Freizeit und die Länge ihrer Strafe oft dadurch bestimmt wurden. Sie arbeiteten die gesetzlichen acht Stunden, welche im Notfall – dies lag ganz im Ermessen der Werkverwaltung – auf neun bis zehn Stunden ausgedehnt werden konnten.

Als ich eines Tages von der Arbeit kam, sah ich etwas Merkwürdiges. Eine Abteilung von vierzig bis fünfzig orthodoxen Priestern und Bischöfen in schmutzigen und zerfetzten schwarzen Gewändern mit ihren Priesterhüten und langen Haaren, die oft bis zum Gürtel reichten, arbeitete schwer mit Hacken und Schaufeln. Sie trugen einen kleinen Hügel ab. Ein stupsnasiger Bauernjunge mit einem Gewehr über den Knien saß auf einer Erhöhung nahebei und beaufsichtigte diese Abteilung. Ich fragte einen von ihnen, was der Junge dort solle. Aber ich erhielt keine Antwort.

13

Ein bis zwei Abende in der Woche hatte ich keine Schule. Gelegentlich ging ich dann in die kleine Vorstadt «Bereski», in der die «Valutaausländer» und die höchsten Sowjetbeamten und Sowjetfunktionäre wohn-

ten. Bereski war eine kleine Welt für sich. Die Mehrzahl der Arbeiter in Magnitogorsk hatte keine Ahnung, wer in Bereski wohnte und wie man dort lebte.

Bereski oder die sogenannte «Amerikanische Stadt» bestand aus hundert bis hundertfünfzig Häusern, die zwischen zwei Hügeln zehn Kilometer von den Arbeitsplätzen entfernt standen. Die Häuser waren gut gebaut. Sie hatten Steinwände und Blechdächer. Alle hatten fließendes Wasser und Dampfheizung. Hier wohnten dreihundert bis vierhundert deutsche und amerikanische Fachleute, die in Gold bezahlt wurden und für die Sowjetunion oder für eine ausländische Firma arbeiteten, deren Fabrikate sie aufzustellen hatten. Jede nur denkbare Anstrengung wurde gemacht, damit diese Herren unter den gleichen Verhältnissen wie in ihren Heimatländern leben konnten. Der Laden für die Ausländer, Insnab, der in Bereski eine Filiale hatte, war angefüllt mit den notwendigen Lebensmitteln wie Fleisch, Butter, Eier, Milch, Mehl, Brot, Fische, Konserven, Backwaren, sowie mit Kleidungsstücken in ausreichendem Sortiment, aber oft schlechter Qualität. Die Preise waren sehr niedrig, manchmal nur ein Zehntel des Preises, den die Sowjetarbeiter in ihren Läden für ähnliche Waren zahlen mußten. Theoretisch durfte eigentlich kein Sowjetfachmann sich dieses Ladens bedienen. In Wirklichkeit standen der Chef der gesamten Anlage und seine Mitarbeiter, der Sekretär des staatlichen Parteiausschusses, der Chef der GPU. und ein halbes Dutzend der dort festgehaltenen russischen Experten auf der gleichen Liste wie die Ausländer. Die Anzahl der Sowjetbürger, die in diesem Laden kaufen durfte, stieg ununterbrochen, bis 1935 alle Geschäfte mit besonderem Kundenkreis

geschlossen und die Vorkehrungen für die bevorzugte Versorgung der Ausländer eingestellt wurden.

Das Leben in Bereski war mannigfaltig und ähnelte in vielem dem Leben in Europa. Die italienischen Fachleute verschenkten die Insnab-Süßigkeiten an die ansässigen Bauernmädchen. Im Sommer suchten sie Blumen auf den Wiesen, sangen und tranken kaukasischen Wein. Die Amerikaner spielten Poker, lasen die «Saturday Evening Post» und versuchten in ihrer Freizeit zu vergessen, daß sie sich in Sibirien auf der anderen Seite der Erdkugel, fern ihrer Heimat befanden. Die Deutschen redeten über Politik und tranken Kognak, weil sie kein trinkbares Bier auftreiben konnten. Viele von ihnen versuchten, in Verbindung mit den russischen Fachleuten zu kommen und das Leben der Sowjetarbeiter kennenzulernen.

Nur eine kleine Anzahl unter diesen Ausländern hatte ihre Familie mitgebracht. Alle bewohnten zwei bis drei Zimmer und lebten im großen und ganzen sehr gut. Sie litten jedoch unter der Kälte und dem Mangel an frischem Gemüse. Zerlumpte Tataren und Baschkiren von den nahegelegenen Bauernhöfen bettelten oft in Bereski und wurden gewöhnlich freigebig behandelt. Sie gingen dann nach Haus und erzählten dort phantastische Geschichten über das Prachtleben der Ausländer. Diese Erzählungen hielten in gewissem Umfang die älteren Männer unter diesen nationalen Minoritäten von der Fabrikarbeit ab, zu der die Sowjetregierung sie zu verwenden suchte. Viele von ihnen zogen es vor zu betteln, obgleich genug Arbeit für sie vorlag und die Miliz (Polizei) oft Razzias nach arbeitsfähigen Männern machte, die das Leben in den überfüllten Behausungen

ihrer Freunde und Verwandten der schweren Arbeit vorzogen.

Im Jahre 1933 begannen die Ausländer wieder in ihre Heimat zu fahren, und 1936 war nur noch ein halbes Dutzend «Valuta-Fachleute» in Magnitogorsk. Nach ihrer Abreise übernahmen die jungen Sowjetingenieure und Funktionäre wie Sjemitschkin und Schewtschenko ihre Wohnungen. Die besseren russischen «Strafspezialisten», wie Tischenko, zogen in eigene Wohnungen ein. Die Automobile, die früher den Ausländern zur Verfügung gestanden hatten, wurden ebenfalls den Sowjetingenieuren übergeben.

Die Beziehungen zwischen den russischen «Strafspezialisten» und den Ausländern waren ein wenig gespannt, denn erstere befürchteten, unter Anklage wegen allzu freundlicher Beziehungen zu Ausländern gestellt zu werden. Trotzdem bestand ein gewisser Verkehr. Der Leiter der gesamten elektrischen Anlage, namens Tichomirow, war ein stiller, weißhaariger Fünfziger, der vor der Revolution für eine belgische Firma gearbeitet hatte. Er war viel herumgekommen und hatte fast in jedem europäischen Lande studiert. Er arbeitete jetzt eine zehnjährige Strafe für seine Tätigkeit in der «Industrie-Partei» im Jahre 1929 ab und stand im besten Einvernehmen mit vielen Ausländern. Die Beziehungen beruhten auf einer gegenseitigen Achtung. Tichomirow legte große Würde an den Tag. Als Russe war er über jede nachteilige Äußerung über sein Land oder seine Regierung entrüstet. Weit entfernt, selbst ein Kommunist zu sein, verteidigte er dennoch die Bolschewisten mit Klugheit und Überzeugung. Betreffs seiner eigenen Vergangenheit war er verschwiegen. Gelegentlich ließ er Bemerkungen fallen,

die uns ein Bild der zahlreichen und endlosen Verhöre über seine Tätigkeit in der « Industrie-Partei » und von der monatelangen Gefangenschaft gaben, die mit seiner « administrativen Verbannung » nach Magnitogorsk endete. Tichomirow war wegen seiner Leistungen ein sehr angesehener und gefürchteter Mann. Seine Abteilung war die beste innerhalb der Gesamtanlage. Trotz der primitiven Verhältnisse, die sich in Mangel an Brennholz und qualifiziertem Personal ausdrückten, setzte fast nie die Kraftversorgung aus, und die Unkosten lagen fast immer unter den Voranschlägen.

Tichomirow war mit Tischenko sehr befreundet. Sie hatten beide in Deutschland studiert und dort gemeinsam vor dem Kriege gearbeitet. Obwohl sie häufig zusammen waren, verfolgten sie verschiedene Richtlinien, um gegen die Sowjetbehörden aufzutreten. Tischenko war eigensinnig, ohne jeden Enthusiasmus, und gleichgültig – ein gebrochener Mann, der sich nicht damit abfinden konnte, sein Bestes für die Bolschewisten zu geben. Andrerseits sah er in einem Kampf gegen sie keinen Sinn. Während der Verhöre im Jahre 1929 weigerte sich Tischenko bis zum Ende, irgendwelche Zugeständnisse zu unterschreiben. Tichomirow andrerseits gab manchmal zu, daß er im Unterzeichnen von Zugeständnissen freigebiger gewesen war. Er hatte nämlich vorgezogen, dadurch das Verfahren abzukürzen, um so schneller zu erfahren, ob er erschossen oder auf Zwangsarbeit verschickt werden sollte. Alles war besser als diese endlosen Verhöre. Der Bruch zwischen den beiden Männern vertiefte sich. Tischenko erhielt schließlich weitere zehn Jahre, während Tichomirow begnadigt wurde und den Orden der Roten Fahne erhielt. Im

Jahre 1933 befanden sich die beiden Männer formal in der gleichen Stellung. Sie bewohnten mit ihren Familien je eine Villa mit vier Zimmern, verdienten zwischen zweitausend und dreitausend Rubel im Monat und hatten Automobile zur Verfügung. Während des Urlaubs fuhren sie zur Jagd in die Wälder des Urals, die hundert Kilometer entfernt lagen. Sie standen unter der Bewachung der GPU. und durften ohne besondere Genehmigung nicht verreisen.

Ich besuchte André in Bereski. Er war ein tüchtiger Schachspieler, der viele Abende mit mir bis in die Nacht hinein an seinem Schachbrett verbrachte. Dabei aßen wir herrliche geröstete Brote mit Butter von Insnab und tranken kaukasischen Wein.

14

Sozgorod, oder die Sozialistische Stadt, wurde unter der Aufsicht des berühmten deutschen Architekten Dr. Ernst May in den Jahren 1931 und 1932 entworfen. Teils infolge von Fehlern dieses Architekten, teils infolge des Versagens der Konstruktionsarbeiter, die ihre Arbeit nicht wie vorgesehen ausführten, war Sozgorod eine Kette von Irrtümern. Es lag so ungünstig, daß die vorherrschenden Winde allen Fabrikrauch dorthin trugen. Die siebzig Häuser waren eintönig einander gleich und erinnerten an Streichholzschachteln, die in langen Reihen über Kant aufgestellt waren. Darüber hinaus war die Ausführung verspätet: die ersten Häuser konnten nicht vor 1933 bezogen werden. Die Qualität der Arbeit war äußerst mangelhaft; die Dächer ließen Wasser durch und die Wasserrohre waren undicht, die Funda-

mente senkten sich und die Wände rissen. Mangel an verschiedenen Baumaterialien ergab unsinnige Unzulänglichkeiten; so hatten einige zwanzig Häuser zum Beispiel kein elektrisches Licht in den Badezimmern. Die Stadtbauverwaltung kämpfte ständig mit Schwierigkeiten wegen der Regierungspläne und des unaufhörlichen Mangels an Material und Arbeitskräften.

Die glücklichen Menschen, die in die fertiggebauten Häuser in Sozgorod einzogen, rekrutierten sich hauptsächlich aus den Gruppen, denen die Produktion oblag, und nicht aus denen, die sich mit der Konstruktion zu beschäftigen hatten. Etwa zweihundert Ausländer, die nicht zu der Valutakategorie gehörten, waren die ersten, die von den Häusern Besitz ergriffen. Die meisten waren deutschsprechende qualifizierte Arbeiter, die vertragsgemäß in die Sowjetunion gekommen waren und ihre Gehälter in Rubeln erhielten. Sie sympathisierten mit der sowjetischen Regierungsform und waren offensichtlich aus ideologischer Begeisterung gekommen, um auf jede Weise am Aufbau des Sozialismus mitzuhelfen. Sie wurden gut behandelt, hatten ganz gute Unterkünfte und eine Filiale des Insnab zu ihrer Verfügung. Viele von ihnen wurden von den Russen bedeutend überschätzt und nutzten ihre Stellung schamlos aus. Ein Zeichner aus Amsterdam gab sich als berühmter holländischer Architekt aus. Er hatte viele Gehilfen und erhielt ein hohes Gehalt. Ein Eisenbahnbeamter aus Mitteldeutschland wurde mit Überschreiten der russischen Grenze Ingenieur der Elektrotechnik und arbeitete jetzt als Chef einer elektrischen Abteilung. Die Mehrzahl der ausländischen Arbeiter war jedoch hochqualifiziert. Sie arbeiteten gut und

waren bei der Ausbildung vieler junger Russen behilflich. Bis zu den Jahren 1934/35 wurden die Sowjetarbeiter durch ständige Propaganda ermahnt, von den Ausländern zu lernen, insbesondere sich deutsche und amerikanische Technik bestens anzueignen. Die Überschätzung der Ausländer war zu dieser Zeit vermutlich nur von Nutzen, da die verfügbaren Sowjetarbeiter für verantwortungsvolle Arbeiten noch weniger qualifiziert waren als die ausländischen Pseudospezialisten. Die Ausländer hatten Schwierigkeiten, die russische Sprache zu erlernen; die meisten erlernten sie nie und studierten sie nur ungern. Allmählich wurden sie von den jungen Sowjetarbeitern übertroffen, die in ihrer Umgebung lebten und begierig und willig waren, Tag und Nacht zu lernen und zu arbeiten. So sah der Hintergrund für die Reaktion aus, die mit großer Kraft in den Jahren 1936 und 1937 auftrat, als die Ausländer in Verruf kamen, entlassen und nach Haus geschickt, mitunter sogar verhaftet wurden.

15

Das war Magnitogorsk vom Jahre 1933. Eine Viertelmillion Menschen – Kommunisten, Kulaken, Ausländer, Tataren, überführte Saboteure und eine Masse blauäugiger russischer Bauern – stellten die größte Anlage der Stahlindustrie in Europa her, mitten in der unfruchtbaren Steppe des Urals. Geld wurde wie Wasser ausgegeben. Männer erfroren, hungerten und litten, aber die Konstruktionsarbeit schritt mit einer Verachtung für Individuen und einem in der Geschichte selten gesehenen Massenheroismus vorwärts.

EINE FAHRT DURCH STALINS URALFESTUNG

I

Mitte des Sommers erhielt ich meinen jährlichen Urlaub von fünfundzwanzig Tagen mit zusätzlichen zehn Tagen für Überstunden. Meine Versuche, in einem Erholungsheim an der Küste des Schwarzen Meeres unterzukommen, blieben erfolglos. Während ich darüber nachdachte, was ich anfangen sollte, überredete mich mein Kamerad Tscherry, ein Funktionär im Parteiausschuß der Stadt und Beauftragter für politische Aufklärung der Ausländer, einige Tage auf einem nahe gelegenen staatlichen Gut zu verbringen, um Traktoren instand zu setzen.

Vierzehn von uns – außer mir nur Deutsche und Österreicher – machten sich auf einem von der Werksverwaltung beigestellten Lastkraftwagen auf den Weg. Wir hatten Taschen mit Werkzeug und zwei Schrotflinten bei uns für den Fall, daß wir Kaninchen oder Federwild sichten sollten. Tscherry und der Gutsverwalter, ein gewisser Petrow, begleiteten uns. Letzterer war über eine Woche in Magnitogorsk gewesen, um jemand ausfindig zu machen, der seine Traktoren wieder instand setzen könnte. Außerdem versuchte er mit aller Gewalt die Vorratsverwaltung des Werkes zu bewegen, ihm

Benzin, Automobilreifen und andere notwendige Teile zu überlassen.

Petrow schwatzte den ganzen Weg bis zum Gut hinaus. Dieses Gut war ein Jahr zuvor angelegt worden, um Magnitogorsk aus der Umgegend mit Gemüsen und Getreide versorgen zu können. Die Werksverwaltung hatte hierzu das Geld gegeben. Auf Veranlassung von Ordschonikidse hatte Moskau landwirtschaftliche Maschinen, Saatgetreide und Baumaterialien gestellt. Nichts war hierbei vergessen worden, so sagte er, «außer gutem Grund und Boden, und Menschen, um diesen zu bebauen».

Der Regen fiel so spärlich und der Humus war so dünn, daß sich der Anbau kaum lohnte. Alle Transporte mußten durch Lastkraftwagen erfolgen. Für die nächsten zehn Jahre war an eine Eisenbahn nicht zu denken, aber alles war schön und gut, solange es Benzin und Reifen gab.

Petrows größter Kummer war, daß er keine gelernten Arbeiter für sein Gut auftreiben konnte. Er bot das Doppelte der gesetzlichen Löhne für Mechaniker und Traktorenführer – aber ohne Erfolg.

Wir kamen auf dem Gut zur Mittagszeit an. Die Sonne brannte wie eine elektrische Bogenlampe. Man hatte das Gefühl, als wäre sie nur einige Meter über uns. Ich habe die Sonne niemals so glühend empfunden, außer einmal in Bagdad. Wir stiegen ab und sahen uns das Gut an.

Man hatte Petrow ein nicht genau abgegrenztes Gebiet mitten im Tal des Uralflusses zur Verfügung gestellt. Land war reichlich vorhanden. Er brauchte nur zu nehmen, soviel er wollte. Es war flach und frei von

Steinen und erstreckte sich nach allen Himmelsrichtungen, soweit das Auge reichen konnte. Aber es gab nur sehr wenig fruchtbare Erde.

Man hatte ein halbes Dutzend Gebäude um einen Brunnen herum errichtet. Das große Lagerhaus war fast leer. Außerdem gab es noch ein Verwaltungsgebäude, ein größeres Gebäude, in dem die Schlafräume lagen, und ein weiteres, in dem die gemeinsamen Speiseräume untergebracht waren. Nach dem Fluß zu hatte man einen Kuhstall und andere Wirtschaftsgebäude errichtet. Die meisten landwirtschaftlichen Maschinen standen im Freien, was wir schon beim Aussteigen bemerkten. Das Holz hatte zum Bau von Schuppen für die Maschinen nicht mehr gereicht. Vieh oder Menschen würden sterben, wenn sie im Winter kein Dach über dem Kopf hätten, aber nicht die Maschinen, meinte Petrow.

Wir bekamen ein sehr gutes Frühstück, das beste seit Monaten. Dann gingen wir an die Arbeit. Ein Dutzend junger, frischer Männer führte uns zu den Traktoren. Der Enthusiasmus eines Burschen ist mir besonders im Gedächtnis geblieben. «Kommt doch und bringt diesen Traktor zuerst in Ordnung», sagte er und schleppte uns zu einem kümmerlich aussehenden Weizenfeld, auf dem ein Traktor hoffnungslos niedergebrochen war. Wir fragten ihn, warum es gerade mit diesem Traktor so besondere Eile hätte.

Er grinste: «Dieser Traktor ist sehr gut», und wies auf ein Loch an der Oberseite des Kühlers.

Zu seinem großen Kummer zeigten wir wenig Verständnis und er sagte halblaut zu einem anderen Gutsarbeiter: «Wie kommt es, daß diese Ausländer, diese

hochgebildeten Fachleute, nicht die technischen Möglichkeiten dieses Loches verstehen?» Dann begann er es uns zu erklären. «Wunderbar, um Kartoffeln zu kochen. Sogar zwei oder drei auf einmal. Wir stritten uns stets, wer diesen Traktor fahren darf. Dann beschlossen wir, daß derjenige, der am meisten geleistet hat, den Traktor fahren soll.»

Von zwölf Traktoren waren nur drei in Betrieb, die übrigen befanden sich in verschiedenen Stadien des Verfalls. Einige hatten gesprungene Zylinder, andere schadhafte Schaltungen oder ausgebrannte Kugellager. Einige waren nicht richtig eingefahren, oder die Zündkerzen waren durch den schlechten Treibstoff verrußt. Nach drei Tagen hatten wir neun Traktoren in Gang; diese neun enthielten die brauchbaren Teile der übrigen drei. Ich erinnere mich an Petrows Gesicht, als wir ihm einen Haufen Gerümpel zeigten, der die restlichen Teile der Traktoren darstellte. Er fand es ganz in der Ordnung, die Maschinen das ganze Jahr über draußen in Staub und Schnee stehen zu lassen. Aber einen Traktor dermaßen in seine Bestandteile zu zerlegen, daß er überhaupt nicht mehr vorhanden war – das hielt er für gefährlich. Wenn nun jemand von der Kontrollkommission käme und die zwölf Traktoren sehen wollte? Was denn dann?

Wir würden unsere Aufmerksamkeit auch den übrigen Maschinen des Gutes zugewandt haben, wenn nicht mehrere deutsche Mechaniker dringend in Magnitogorsk gebraucht worden wären. Nur ungern ließ uns Petrow fort. Bevor wir abfuhren, hielten wir den Gutsarbeitern eine kleine Vorlesung. Es war eine Schar völlig unkundiger Schafhirten, ungefähr zur Hälfte Russen, zur

anderen Hälfte Baschkiren und Tataren. Bevor sie auf das Gut kamen, hatten sie niemals Maschinen oder Apparate irgendeiner Art gesehen. Man hatte sie gelehrt, auf den Fußhebel zu treten, um den Traktor in Bewegung zu setzen. Dies war das Ausmaß ihres technischen Könnens. Das Schmieren und Nachsehen der Maschinen lag außerhalb ihres Horizontes. Wir versuchten unser Bestes, ihnen die einfachsten Dinge klarzumachen, aber ich fürchte, daß wir nur zum geringsten Teil verstanden wurden.

Außer diesen Feldarbeitern rühmte sich das Gut, einen Diplomlandwirt, mehrere angeblich erfahrene Landwirte und einen Mechaniker zu besitzen. Letzteren bekamen wir nicht zu Gesicht. Die anderen waren beschäftigt und hatten keine Zeit, unserem Elementarunterricht in der Pflege von Maschinen beizuwohnen.

Um hier etwas vorweg zu erzählen: Ich besuchte das Gut vier Jahre später und fand erstaunliche Veränderungen vor. Petrow war nicht mehr da, aber mehrere tatarische Traktorenführer aus meiner Zeit zeigten mir mit Stolz den neuen Maschinenschuppen voll mit verhältnismäßig gut gehaltenen Maschinen. Sie waren recht ordentliche Mechaniker geworden, und fast der gesamte Maschinenpark war voll betriebsfähig.

Das Gut selbst machte einen guten Eindruck. Es gab ein Kohlfeld mit einer Ausdehnung von ungefähr zweihundert Hektar. Die Kartoffeln und das Getreide sahen gut aus; das Vieh machte einen besseren Eindruck als in den meisten anderen Gegenden in Rußland. Petrow hatte wirklich das Gut hochgebracht. Hätte man etwa zwanzig derartiger Landgüter um Magnitogorsk angelegt, so hätte die Stadt eine ausreichende Versorgung mit Ge-

müsen und Meiereiprodukten aus nächster Nähe erhalten. Damit wäre eines der beschwerlichsten Probleme der Werkleitung gelöst gewesen.

Auf meine Frage, wo Petrow geblieben sei, sahen die Leute zur Seite und schwiegen. Als ich auf einer Antwort bestand, nahm mich der neue Direktor beiseite und sagte mir, daß zum allseitigen Erstaunen vor ungefähr einem Monat ein Auto der GPU. erschienen sei und Petrow mitgenommen habe. Die einzige Mitteilung, die man erhalten konnte, war, daß «er für geraume Zeit nicht zurückkommen würde».

«Ich kann mir denken, was dahinter steckt», sagte der neue Direktor. «Petrow hat mir einmal erzählt, daß er sich als Junge in dem kommunistischen Jugendverband bei Parteistreitigkeiten auf die Seite von Sinowjew gestellt habe.»

2

Bei meiner Rückkehr nach Magnitogorsk ging ich in das Insnab-Restaurant und traf dort einen anderen Amerikaner, einen Industriechemiker aus New York. Mike war Ende der Dreißiger und arbeitete in den Zentralforschungslaboratorien des östlichen Metalltrusts in Swerdlowsk, der Hauptstadt des Uralgebietes, ungefähr fünfhundert Kilometer nördlich von Magnitogorsk. Er hatte Amerika im Jahre 1931 unter nicht ganz klaren Umständen verlassen. Ich entnahm aus seinen Erzählungen, daß er gerade knapp der Verhaftung entgangen wäre. Er und seine Frau wären wirtschaftlich in sehr guten Verhältnissen, so sagte er, und er trüge sich mit dem Gedanken, russischer Untertan zu werden.

Mike befand sich in Magnitogorsk auf einer «*Komandirowka*», einer Geschäftsreise, um die neuen Laboratorien für die Martinofenabteilung zu besichtigen. Er hatte ein oder zwei Besprechungen mit dem leitenden Chemiker des Werkes, machte einen Rundgang durch die neuen Laboratorien und verbrachte dann vier Tage damit, auf eine Fahrkarte zur Rückreise nach Swerdlowsk zu warten, wo er seinen Bericht erstatten sollte. Wir verbrachten diese Wartezeit zusammen, sahen uns Magnitogorsk an und bahnten uns mühsam einen Weg durch das Erzbergwerk und um den gerade entstehenden See herum. Dieser war bereits acht Kilometer lang und vier bis fünf Meter tief.

Mike regte an, ich sollte mit ihm nach Swerdlowsk zurückfahren, um die Stadt kennenzulernen. Ich sagte zu, und er bestellte zwei Fahrkarten an Stelle der einen. An einem glühend heißen Tage traten wir die achtunddreißigstündige Reise nach der Hauptstadt des Uralgebietes an.

Mike war ausländischer Fachmann, beratender Ingenieur, und wenn er eine «*Komandirowka*» unternahm, war das Beste gerade gut genug für ihn. Im Zuge hatten wir ein Abteil für uns allein und verbrachten die Zeit mit dem Lesen neuer amerikanischer Bücher, die Mike in seiner Reisetasche bei sich hatte. Der Zug ratterte mit der üblichen Geschwindigkeit von fünfundzwanzig bis dreißig Kilometern in der Stunde über den drei Jahre alten eingleisigen Schienenweg der Magnitogorsk–Kartaly-Eisenbahn, den man durch die Steppe ohne jeden soliden Unterbau gelegt hatte. Auf beiden Seiten gab es nichts zu sehen, außer kahlen Hügeln. Wir beide schliefen ein. Als wir erwachten, war die Sonne im

Untergehen, der Zug stand still, und wir hörten, wie alle Mitfahrer ausstiegen. Scheinbar war vor uns ein Zusammenstoß gewesen, und die Strecke war gesperrt.

Wir stiegen ebenfalls aus und stellten fest, daß ungefähr vierhundert Meter vor uns ein Güterzug einen Trümmerhaufen bildete. Ein halbes Dutzend Wagen war aus den Schienen gesprungen, die Lokomotive lag auf der Seite in einer Vertiefung mitten auf dem Schienenweg. Mehrere hundert Mitfahrende standen um die Unglücksstelle herum.

Das Unglück war gerade an der tiefsten Stelle einer abschüssigen Strecke geschehen. Zuerst dachte ich, jemand habe den Schienenweg gesprengt, und dadurch sei die Vertiefung entstanden, in der die Lokomotive lag. Mike jedoch, erfahrener in solchen Dingen, sah sofort, was wirklich geschehen war. Der Güterzug war mit einer ziemlichen Geschwindigkeit an der tiefsten Stelle der Senkung angekommen, als der sandige Unterbau nachgab und dadurch die Schienen an einer Kurve auseinanderriß. Die Lokomotive war entgleist und hatte sich tief in die Erde hineingebohrt, während sich das erste halbe Dutzend Wagen ineinanderschob und zu einem Haufen auftürmte.

Auf der Unfallstelle, die sechzehn Kilometer von der nächsten Station entfernt lag, erschien zuerst ein Lastkraftwagen voll GPU.-Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett. Man hatte sie hierher gesandt, um Plünderungen zu verhüten. Sie stellten sich um die beschädigten Frachtwagen herum, aus denen sich der verschiedenartige Inhalt auf die Steppe ergoß.

Danach trafen Bahnarbeiter in einem Hilfszug ein. Sie brachten ein halbes Dutzend Ersatzschienen, einige

Schwellen und sehr primitive Werkzeuge mit. Der Vormann war ein recht grober junger Bursche, voll praktischer Vernunft. Er sah sich das Unglück an und äußerte laut seine Ansichten.

«Das einfachste ist», sagte er, «die Schienen um die Lokomotive herum zu legen», und er machte dabei eine Handbewegung in der Richtung der schwer beschädigten Lokomotive, die zwischen verbogenen Schienen und Trümmern eingebettet lag. «Die können wir niemals ohne Kran aus dem Loch herausbringen, und der Teufel weiß, wann wir einen Kran hierher bekommen können.»

«Großartige Idee», sagten verschiedene der sachverständig dreinschauenden Passagiere sofort. «Natürlich nur als eine Notmaßnahme.»

«Das ist ja klar», sagte der Vormann und machte sich an die Arbeit. Man entfernte die verbogenen Schienen, und ein Dutzend Arbeiter begann die beschädigten Frachtwagen auf der einen Seite der umgestürzten Lokomotive beiseite zu räumen. Dann lösten die Arbeiter mit vereinten Kräften das eine Ende des Schienenweges mittels Brechstangen von dem Sandunterbau und versuchten es zur Seite zu ziehen. Aber die Schienen rührten sich kaum.

«Los, Genossen», brüllte der Vormann die Mitreisenden an, «faßt mit an, oder ihr seid noch in einer Woche hier.» Eine ganze Anzahl eilte zu Hilfe. Es waren nicht genügend Brecheisen für jeden vorhanden. Daher packten viele mit den bloßen Händen zu. Innerhalb von zehn Minuten war das eine Ende des Schienenweges so gelegt, daß es an der Lokomotive ungehindert vorbei führte. Gegen Mitternacht hatte man beide

Enden ausreichend seitwärts verlegt und durch Unterbau verstärkt. Nunmehr ließ der Vormann seine Leute zwei Schienen schneiden, um die beiden Geleisstücke auf der neu geschaffenen Strecke zu verbinden. Ein halbes Dutzend Arbeiter begann unverzüglich die Arbeit mit zwei Stahlsägen. Sie arbeiteten umschichtig eine Stunde, aber es gelang ihnen nur, die Schienen knapp zur Hälfte durchzusägen. Ich fühlte ein Sägeblatt an, es fehlten fast alle Zähne. Inzwischen war der neue Unterbau für die Schienen fertig, die Schwellen waren gelegt, und es blieb nur noch übrig, die beiden Verbindungsschienen einzufügen. Hier überließen Mike und ich den hinreichend sachverständigen Arbeitern die Vollendung und gingen zu Bett.

Um fünf Uhr morgens wurden wir geweckt, die Sonne schien, und unser Zug bewegte sich langsam vorwärts. Wir sahen von unserem Fenster den Hilfszug in der Richtung nach Tscheljabinsk verschwinden, während wir mit einer Geschwindigkeit von ungefähr drei Kilometern in der Stunde die Unfallstelle überfuhren. Wir hätten die umgestürzte Lokomotive vom Fenster aus mit der Hand berühren können. Danach beschleunigten wir das Tempo und schaukelten mit der üblichen Geschwindigkeit bis zur nächsten Station, die, wie ich glaube, Dschabik hieß. Hier hatten wir eine halbe Stunde Aufenthalt, und die Reisenden stürmten die Station, um etwas Eßbares zu kaufen. Nicht ein Krümel war zu haben. Ein nach Magnitogorsk fahrender Zug hatte in der vergangenen Nacht infolge des Unfalls dort gestanden, und die Passagiere hatten die Stadt leergekauft. Sogar konserviertes Krabbenfleisch, von dem eine kleine Dose neun bis zehn Rubel kostete, war ausverkauft.

Mike und ich kauten mit Gleichmut unser Insnabbrot. Wir warteten, bis sich der Zug wieder in Bewegung setzte.

Aber wir kamen nur sehr langsam weiter. Der ganze Fahrplan war durch den Unfall in Unordnung geraten, so daß wir in Swerdlowsk mit über zwanzig Stunden Verspätung anlangten.

Die Linie, auf der wir gereist, war erschreckend überlastet. Ausschließlich auf Sandunterbau aufgeführt, sollte sie nur von einigen Zügen täglich benutzt werden. Aber Magnitogorsk mußte sein Eisen und seinen Stahl verfrachten, während alle möglichen Sorten von Baumaterial und Vorräten sowie fast zweihundert Waggons Kohle täglich nach Magnitogorsk geschafft werden mußten. Mehr als dreißig Züge fuhren am Tage auf dieser Linie. Ein mitreisender Eisenbahningenieur sagte uns, daß Unfälle, wie der, dessen Zeugen wir gewesen waren, häufig vorkämen und unvermeidlich wären, wenn eine Linie mit Sandunterbau derartig stark in Anspruch genommen würde.

Nach unserer Ankunft in Swerdlowsk gingen wir zunächst in Mikes Wohnung, die in einem ungeheuren steinernen Mietshaus lag. Ich war sehr überrascht: Er hatte vier Zimmer, eine große Küche, fließendes Wasser, Dampfheizung und alle modernen Bequemlichkeiten. Das Gebäude besaß sogar einen Fahrstuhl, der indessen niemals in Betrieb gesetzt worden war. Ich hatte es nicht für möglich gehalten, daß es in der Sowjetunion derartige Mietshäuser gäbe, außer in Moskau. Mikes Frau bereitete uns ein herrliches Essen. Ich nahm ein Bad und schlief das erstemal im Verlauf eines Jahres in einem wirklich sauberen Bett.

3

Ich blieb eine Woche in Swerdlowsk. Mike machte mich mit einigen Ingenieuren bekannt, die mich durch die Uralwerke für Schwermaschinen außerhalb der Stadt führten. Selten hat mir eine Fabrik einen so vorzüglichen Eindruck gemacht. Die erste mechanische Abteilung war ein Prachtwerk. Ein Gebäude, gut und gern vierhundert Meter lang, war voll von den besten amerikanischen, englischen und deutschen Maschinen. Es war besser ausgestattet als irgendeine Werkstatt in den General Electric Works in Schenectady. Dort standen zwei ungeheure Drehbänke, die noch nicht in Betrieb waren. Ich konnte mir damals nicht vorstellen, was sie mit Drehbänken wollten, die so groß wie Fährboote waren. Später erfuhr ich, daß man auf ihnen Kanonenrohre herstellte.

Die Schmiedewerkstatt war gleichfalls ein Prachtstück. Sie war vollkommen mechanisiert und nach der neusten amerikanischen Technik angelegt.

Die Uralwerke für Schwermaschinen waren, wie Magnitogorsk, ein Kind des ersten Fünfjahrplanes. Sie waren damals sogar darauf eingerichtet, Walzwerke, Turbinen und andere Schwermaschinen zu erzeugen. Man begann hier im Jahre 1936 Unterseeboote zu bauen, welche in Teilen entweder nach dem Stillen Ozean, dem Schwarzen Meer oder der Ostsee über Tausende von Kilometern verfrachtet wurden.

Die Versorgung war in Swerdlowsk besser als in Magnitogorsk, da die Stadt von Dörfern und Gütern umgeben war, die Gemüse und Meiereiprodukte lieferten. Das Leben floß hier mehr oder weniger normal

dahin, Überstunden waren eine Ausnahme, während sie in Magnitogorsk die Regel waren. Es gab Theater und sogar ein Ballett, das mir außerordentlich gefiel. Die meisten Familien wohnten in eigenen Häusern oder in Mietswohnungen, während viele Menschen in Magnitogorsk in Zelten oder Baracken hausten.

Ich sah mir das Haus an, in dem der Zar und seine Familie im Jahre 1918 durch Rotarmisten erschossen wurden. Dieses Haus war früher ein Wohnhaus und jetzt in ein Museum umgewandelt worden. Die Führer zeigten den Kellerraum, in dem die Exekution vollzogen worden ist. Ich sah die Löcher in der Wand, welche Koltschaks Soldaten gemacht hatten, als sie nach Eroberung der Stadt kurz nach der Erschießung des Zaren die Kugeln aus der Wand kratzten, um sie als Erinnerungszeichen zu behalten.

Das Leben war hier angenehmer, als ich es in Magnitogorsk gewohnt war. Die Versuchung war groß, hier zu bleiben und eine Anstellung in dem großen neuen «Uralmasch»-Werk zu suchen, das mich so beeindruckt hatte. Aber ich widerstand, weil ich einen Kontrakt unterschrieben hatte, in Magnitogorsk zu bleiben, bis vier Hochöfen in Betrieb wären. Nach einem Aufenthalt von einer Woche bei Mike und seiner Frau trat ich die Rückreise an.

Da ich etwas Geld übrig hatte, entschloß ich mich, zu fliegen. Jeden Morgen flogen zwei kleine Flugzeuge, das eine nach Tscheljabinsk, das andere nach Magnitogorsk. Ich versuchte in dem Zentralbüro mehrere Tage vorher eine Flugkarte zu kaufen. Man sagte mir, daß sie keine Vorausbestellungen annehmen dürften, da viele Mitglieder der Regierung und der Partei stets in

letzter Minute Plätze verlangten, aber man riet mir, morgens auf den Flugplatz zu gehen. Es wäre fast sicher, daß ich einige Minuten vor Abgang des Flugzeuges einen Platz finden würde.

Ich nahm also meinen kleinen Handkoffer, der ein Hemd, einige Taschentücher und Proviant für mehrere Tage enthielt, verabschiedete mich mit vielen Dankesworten von Mike und seiner Frau und machte mich auf den Weg. Die Flugzeuge flogen um fünf Uhr morgens ab. Da ich befürchtete, daß ich nicht so früh zum Flugfeld kommen könnte, fuhr ich spät am Abend mit der Straßenbahn hinaus und verbrachte die Nacht dort.

In dieser unbeschwerten Zeit konnte man noch auf einem Sowjetflugplatz sich die Flugzeuge ansehen und sich mit den Piloten unterhalten. Fünf Jahre später war jeder Flughafen in der Sowjetunion von Stacheldraht umgeben, und man durfte nur wenige Minuten vor Abgang des Flugzeuges die Sperre durchschreiten.

Der Flughafen von Swerdlowsk lag ungefähr zehn Kilometer außerhalb der Stadt, mitten in einem herrlichen Tannenwald. Die Flughallen waren von den Bäumen beschattet, die das große und ausgezeichnet gehaltene Feld einrahmten. Bei Betreten des Flugplatzes schien es mir, als käme ich in eine andere Welt. Alles war in bester Ordnung, die Ausrüstung war ausgezeichnet. Mechaniker und Piloten, Kellnerinnen und Scheuerfrauen waren besser gekleidet und besser genährt als der Durchschnitt der Facharbeiter in Magnitogorsk oder Swerdlowsk.

Ich ging in den Wartesaal, gab meine Handtasche ab und bestellte ein Glas Tee. Ich kam in Unterhaltung mit zwei anderen Passagieren, die gleich mir hinausgekom-

men waren, um möglicherweise einen Platz für das Flugzeug am nächsten Morgen zu bekommen. Gegen Mitternacht hatte sich ungefähr ein Dutzend versammelt, von denen einige auf die großen Ost-West-Flugzeuge nach Moskau oder Nowosibirsk warteten, während andere auf einen Platz in den kleinen viersitzigen Flugzeugen nach Magnitogorsk und Tscheljabinsk hofften. Nur drei oder vier hatten Flugkarten. Die übrigen, wie ich selbst, hatten Bescheinigungen von ihren Büros oder Fabriken, die bestätigten, daß sie geschäftlich reisten, und die gleichzeitig alle offiziellen Stellen ersuchten, ihnen bei der Erreichung ihres Reiseziels soweit als möglich behilflich zu sein. Diese «*Komandirowka*»-Papiere waren sehr nützlich. Bei weiteren Reisen schrieb ich mir selbst eine derartige Bescheinigung in sehr eindrucksvollen Worten aus und ließ sie von Sjemitschkin unterschreiben und mit dem Siegel des Hochofenbaukonzerns versehen.

Kurz nach Mitternacht erhielten wir Gesellschaft von einem halben Dutzend Piloten. Es waren prächtig aussehende junge Leute mit gut geschnittenen Gesichtern. Sie trugen die vorteilhaften Uniformen des zivilen Flugdienstes, waren sauber rasiert und sahen wohlgenährt aus. Sie bildeten einen scharfen Gegensatz zu den Menschen, die man auf den Straßen der Stadt sah. Die meisten Stadtbewohner hatten Bartstoppeln, waren dürftig angezogen und sahen oft hungrig und schmutzig aus.

Ich unterhielt mich mit zwei Piloten und war überrascht zu hören, daß sie zwischen 500 und 1000 Rubel monatlich verdienten, und daß ihr Einkaufsladen fast auf der gleichen Stufe wie der Insnab der Ausländer stand. Sie waren militärisch als Reservemilitärpiloten

ausgebildet, jeden Augenblick bereit, sich ihren Flugformationen einzugliedern.

Nach einem kurzen Zögern zeigten sie mir ihre Flugzeuge und ihre Ausrüstung. Da ich auf diesem Gebiete ein Laie bin, kann ich nicht viel über die Flugzeuge selbst sagen. Ich bemerkte jedoch, daß die Mechaniker gut und reichlich mit allen notwendigen Kleinwerkzeugen ausgerüstet waren. Viele davon waren importiert und alle waren sauber gehalten. In Amerika oder in Westeuropa würde man diese Feststellung als eine Selbstverständlichkeit betrachtet haben, aber in Rußland besaß im Anfang der dreißiger Jahre kein Industrie- oder Transportunternehmen gute Kleinwerkzeuge – man denke nur an die Stahlsäge des Hilfszuges!

Das Benzin hielt man in Tankautomobilen, die schnell und leicht jeden Teil des Platzes erreichen konnten. Die Tanks hatten richtige Schraubdeckel und waren nicht, wie in Magnitogorsk, mit zusammengerollten alten Zeitungen zugestopft. Alles war am rechten Platz. Die ganze Anlage machte einen gepflegten und gut organisierten Eindruck, etwas, was in anderen Zweigen der Sowjetindustrie jener Zeit vollkommen fehlte.

Ich war tief beeindruckt.

Ich fragte die Piloten, wie viele Flugzeuge die Sowjetunion hätte. Sie zuckten mit den Schultern. «Sehr viele», sagten sie. «Viele Tausende.»

Wir gingen dann an die kleine Bar und tranken ein Glas Bier, das erste nach meiner Ankunft in Magnitogorsk. Die Piloten überhäuften mich mit Fragen über Amerika und Deutschland. Ihre Fragen waren intelligent und bewiesen, daß sie eine Menge über inter-

nationale Beziehungen und besonders über Industrie- und Flugwesen in Deutschland und in den Vereinigten Staaten gelesen hatten. Schließlich brachte ich die Unterhaltung auf das Sowjetflugwesen zurück.

Einer sagte: «Wissen Sie, was wir mit vielen der Flugzeuge machen? Wenn sie aus der Fabrik kommen, werden sie erst auf der Erde und dann in der Luft sehr eingehend überprüft. Dann schickt man sie nach der Fabrik zurück, wo sie auseinandergenommen, verpackt und in Lagerhäuser versandt werden, die in solchen Gegenden liegen, wo die Flugzeuge möglicherweise gebraucht werden können.»

Später hörte ich diese Erzählung auch von anderer Seite, und ich halte sie für im großen und ganzen zutreffend. Man hatte besonders im Fernen Osten, an den Grenzen von Mandschukuo, zahlreiche verpackte Flugzeuge gelagert. Natürlich bedeutet eine derartige Methode, daß Sowjetflugzeuge eines Tages veraltet sein würden, aber ich bin der Meinung, daß sich die Russen bis zum Jahre 1939 darüber klar waren, daß ihre Industrie nicht imstande wäre, ständig neue Modelle gleich den Westmächten zu schaffen. Sie verließen sich daher mehr auf die Menge als auf die Güte ihrer Flugzeuge, um einen eventuellen Feind zu überwältigen.

«Wir haben in Perm eine Fabrik für Flugzeugmotoren, im Vergleich zu der die größten Werke der Vereinigten Staaten klein sind», sagte ein Pilot. «Und die neuen Motorenwerke in Ufa werden auch bald mit der Arbeit beginnen.» Perm liegt im nördlichen Ural, Ufa ungefähr dreihundert Kilometer nordwestlich von Magnitogorsk. Die Motorenfabrik, von der die Piloten sprachen, nahm im Anfang der dreißiger Jahre den Betrieb auf.

Obgleich es mir niemals gelang, Genaueres über die Größe zu erfahren, verlautete gerüchtweise, daß sie die größte derartige Anlage in der Sowjetunion wäre. Die Lage von Perm und Ufa war ideal. In einem Umkreis von ungefähr fünfhundert Kilometern wurden Eisen, Stahl, Kupfer, Aluminium und Nickel erzeugt. Ufa besaß besonders gute Transportmöglichkeiten, da es sowohl an der südlichen Hauptlinie der Transsibirischen Bahn, als auch an dem Knotenpunkt der geplanten Moskau–Ufa–Magnitogorsk–Akmolinsk-Eisenbahn lag, die zum Teil im Jahre 1940 fertiggestellt war. Außerdem lag Ufa in der Nähe der neuentdeckten Ischembajevo-Ölfelder, die schon im Jahre 1940 mehr als zwei Millionen Tonnen hervorbrachten. Als ich 1934 durch Ufa fuhr, sah ich das damals im Bau befindliche, ungeheuer große Werk.

Um ungefähr zwei Uhr streckte ich mich auf eine Holzbank und schlief bis halb fünf Uhr, als ich durch den Lärm am Flugkartenschalter geweckt wurde.

Das Flugzeug nach Magnitogorsk war bereits ausverkauft, bevor ich an die Reihe kam. Ein hoher Parteifunktionär und ein GPU.-Beamter belegten zwei von den vier vorhandenen Plätzen mit Beschlag. Der leitende Ingenieur des Baubüros für das Walzwerk, der von einer Urlaubsreise kam, erhielt eine Karte, und den vierten Platz bekam ein einfacher Ingenieur, der nichts außer der üblichen «*Komandirowka*» vorzuzeigen hatte, aber in der Reihe vor mir stand. Aus reiner Trägheit blieb ich in der Reihe stehen, und als ich an den Schalter kam, hörte ich, daß in dem Flugzeug nach Tscheljabinsk ein Platz frei wäre. Ich spielte den sehr bedeutenden ausländischen Spezialisten, der die Sprache nicht

beherrscht, und verließ schließlich den Schalter mit einem Billett nach Magnitogorsk über Tscheljabinsk und der Erlaubnis, mich dort zwei Tage aufhalten zu dürfen. Ich bekam diese Flugkarte zu dem gewöhnlichen Preis der direkten Strecke Swerdlowsk–Magnitogorsk – hundertzwanzig Rubel, glaube ich.

Eine halbe Stunde später quetschte ich mich in das saubere, kleine, viersitzige, einmotorige Flugzeug, und schließlich flogen wir ab.

4

Es war ein wunderbarer Tag, aber windig, und so schaukelte das kleine Flugzeug ordentlich, sehr zum Mißbehagen der anderen drei Fahrgäste, von denen zwei Funktionäre der Staatsbank waren. Das Flugzeug stieg sehr schnell hoch, und wir glitten über die immergrünen Wälder, die Swerdlowsk umgeben. Dann flogen wir eine halbe Stunde entlang der Ausläufer des Urals. Das Land unter uns wurde immer öder. Gegen sechs Uhr befanden wir uns über der kahlen Steppe. Weder Berge noch Wälder waren in Sicht, kein Lebewesen und kein Haus, nach welcher Richtung man auch schaute, obschon die Sicht klar war. Nur hier und da unterbrach ein See die Einförmigkeit der braunen Steppe.

Doch war das Gebiet, das wir überflogen, außerordentlich reich. Auf einen Umkreis von 1250 Quadratkilometern hatte die Natur fast alle die Mineralien verteilt, die von den Menschen am höchsten geschätzt werden – Gold, Platin, Silber, Kupfer, Nickel, Blei, Eisen und Aluminium, außerdem Edel- und Halbedelsteine. Die Eisen verarbeitenden Werke in Magni-

togorsk, Tagil, Slatoust, die Maschinenfabriken von Swerdlowsk, Tscheljabinsk, Orsk, Ufa und Perm, die Gold- und Edelsteinminen von Miaß und Baschkiria, die chemischen Werke in Beresniki und Solikamsk sowie die zahlreichen anderen Metallwerke in und bei Orsk, die neuen Eisenbahnwerkstätten in Nischny Tagil und schließlich die Ölfelder von Ischembajevo und die geplanten Ölraffinerien in Ufa: alle diese und noch viele andere bildeten die Grundlage der neu geschaffenen Ural-Schwerindustrie. Diese reiche Gegend im Herzen der Sowjetunion war und wird für Rußland eine der stärksten Garantien gegen eine vollständige militärische Niederlage sein.

Ich schlummerte für einige Minuten ein, und als ich aufwachte, sah ich, wie meine Mitfahrer auf eine einige Kilometer vor uns liegende, leuchtende Stadt hinwiesen. Das ungeheuer große Tscheljabinsker Traktorenwerk umfaßte ein größeres Gebiet, als die gesamte alte Stadt ausmachte. Um das Werk herum erblickten wir eine «Sozialistische Stadt» von weißen, glänzenden Mietshäusern, und zwischen diesen die grünen Flecken von Parks und Gärten. In etwas größerer Entfernung sahen wir die «Stankostroi»-Fabrik, die ursprünglich für die Fabrikation von leichteren Maschinen geplant, Anfang der dreißiger Jahre aber umgebaut worden war, um Tanks herzustellen.

Das Flugzeug vollführte eine ausgezeichnete Landung. Wir nahmen den Omnibus, der zur Stadt fuhr.

Ursprünglich war Tscheljabinsk eine befestigte Stadt gewesen, eine Grenzfestung im Reiche Peters des Großen zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Später wurde es eine Etappe für die Züge der nach

Sibirien Verbannten. Diese machten im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert diese Reise oft zu Fuß, und Tscheljabinsk war einer der Plätze, wo es ihnen gestattet war, für einige Tage zu rasten.

Die Altstadt hatte sich seit vielen Jahrzehnten kaum verändert: kleine baufällige Holzhäuser, enge winklige Gassen und keine modernen Bequemlichkeiten. Es gab jedoch zwei hervorstechende neue Wohnviertel: die «Sozialistische Stadt» des Traktorenwerkes und die «Gorodok OGPU.» oder auch GPU.-Stadt genannt. Straßenbahnlinien verbanden die Altstadt mit den neuen Siedlungen, die sich schnell zu sozialen und kulturellen Mittelpunkten entwickelten.

Die Gorodok OGPU. bestand aus mehreren gewaltigen Häuserblocks, die sechs Stockwerke hoch und sehr solide gebaut waren. Jeder Block enthielt alle nur wünschenswerten Einrichtungen: Säuglingsheim, Kindergarten, Wäscherei, Schneiderei, Speiseräume und Klubräume. In der Siedlung gab es zwei Lichtspielhäuser und ein Theater.

Es schien mir kaum glaublich, daß es in Tscheljabinsk genügend GPU.-Funktionäre geben solle, um die Errichtung einer derartig monumentalen Siedlung – nur für diese Polizeibeamten – lohnend zu machen. Ich fand jedoch heraus, daß auch Parteifunktionäre und Sowjetbeamte dort wohnten.

Ich fuhr mit der Straßenbahn in das Traktorenwerk. Zu meinem Erstaunen wurde ich an der Umzäunung von einem stämmigen Mann mit einem Revolver im Gürtel angehalten und nach einem Passierschein gefragt. Er ließ mich nicht durch. Ich beschloß daher, mich bei dem Fremdenbüro der Verwaltung zu melden,

bevor ich den Versuch unternahm, von dem Fabrikleiter einen Passierschein zu erbitten.

Als ich gerade dorthin auf dem Wege war, traf ich einen deutschen Maschinisten, der vor einiger Zeit aus Magnitogorsk hierher versetzt worden war. Er war in Feiertagskleidung. «Ich bin gerade in die Fabrik zu einer technischen Besprechung gekommen», erklärte er mir.» Jetzt gehe ich nach Haus, wollen Sie mitkommen?»

Wir gingen zusammen die breite Straße hinunter, die von der Fabrik zu den Wohnhäusern führt. Diese Straße war ein doppelter Boulevard, mit grünen Anlagen zwischen den beiden Fahrbahnen und mit Straßenbahngeleisen an den Außenkanten. Man hatte die Wohnhäuser ungefähr hundert Meter von der Straße zurückgesetzt. Überall waren Bäume und Sträucher gepflanzt. Ein großes Klubhaus und ein nettes Theater fielen mir in dieser Siedlung besonders auf.

«Ich muß mir Zigaretten kaufen», sagte der Maschinist. «Insnab ist hier die Straße hinunter. Wir kaufen oft Zigaretten dort.» Wir drängten uns in einen großen, gut eingerichteten Laden. Er war voll von Hausfrauen und Arbeitern, die in langen Reihen auf Brot warteten.

Gerade als wir durch die Tür kamen, traf das Brot ein. Sofort kam Bewegung in die Menge. Jeder begann Brotkarten und Geld hervorzuholen. An der Spitze standen zwanzig solide aussehende Männer, die geduldig und ruhig auf ihr Brot warteten. Sie waren Finnen.

«Wir haben ungefähr dreihundert davon hier in Tscheljabinsk», sagte mein Freund. «Es sind ausge-

zeichnete Arbeiter, aber sie trinken zuviel. Die Mehrzahl kam 1930 und 1931 über die Grenze. Viele waren Schmuggler. Es ist bemerkenswert, wie sie zusammenhalten. Als sie letzten Winter ankamen, wurden sie an dem Bau des Kraftwerkes beschäftigt. Man hatte nicht genug «*Walinki*» für alle. Am zweiten Tag kam keiner von ihnen zur Arbeit. Die Partei und die Gewerkschaft schickten einen Boten, um zu erfahren, was los sei. Die Finnen saßen zu Hause und machten keine Anstalten, zur Arbeit zu kommen. ‚Heute ist ein Arbeitstag', sagte der Mann von der Partei zu ihnen. Der Wortführer der Finnen sagte, daß er das wüßte, aber daß sie nicht zur Arbeit kämen, bis alle «*Walinki*» erhalten hätten, auf die sie vertraglich ein Anrecht hätten. Es gab einen großen Skandal. Schließlich beschaffte man «*Walinki*», auch für die übrigen Finnen.»

Wir hatten gerade unsere Zigaretten gekauft, als es einen Krawall unter den Schlangestehenden gab. Ein Funktionär des Kommunistischen Jugendverbands kam herein und stellte sich an die Spitze der wartenden Reihe, um ebenfalls sein Brot zu holen. Die russischen Hausfrauen, geduldig wie das Vieh, fanden dieses Benehmen ganz natürlich. Aber nicht die Finnen. Sie nahmen den jungen Bolschewisten beim Kragen und räumten ihn sanft aus dem Wege. Der Verkäufer unterdrückte ein schadenfrohes Lächeln und rief nach Ordnung. Der Komsomol war wütend und drängte sich wieder vor. Schließlich brüllte ein Finne in schlechtem Russisch: «Wir stehen in der Reihe, stell dich auch in die Reihe!» Darauf ergriffen drei oder vier stämmige Finnen den jungen Mann und setzten ihn sanft vor die Ladentür. Die meisten Hausfrauen waren

erfreut. Der Komsomol gab es auf, sein Brot zu holen, und wir sahen ihn fluchend die Straße hinuntergehen.

Wir aßen unser Frühstück. Auf meinen Wunsch begaben wir uns danach ins Werk. Der Maschinist verschaffte mir einen Passierschein, mit dem ich überallhin gehen konnte, außer in das Kraftwerk und die Hilfsstation. Den Rest des Tages verbrachte ich damit, mir die ungeheuren Anlagen anzusehen.

Die Montierungswerkstätten waren interessant, aber die Transportgießerei war das faszinierendste, was ich je gesehen habe. Alle Arbeitsgänge spielten sich reibungslos ab. Der Hof außerhalb der Montierungshalle war vollgestopft mit fertigen Maschinen. Es waren meistensteils Bandtraktoren für schwerere Arbeiten, wie ich sie in Magnitogorsk in Betrieb gesehen hatte, wo sie sich gut bewährten.

Ich aß mit meinem Freund in seiner Wohnung zu Abend. Später kamen noch andere deutsche Arbeiter zu ihm. Wir verbrachten einen interessanten Abend und diskutierten über die Ereignisse der letzten Zeit in Deutschland. Hitler war dabei, seine Stellung zu festigen. Im allgemeinen verhielt sich die Sowjetpresse einigermaßen gleichgültig; die Mehrzahl der Russen hatte keine besonderen Antipathien gegen die Nationalsozialisten, während die Deutschen in Rußland, meistens Sozialdemokraten und Kommunisten, tief empört waren. Dies wäre eine ernste Angelegenheit, sagten sie. Die Russen würden es schon erkennen.

Nach zweitägigem Aufenthalt in Tscheljabinsk nahm ich das Flugzeug nach Magnitogorsk. Wir hatten herrliches Flugwetter. Fast keinen Wind und klare Sicht. Wir flogen ungefähr zwei Stunden in einer Höhe von dreihun-

dert bis fünfhundert Metern über sanft sich wellende Hügel ohne jegliche Vegetation. Hier und da leuchtete ein See in der Steppe, die sonst einer Wüste glich. Ungefähr eine Stunde nach der Abfahrt kamen wir an eine Eisenbahnlinie, der wir nun folgten. Sie streckte sich ins Unendliche über die Ebene; alle paar Kilometer folgte eine Station, um die sich einige Häuser gruppierten.

Endlich zeigte sich in der Ferne eine hohe Rauchsäule und danach ein niedriger Bergrücken. Die alten Magnetberge Eje-Derlui und Atatsch schienen uns entgegenzukommen, während die Rauchsäule sich über dem Werk fast in den Himmel hinaufschlängelte. Zu dieser Zeit war das chemische Werk in Magnitogorsk nicht in Betrieb, und der Rauch der Koksöfen entwich in die Luft. An windstillen Tagen ballte er sich zu einem gewaltigen Dach über der Stadt.

Von der Luft aus unterschied sich Magnitogorsk sehr stark von Tscheljabinsk und Swerdlowsk. Es hatte keine strahlende «Sozialistische Stadt» und keine leuchtenden Fabrikgebäude aufzuweisen. Die vier Hochöfen sahen wie würdige Herren mit Halstüchern aus. Zu ihren Füßen lag ein weit gestrecktes Arbeitslager, das auch aus der Luft schmutzig und unordentlich aussah.

Wir landeten glatt im Flughafen, aber damit begannen auch die Schwierigkeiten. Der Lastkraftwagen, der die Fluggäste abholen sollte, war nicht gekommen. Der Leiter des Flughafens sagte etwas von Mangel an Benzin und Ersatzteilen und verschwand darauf in seinem Büro. Wir warteten zwei Stunden und entschlossen uns dann, in die Stadt zu gehen. Es waren ungefähr zehn Kilometer. Der Weg schlängelte sich über die Steppe. Häufig orientierten wir uns besser nach der Rauchsäule

über der Stadt als nach den schwachen Autospuren zu unseren Füßen. Wir brauchten für diesen Weg zwei Stunden. Ein bärtiger Sowjetingenieur, der mit uns geflogen war, bemerkte verbittert: «Zwei Stunden von Tscheljabinsk bis Magnitogorsk, eine Reise, die mit der Bahn zwanzig Stunden dauert – und dann brauchen wir zwei Stunden, um vom Flughafen in die Stadt zu kommen. Das ist bolschewistisches Tempo!»

Als wir jedoch auf dem Hügel ankamen und Magnitogorsk wie ein kompliziertes geometrisches Problem auf einer schwarzen Tafel vor uns sahen, mit seiner Krone von dickem schwarzem Rauch, hatte jeder von uns ein ausgeprägtes Gefühl von Stolz. Hier, Hunderte von Kilometern von dem nächsten Sammelpunkt menschlicher Tätigkeit, hatte man ein riesenhaftes Werk und eine Stadt innerhalb von fünf Jahren geschaffen. Auch der letzte Arbeiter, sogar diejenigen, die Strafarbeit zur Sühne ihrer Missetaten verrichteten, fühlten deutlich, daß diese Stadt, an deren Errichtung sie mitgeholfen hatten, wirklich ihre eigene war.

MASCHA

1

Nach meiner Rückkunft wurde ich sofort von Kolja bestürmt, der ebenfalls Urlaub nehmen wollte. Es schien, als ob in der ganzen Fabrik niemand – außer einigen Ingenieuren und Technikern, die aber anderes zu tun hatten – ihn ersetzen konnte. Ich mußte daher trotz meines Sträubens die Funktion eines Werkführers übernehmen. Im Anfang war das nicht leicht, aber ich führte meine Arbeit ebensogut aus wie irgendeiner, der sonst für den Posten in Frage kommen konnte.

Als Kolja sechs Wochen später zurückkam, wurde die Arbeitskolonne geteilt, und ich blieb Werkführer des einen Teiles. Das bedeutete, daß ich zwanzig bis fünfundzwanzig Schweißer zu überwachen und anzutreiben hatte, die die Stahlkonstruktionen und deren Zubehör an den Hochöfen fertigstellten.

So vergingen zwei Jahre, in denen ich zugleich auch Ehemann und Vater wurde.

2

Eines Abends verließ ich nach mehreren Überstunden die Fabrik und stampfte wie gewöhnlich durch den Schnee zur Kommunistischen Hochschule, der

Komwus. Dort stellte ich fest, daß ich eine falsche Sirene gehört hatte und über eine Stunde zu früh gekommen war. Die Klassenzimmer waren dunkel und kalt, und es schien sonst noch niemand da zu sein. Ich ging in das Kontor, wo der Leiter, ein netter Kerl mit Namen Dschamarikin, und seine beiden Sekretärinnen damit beschäftigt waren, den Lehrplan aufzustellen, die Honorare für die Lehrer auszurechnen und den politischen Gehalt der akademischen Weisheiten, die den zukünftigen Parteifunktionären und Verwaltungsbeamten beigebracht werden sollten, zu prüfen.

Ich begrüßte Dschamarikin und setzte mich auf einen Stuhl am Kamin. Dort schlief ich sofort ein, aber Anja, die eine der Sekretärinnen, weckte mich: «Genosse Scott, Sie verstehen doch etwas von Integralrechnung, nicht wahr? Unsere neue Sekretärin studiert im Mathematischen Institut und sucht sehr nach jemand, der ihr bei ihrer Aufgabe helfen könnte.»

Ich schwor, daß ich gar nichts davon verstehe, und warf nur einen schläfrigen Blick auf die neue Sekretärin. Sie lächelte verlegen, während sie auf einem zerrissenen Stück Papier aus einem ihrer Hefte Figuren zeichnete und mathematische Formeln eintrug. Ich sah, daß sie ein junges Mädchen war, kaum über zwanzig Jahre alt und mit einem offenen Gesicht. Sie hatte eine sehr rote Hautfarbe und trug das Haar in zwei langen herunterhängenden Zöpfen.

«Das ist Mascha, unsere neue Halbtagssekretärin», sagte Dschamarikin grinsend.

Mascha schien ein nettes Bauernmädchen zu sein, wie viele andere, die von irgendeinem Dorf nach Magnitogorsk gekommen waren, um hier zu arbeiten und zu

studieren. Die Tatsache, daß sie sich in einer Stadt, in der nur wenig Leute einen klaren Begriff hatten, was Algebra ist, mit Integralrechnung beschäftigte, machte mich stutzig. Aber ich war sehr müde, und die Kenntnisse, die ich einmal auf diesem Gebiet besessen hatte, waren längst dahin. Ich entschuldigte mich und schlief wieder ein.

Maschas erster Eindruck von mir war viel interessanter. Sie schrieb darüber in ihr im übrigen wenig systematisch geführtes Tagebuch:

«Meine erste Arbeit in der Komwus war, Einstellungsgesuche vom Jahr zuvor zu archivieren. Dabei stieß ich auf ein Gesuch, das mit einer unfaßlichen Handschrift geschrieben war. Ich konnte es kaum lesen, schließlich aber entzifferte ich, daß es von einem John Scott stammte, einem Amerikaner, der vor kurzem in die Sowjetunion gekommen war. Ich hatte noch nie einen Amerikaner gesehen, und ich war begierig, einen Mann zu treffen, der sicher aus einem Land mit kapitalistischer Unterdrückung hierher gekommen war, um im Lande des Sozialismus eine Freistatt zu finden. Ich stellte mir einen großen, schönen und sehr interessanten jungen Mann vor und bat Anja, unsere andere Sekretärin, ihn mir zu zeigen.

Am nächsten Abend kam ein sehniger junger Mann ins Kontor, der sehr angestrengt aussah und sich an den Kamin setzte. Er trug einen abgenützten braunen Arbeitsanzug und ein dickes braunes Halstuch. Sein Anzug und seine großen, zerschlissenen Arbeitsschuhe waren von dem Hochofenabfall unglaublich schmutzig. Er sah sehr müde und einsam aus. Als Anja mir zuflüsterte, dies sei John Scott, wollte ich es zuerst

nicht glauben. Dann war ich sehr enttäuscht und hatte Mitleid mit ihm.

Der erste Amerikaner, den ich zu sehen bekam, war also ein heimatloser Junge. Er war ganz offenbar das Produkt der kapitalistischen Unterdrückung. Ich sah im Geiste seine traurige Kindheit. Ich stellte mir die vielen Stunden unmenschlicher Arbeit vor, die er in einer kapitalistischen Fabrik schon als Kind hatte leisten müssen. Ich stellte mir den schamlos niedrigen Lohn vor, den er dafür bekommen hatte und der nur gerade ausreichte, daß er sich so viel zu essen kaufen konnte, um am nächsten Tag die Arbeit fortsetzen zu können. Ich stellte mir auch seine Angst vor, er würde, wenn er seine parasitischen Ausbeuterchefs nicht zufriedenstellte oder sie nicht genug Profit aus ihm herausziehen konnten, auch noch diese paar Pfennige verlieren und als Arbeitsloser auf die Straße gestoßen werden.»

3

Von da ab sah ich Mascha öfter in der Schule, aber bekannt wurde ich mit ihr erst im Frühjahr, als der Schnee schmolz, die Winde zu blasen anfingen und die Arbeit in der Fabrik etwas nachließ.

Wir besuchten einige Male zusammen das Theater. Sie zeigte mir auch das Zentralhotel, in dem sie mit ihrer Schwester und ihrem Schwager wohnte. Wir gingen auch zusammen hinaus auf die Steppe, um dort zu wandern. Ich erfuhr, daß sie drei Monate älter war als ich und daß sie in einem Dorf aufgewachsen war unter Verhältnissen, die den meisten Amerikanern genau so merkwürdig und unglaubhaft vorkommen wie meine wirklichen Kindheitsjahre für sie.

Ihr Vater war ein armer Bauer. Als er 1915 in den Krieg ziehen mußte, ließ er seine Frau und acht Kinder zurück, von denen das älteste vierzehn Jahre zählte. Die Mutter mußte sehen, wie sie fertig wurde. «*Shiwi kak chotschesch*» – «Lebe, wie es dir beliebt», pflegen die Russen in einer solchen Situation zu sagen.

Als die Kinder, darunter sechs Mädchen, groß genug waren, um eine Hacke oder eine Heugabel halten zu können, mußten sie mit auf dem Feld arbeiten. Die Familie wohnte in einer Holzhütte mit einem und einem halben Zimmer, und Mascha erinnerte sich sehr gut, daß sie glücklich waren, wenn sie genügend Salz und Brot im Haus hatten. Tee, Zucker und Fleisch waren für sie Luxus.

Diese Hütte stand im Gouvernement Twer, ungefähr halbwegs zwischen Moskau und Leningrad, in einem Gebiet, das wegen der wenig fruchtbaren Erde und langen Winter nur schlechte Ernten abwarf und deshalb nur dünn besiedelt war. Maschas Eltern stammten beide von Leibeigenen ab und konnten weder lesen noch schreiben. Aber sie hatten beschlossen, daß ihre Kinder die Schule besuchen sollten, und so gingen Mascha und ihre Geschwister oftmals barfuß und nur in Lumpen gehüllt in die vierklassige Dorfschule. Als Mascha 1920 zur Schule kam, war ihre älteste Schwester dort bereits Lehrerin.

Während des Bürgerkrieges gab es in diesem Gebiet keine Kämpfe. Aber Maschas ältester Bruder kämpfte an der Front, und ihr Vater kam verwundet zurück und krank an «Schützengrabenmalaria», welche Krankheit er nicht mehr los wurde. Alles Vieh im Dorfe wurde requiriert und nach Moskau und Leningrad geschickt,

damit die dortigen Revolutionäre zu essen hatten. Maschas zweiter Bruder arbeitete eine Zeitlang in Udomlja, vom Heimatdorf etwa zehn Kilometer entfernt, wo er das requirierte Vieh zu versorgen hatte, bis es weiter transportiert wurde. Abends kam er dann mit etwas Milch nach Hause, die von den vielen Kindern sofort bis zum letzten Tropfen ausgetrunken wurde.

Die neue bolschewistische Regierung entsandte Kontrolleure nach allen Dörfern, um zu sehen, ob dort Brot gehamstert worden war. Es herrschte Hungersnot, und ausländische und weiße Armeen setzten dem Land hart zu. In Maschas Hütte konnten die Kontrolleure indes nichts finden.

Im Jahre 1924, gerade als der Bürgerkrieg aufhörte und Lenins Neue Ökonomische Politik eingeführt wurde, hatte Mascha die Schule beendet. Sie wollte mehr lernen. Ihre älteren Geschwister besuchten Schulen in entlegenen Städten und lebten dort, so gut es ging. Die Schulen waren jetzt für alle zugänglich und gratis. So beschlossen Mascha und ihre dritte Schwester, nach Wyschni-Wolotschok zu gehen, dort am Tage Hausarbeit zu machen und an den Abenden Kurse zu besuchen. Aber sie hatten weder Kleider noch Geld. So hackten sie zunächst Holz für die Kulaken in ihrem Dorf und verdienten in zwei Wochen drei Rubel, das heißt nach der damaligen Währung etwa zwei Schweizer Franken und achtzig Rappen. Dann packten sie ihre Habseligkeiten in einen alten Koffer und machten sich in ihren selbstgemachten Sandalen aus Birkenrinde auf den Weg. Bis nach Wyschni-Wolotschok waren es etwa fünfundsechzig Kilometer, und sie legten die Strecke in drei Tagen zurück.

Sie blieben einige Zeit dort, mußten aber schnell feststellen, daß feste Hausarbeit und Studium nicht zu vereinen waren. So kauften sie sich für das verdiente Geld zwei Baumwollkleider und etwas Brot und kehrten in ihr Dorf zurück.

Einige Zeit später wurde in Udomlja eine Fortsetzungsschule eingerichtet, die Mascha besuchte. Sie mußte jeden Tag zehn Kilometer hin und zurück gehen. Als Mascha vierzehn Jahre alt war, bekam sie ihr erstes Paar richtige Schuhe.

Um die Mitte der zwanziger Jahre wurden die Verhältnisse etwas besser. Maschas ältere Geschwister hatten ihre Studien beendet und arbeiteten nun, der Bruder als Ingenieur, die Schwester als Lehrerin. Eine Neuverteilung der Äcker hatte Maschas Vater ein besseres Ackerfeld eingebracht, so daß er nicht mehr chronisch verschuldet und hungrig zu sein brauchte. Mascha erhielt jedes Jahr ein neues Kleid, und die kleine Tochter ihres Bruders bekam etwas, was bis dahin noch niemand in der Familie besessen hatte – eine in einer Fabrik hergestellte Puppe!

Nach der unsäglichen Armut und all den Leiden, die der Bürgerkrieg mit sich gebracht hatte, arbeitete sich das russische Volk nun zu einem höheren Lebensstandard hinauf. Allein Maschas Familie war von Begeisterung erfüllt. Mehrere der Kinder wurden Mitglieder des Kommunistischen Jugendverbandes, und nach jahrelangen Debatten gab die Mutter schließlich auch ihren Bitten nach und entfernte die Heiligenbilder von den Wänden. Selbst sie begann jetzt noch lesen und schreiben zu lernen, bei einem Alter von fünfundfünfzig Jahren. Ihr Lehrer war ihre jüngste Tochter.

Nach Absolvierung der Schule in Udomlja beschloß Mascha, in Moskau die Studien fortzusetzen. Sie hatte bereits einen Bruder und eine Schwester dort, die zusammen einen Raum in einem Keller bewohnten. Fünfzehn Jahre hindurch kam ein Kind der Familie nach dem anderen dorthin und wohnte in diesem Raum, während es eine der Moskauer höheren Lehranstalten besuchte. Mascha kam im Jahre 1929 nach Moskau. Die Industrialisierung des Landes hatte bereits begonnen, und es war ein großer Bedarf an tüchtigen Facharbeitern, Ingenieuren, Chemikern, Lehrern, Ökonomen und Ärzten. Die höheren Schulen gaben Stipendien an ihre Schüler und halfen ihnen auf jede mögliche Weise, daß sie ihre Studien vollenden und dann Arbeit in Fabriken oder Laboratorien finden konnten. Mascha wurde im Mendelejew-Institut angenommen, wo sie zugleich als Laboratoriumsgehilfin arbeitete, damit sie ein paar Rubel für den notwendigen Lebensunterhalt verdiente.

Im Jahre 1932 legte Maschas zweitälteste Schwester das Examen an der Moskauer Universität ab, heiratete und siedelte nach Magnitogorsk über. Im Jahr darauf folgte ihr Mascha. Sie kam in den jüngeren Lehrgang am Magnitogorsker Lehrerseminar und beschäftigte sich vor allem mit Mathematik und Physik. Sie wohnte zusammen mit ihrer Schwester und fand außerdem eine vierstündige Beschäftigung in der Komwus, während welcher Zeit sie sich meist auch auf die Kurse des nächsten Tages vorbereitete.

Mascha war in Magnitogorsk sehr glücklich. Sie hatte das Gefühl, daß die Welt offen vor ihren Füßen lag. Sie schlief auf dem Diwan in dem kleinen Hotel-

zimmer ihrer Schwester und ihres Schwagers, besaß zwei oder drei Kleider, zwei Paar Schuhe und einen Mantel. Nach weiteren zwei Jahren würde sie das Schlußexamen im Lehrerseminar ablegen und dann unterrichten oder auch sonst eine geeignete Arbeit finden. Aber nicht nur das – sie lebte auch in einer Stadt, die gleichsam aus dem Nichts entstanden war. Die Lebensverhältnisse wurden Hand in Hand mit der Steigerung der Eisenproduktion ständig besser. Sie hatte das Gefühl, daß sie ein Teil eines großen, in der Entwicklung begriffenen Unternehmens sei. Darauf gründete sich auch das spontane Mitleid, das sie für mich empfand, den sie für einen Ausgestoßenen eines bankerotten und degenerierten Staatswesens hielt.

4

Mascha war schuld, daß ich vollständig den Kopf verlor. Nach einigen Schwierigkeiten glückte es mir, in einem Mietshaus in Sozgorod ein kleines Zimmer zu bekommen. Dann fragte ich Mascha, ob sie sich mit mir verheiraten wolle. Sie sagte ja, und am nächsten Tage begleitete uns ihr Schwager nach der Arbeitszeit vom Zentralhotel nach Sozgorod; er trug Maschas kleinen Koffer, der all ihren weltlichen Besitz enthielt.

Einen Tag später wollten wir uns im SAGS., das heißt im Büro für zivile Angelegenheiten, treffen, in dem auch das Amt für Eheschließungen untergebracht war. Nicht ohne Schwierigkeit konnte ich mich in der Fabrik dafür freimachen. Als ich aber zu der kleinen Holzbaracke kam, in der man verheiratet oder geschieden werden konnte, stellte sich heraus, daß Mascha ihren Paß ver-

gessen hatte. So mußte die Zeremonie bis zum nächsten Tag verschoben werden.

Als wir dann hinkamen, stand dort eine richtige Schlange, und wir mußten fast eine halbe Stunde warten. Die Paare waren meist kaum über zwanzig Jahre alt; die Mehrzahl war einfache Bauern, die inzwischen Arbeiter geworden waren, und alle hatten blaue Augen und grobe Hände. Als wir an die Reihe kamen, schrieben wir unsere Namen in das Register, ich bezahlte drei Rubel, und wir erhielten ein Stück grobes Einschlagpapier, das als Heiratszeugnis diente und uns als Mann und Frau erklärte, bis einer von uns zu einem anderen SAGS. irgendwo in der Sowjetunion gehen und drei Rubel für ein Scheidungszeugnis bezahlen würde.

Unser gemeinsames Leben begann also sozusagen im Vorbeigehen. Für uns beide war ein Familienleben im Vergleich zu unserer Arbeit und zu unseren Studien von sehr untergeordneter Bedeutung.

5

Im Spätsommer bekamen wir beide Urlaub und reisten nach dem Ort, in dem Maschas Eltern lebten. Vater und Mutter waren sehr herzlich, obwohl ich ganz sicher eine Enttäuschung für sie war. Der alte Iwan Kalinowitsch, Maschas Vater, war ein freundlicher, bärtiger Bauer mit einer tiefen Stimme und schwieligen Händen. Er war in der Leitung der Kollektivwirtschaft im Ort und war mit Leib und Seele dabei. Er erzählte mir langsam und ungekünstelt, was alles durch die Kollektivierung im Dorf erreicht worden war. Jetzt hatten alle Brot. Die Flachsernte war größer denn je,

und der Viehbestand hatte sich sehr vermehrt. Es gab natürlich auch Widerstand. Einige der älteren Bauern wollten noch immer lieber für sich allein arbeiten, aber auch sie würden noch umlernen.

Das Dorf und das Feld sahen nicht sehr gut aus. Nennenswerte Landwirtschaftsgeräte gab es keine, denn die Traktoren und Erntemaschinen wurden in die großen Getreidedistrikte der Ukraine und Sibiriens geschickt, wo sie infolge der besseren Bodenverhältnisse und größeren Feldeinheiten wirkungsvoller eingesetzt werden konnten.

Maschas Mutter war von allen Familienmitgliedern am meisten beachtenswert. Sie hatte neun Kindern das Leben geschenkt, aber niemals Hilfe von einer Hebamme oder gar von einem Arzt gehabt. Die Kinder waren sämtlich des Nachts geboren worden, und Mascha erzählte mir, daß die Mutter niemals jemanden geweckt hatte, wenn das Kind geboren wurde. Am nächsten Morgen stand sie wie immer auf, machte das Feuer noch vor Tagesgrauen an und ging dann zur Arbeit, als ob nichts Besonderes geschehen wäre. Obwohl sie fast sechzig Jahre alt war, hatte sie niemals einen Zahnarzt gesehen, aber alle Zähne waren in Ordnung. Wenn Meinungsverschiedenheiten aufkamen, hatte sie eine scharfe Zunge, aber sie konnte Tränen in endlosen Mengen vergießen, sobald eines ihrer Kinder nach Hause zurückkehrte oder wieder abreiste. Ihr Haus war einwandfrei sauber, sie arbeitete noch immer mit auf dem Feld und besorgte die Schafe, die zu der Kollektivwirtschaft gehörten.

In landwirtschaftstechnischer Hinsicht und in bezug auf den allgemeinen Stand war das Dorf, wie mir gesagt wurde, etwa auf dem Niveau von 1914, aber zwei neue Momente waren hinzugekommen. Erstens gingen

fast alle Jugendlichen in verschiedenen Städten in die Schule und dann zur Industrie, so daß in der Landwirtschaft Mangel an Arbeitskräften bestand. Zweitens war ein neuer Geist im Dorf eingezogen. Die Bauern arbeiteten nicht mehr nur für sich selbst, wie das in den ersten Jahren der Revolution noch der Fall war, sondern auch gemeinsam für das Kollektiv, für den Nutzen der Gesamtheit. Kleine Äcker waren zu größeren zusammengelegt worden, die Leute bildeten bei der Arbeit eine «Brigade». Während sie vor der Revolution zwölf und vierzehn Stunden täglich gearbeitet hatten, galt jetzt der Achtstundentag. Die größere Wirksamkeit der kollektiven Arbeit konnte eben in Arbeitszeitverkürzung umgemünzt werden. Auf diese Weise war allerdings das Resultat nicht viel größer oder vielleicht überhaupt nicht größer als vor zwanzig Jahren. Ähnlich sind, nebenbei bemerkt, die Verhältnisse auch in der übrigen Sowjetunion, wenn auch viele neue und große, mit Traktoren bearbeitete Landwirtschaften in gewissen Gebieten, wie im Kubangebiet und im westlichen Sibirien, sehr viel höhere Ernten aufzuweisen haben als früher.

Ich wäre gern länger in dem Dorf geblieben, aber unser Urlaub war zu Ende, und Mascha und ich mußten nach Magnitogorsk zurück. Wir nahmen dort unsere Arbeiten und Studien wieder auf und hatten so viel zu tun, daß ein Jahr verging, bis wir uns richtig an den Gedanken gewöhnt hatten, daß wir verheiratet waren.

6

Während dieser Zeit nahmen die Hochöfen Nr. 3 und 4 sowie elf Martinöfen und ein halbes Dutzend

Walzwerke die Tätigkeit auf. Aber die Veränderungen waren nicht nur auf industriellem Gebiet spürbar. Die Stadt Magnitogorsk wuchs und entwickelte sich von einem schmutzigen und chaotischen Neusiedlerlager in den dreißiger Jahren zu einer nahezu hygienischen und wohnlichen Stadt. Eine Straßenbahnlinie wurde gebaut, neue Läden errichtet, und Waren aller Art waren mit einemmal in Menge und zu annehmbaren Preisen vorhanden. Man konnte Heizmaterial, Kleider und andere elementare Bedarfsartikel erhalten, man mußte nicht mehr stehlen, um leben zu können.

Die verbesserten Lebensverhältnisse in Magnitogorsk standen im Zusammenhang mit einer ähnlichen Entwicklung überall in der Sowjetunion. Die Kollektivisierung zeigte jetzt ihre Früchte. Viele Kollektivwirtschaften im Uralgebiet wurden geradezu wohlhabend. Die Lebensmittelkarten und andere Restriktionen und Folgen einer mißglückten Wirtschaftsführung verschwanden. Die besonderen Geschäfte für die Ausländer wurden abgeschafft, was für diese nur den einen Nachteil mit sich brachte, daß sie nun höhere Preise bezahlen mußten. Aber die Spezereien und Manufakturwaren, die man früher nur in jenen Geschäften erhalten hatte, konnte man 1935 und 1936 in jedem beliebigen Laden kaufen, und sogar ohne daß man deshalb Schlange zu stehen brauchte.

Meine Arbeit war unregelmäßig und anstrengend. Ich erinnere mich besonders der Errichtung einer Gasleitung, die die Hochöfen mit dem Kraftwerk verband und eine Strecke von etwa eineinhalb Kilometern einnahm. Die zusammengeschweißte Stahlröhre, die zwei Meter Durchmesser hatte und auf Pfeilern von verschiedener

Höhe ruhte, mußte manche Bogen machen, um die Eisenbahnlinie und verschiedene im Plan vorgesehene Industrieanlagen zu umgehen. Wenn man auf dem höchsten Punkt dieser Röhre stand, etwa fünfunddreißig Meter hoch in der Luft, und auf ihren gewundenen Weg durch die unfruchtbare Steppe herabsah, konnte man meinen, irgendein Konstrukteur sei irrsinnig geworden, und wir, die Bauern im Spiel, müßten nun blindlings die vernunftwidrigen Erzeugnisse seiner Feder in die Wirklichkeit umsetzen.

Die Gasleitung war völlig ungeschützt den Winden ausgesetzt. Im Winter gaben die Arbeiter ihr den Spitznamen «Sachalin», nach der kalten Sowjetinsel im Stillen Ozean. Wenn der Nordwind über die unendliche öde Steppe heranbrauste, schwankten unsere Pfeiler wie Rohr. Einmal wurden zwei Pfeiler umgerissen und zogen die ganze Leitung mit sich. Ein Monteur und ein Schweißer kamen dabei ums Leben. Aber die Leitung wurde fertiggestellt und funktionierte.

An einem Herbsttag kam ich zur richtigen Zeit, um zu sehen, wie ein zwanzig Meter hoher Stützpfeiler unserer Röhrenleitung gerade dort, wo diese die Eisenbahnlinie zwischen den Hochöfen und der Eisengießerei kreuzte, zerschlagen wurde. Der Pfeiler stand zwischen den beiden Geleisen. Ein unachtsamer Lokomotivführer fuhr mit einem Zug, der leere Schlackenbehälter geladen hatte, von denen der eine nicht in der Längsrichtung des Zuges angebracht war, vorbei. Der Behälter stand weit heraus und stieß an unseren Pfeiler, riß ihn vom Fundament und von der Röhrenleitung los und schleifte ihn über zehn Meter auf der Erde entlang. Unserer geschweißten Leitung, die so gebaut war, daß sie in regelmäßigen Ab-

ständen auf Pfeilern ruhen mußte, fehlte plötzlich einer der Stützpunkte. Mir blieb das Herz stehen, als sie eine gute halbe Stunde so bleiben mußte, bis ein Kran zur Stelle war, um die Gefährdung der Leitung zu vermindern, bis ein neuer Pfeiler aufgerichtet war. Unsere Schweißarbeit hielt besser, als wir zu hoffen gewagt hatten. Die Verwaltung der Anlage beglückwünschte uns offiziell, und wir alle waren sehr stolz auf unsere Leistung.

7

Im Jahre 1935 war ich zum ersten Male bei einem Sowjetzahnarzt. Galja war neunzehn Jahre alt. Sie war in einem Dorf geboren, hatte dort drei Jahre die Volksschule besucht und war dann als Hausmädchen in eine Stadt gekommen. Schließlich hatte sie in einem zweijährigen Schnellkurs die Geheimnisse des Zahnarztberufes erlernt. Sie wurde nach Magnitogorsk geschickt, um hier bei der monumentalen Aufgabe behilflich zu sein, die Zähne von einer Viertelmillion Arbeitern und anderen Leuten zu reparieren. Sie wollte das Beste, aber sie hatte auffallend wenig Erfahrung und Übung und auch nicht die Ausrüstung, die in anderen Ländern heutzutage bei einem Zahnarzt für unentbehrlich angesehen wird. Ich weiß nicht mehr, was für ein Werkzeug sie anwandte, um an einem meiner Zähne den Nerv zu töten, aber es gab mir jedenfalls ein Gefühl, als ob sie eine Hacksäge benutzt hätte.

Galja behauptete, daß ein weiterer Zahn ausgezogen werden müßte. Ich sollte zu einer bestimmten Zeit in die Klinik kommen, wenn der Spezialist für das Zähneausziehen dort wäre. Ich kam einige Minuten zu früh und

fand etwa zwanzig Personen vor, die auf Stühlen längs der einen Seite des Korridors, der in das Empfangszimmer des Zahnarztes führte, warteten. Alle Augenblicke wurde die Tür geöffnet, und heraus kam ein totenblasser Patient, der geniert in einen großen, blutgetränkten Spucknapf an der Tür spuckte und die Klinik an seinem Taschentuch saugend verließ. Der nächste, der an der Reihe war, erhob sich dann mit unsicheren Knien und verschwand im Zimmer des Zahnarztes. Als ich noch mitten unter den Wartenden saß, trat eine Gehilfin in schmutziger weißer Schürze unauffällig an mich heran. Sie hatte eine große Injektionsspritze in der Hand.

«Welcher Zahn, Genosse?» fragte sie. Ich zeigte ihr den Zahn, und im selben Augenblick stach sie unvermutet und fest in meinen Kinnbacken, so daß es mir im Kopf surrte. Als nur noch zwei Leute vor mir waren, zeigte sich der Zahnarzt selbst. Er war schwarzhaarig und etwa fünfunddreißig Jahre alt, seine Hemdsärmel waren aufgekrempelt, und seine Hornbrille war mit Blut besprengt. Er ging bis zum anderen Ende des Korridors, machte ein paar Zigarettenzüge und ging dann mit stolzen Schritten, ohne sich umzusehen, in das Zimmer zurück.

Als ich an die Reihe kam und in das Zimmer getreten war, brachte eine Gehilfin, noch ehe ich mich in den Stuhl setzen konnte, ein Tablett mit einigen frisch sterilisierten Zangen und einigen anderen Instrumenten, während eine andere Gehilfin mir ein schmutziges Tuch um den Hals knotete.

«Welcher Zahn, Genosse?» fragte auch der Zahnarzt und nahm dabei in die eine Hand eine Zange und

in die andere einen Meißel. Ich zeigte ihm den Zahn, und ehe ich Zeit hatte, mich für die Feuerprobe zu sammeln, lag der Zahn schon auf dem Tablett, war das Tuch schon wieder abgebunden, trat schon wieder eine neue Gehilfin mit einem anderen Tablett mit neu sterilisierten Instrumenten für den nächsten Patienten heran. Ich ging hinaus und spuckte in den Spucknapf.

Nach rein zahnarzttechnischen Gesichtspunkten wurde die Prozedur vermutlich sehr geschickt ausgeführt. Der Zahnarzt hatte auf jeden Fall genügend Gelegenheit für praktische Übung, und die elementarsten Sterilisierungsmaßnahmen waren auch befolgt worden. Aber psychologisch war das Ganze ein schreckliches Erlebnis. In Magnitogorsk und in der ganzen Sowjetunion gab es zu wenig Zahnärzte, die meisten arbeiteten zwei Schichten pro Tag und hatten ein Einkommen zwischen 800 und 1200 Rubel im Monat.

8

Mascha und ich lebten ein arbeitsames, glückliches und einfaches Leben. Im Herbst 1935 trat jedoch ein Ereignis ein, das unser Dasein bedeutend komplizierter machte. Unsere erste Tochter wurde geboren. Keiner von uns wußte, wie man einen Säugling behandelt, und, was noch mehr ins Gewicht fiel, wir waren beide ungeheuer an unserer Arbeit und unseren Studien interessiert. Es dauerte mehrere Monate, bis wir einsahen, daß wir unsere Lebensweise zugunsten der nächsten Generation verändern mußten.

Es gelang uns, ein ideales Mädchen zu finden, das sich unseres etwas verwahrlosten Haushaltes annahm,

so daß alles schließlich wie am Schnürchen ging. Wera war sechzehn Jahre alt, Tochter eines enteigneten Kulaken, der in einer Baracke in dem speziellen Distrikt nicht weit von Schabkow wohnte. Sie war 1930 mit Mutter, Vater, einer Schwester sowie zwei Brüdern nach Magnitogorsk gekommen. Im ersten Winter wohnten sie nur in einem Zelt. Die Mutter, ein Bruder und eine Schwester starben, Wera aber überlebte dieses Jahr und besuchte zwei Jahre hindurch die Schule. Dann erlitt ihr Vater einen Unglücksfall und konnte nur noch als Wächter arbeiten. Die Familie hatte nicht genug zu essen, und auch Wera mußte sich Arbeit suchen.

Sie war ein ausgezeichnetes Mädchen für uns. Sie besorgte alles, die Einkäufe, das Kochen und die Pflege unserer kleinen Elka, die sie bei ihren Einkäufen mitzunehmen pflegte. Das einzige, was sie forderte, war, daß sie jeden Abend die Schule besuchen konnte. Sie und Mascha ordneten die Dinge so, daß immer eine von beiden zu Hause war, und alles ging großartig. Wera war drei Jahre bei uns und fast wie ein Familienmitglied. Es war ein harter Schlag für uns, als die Polizei im Jahre 1938, als ich schon nach Moskau übergesiedelt war, Wera und eine Reihe anderer Jugendlicher, die aus den ihrer Privilegien beraubten Schichten stammten, nach Tscheljabinsk verschickte. Sie erfuhren das erst vierundzwanzig Stunden vor der Abreise. Dort wurde Arbeitskraft zum Aufbau einer neuen Waffenfabrik gebraucht. Theoretisch hatten die früheren Kulaken und ihre Familien 1938 die gleichen Rechte wie alle anderen, aber wenn Arbeiter für die Rüstungsindustrie gebraucht wurden, kümmerten sich die Behörden kaum um den Buchstaben des Gesetzes. Wera

erhielt ihren Befehl schriftlich und wurde am nächsten Abend in einem Güterzug abtransportiert. Wir sahen sie nie wieder, aber ich erfuhr später, daß die Fabrik in Tscheljabinsk planmäßig gebaut und daß die Produktion 1941 aufgenommen worden war.

Solange Wera bei uns war, herrschte große Ordnung in unserem Heim. Ende 1935 war es mir auch nach vielen Auseinandersetzungen mit der Industrieverwaltung gelungen, einen weiteren Raum direkt neben unserem zu bekommen. An einem Sonntagnachmittag fing ich an, mit meinen Werkzeugen zu arbeiten, die Wand durchzubrechen und eine Tür einzusetzen, so daß wir die stolzen Besitzer einer ganzen Wohnung waren, etwas für einen Arbeiter oder jüngeren Angestellten damals in Magnitogorsk ganz Ungewöhnliches.

So konnten wir unser Kind in einem besonderen Raum unterbringen und alle drei bis zu einem gewissen Grade unsere Studien auch zu Hause wieder aufnehmen. Wir schafften uns jetzt auch eine ganze Einrichtung an – Möbel, Teppiche, Blumen und Töpfe, eins nach dem anderen, da die Preise sehr hoch waren. Unsere Wohnung war allmählich ganz vollgepfropft mit Sachen.

Einige Monate nach Elkas Geburt legte Mascha das Abschlußexamen ab und erhielt einen Platz als Mathematiklehrerin an der höheren Schule, die gerade in dem Distrikt errichtet worden war, in dem die ihrer Privilegien beraubten Familien wohnten. Sie unterrichtete im Durchschnitt fünf Stunden am Tag und erhielt ein Monatsgehalt von 500 Rubel, ungefähr gerade so viel, wie ich verdiente. Sie fühlte sich sehr wohl in ihrer Arbeit und hatte gute Erfolge. Die Schule stand auf dem

höchsten wissenschaftlichen Niveau in der Stadt, was auch nicht anders zu erwarten war. Die Söhne und Töchter der dortigen Schichten hatten sich schwer durcharbeiten müssen, es war eine harte, natürliche Auslese. Die Schwächsten und am wenigsten Begabten hatten nicht durchgehalten, und die anderen erstrebten selbst eine gründliche Bildung. Ihre Väter waren in der Regel die energischsten und tüchtigsten Leute in den Dörfern gewesen, aus denen sie kamen. Sie existierten nach der Kollektivisierung nicht mehr als Klasse, aber ihre Kinder waren geeignet, Führer auf anderen Gebieten zu werden.

Mascha hatte nicht nur zu unterrichten. Sie war auch persönlich verantwortlich für eine Gruppe von etwa fünfundzwanzig Kindern. Wenn diese schlechte Zeugnisse erhielten, zu spät oder überhaupt nicht in die Schule kamen, wenn sie sich schlecht aufführten, so war es Maschas Pflicht, die Gründe zu untersuchen und die Verhältnisse zu ordnen. Sie nahm auch öfters mehrere Kinder ins Theater oder zu Vorlesungen und öffentlichen Versammlungen mit. Diese soziale Tätigkeit erforderte täglich ein oder zwei Stunden extra.

Mascha begann darüber hinaus mit großem Eifer Schach zu spielen; einige Zeit hindurch war sie die weibliche Meisterin in Magnitogorsk. Später, als hier ein Musikinstitut errichtet wurde, besuchte sie auch dieses und nahm dort Klavierstunden.

Mascha war typisch für eine ganze Generation junger Sowjetfrauen, die die umfassenden Ausbildungsmöglichkeiten, die ihnen geboten wurden, ausnutzten und gebildete Berufsfrauen wurden, während ihre Eltern nur gerade lesen und schreiben konnten. Diese Gruppe, und unter ihnen auch Mascha, war unter dem Schlagwort

«Gleiche Möglichkeiten für Männer und Frauen» geformt worden. Sie waren in den zwanziger Jahren mit Propaganda über die Beseitigung der bürgerlichen Familie als Institution überschüttet worden. Mit Kochen, Abwaschen und Nähen wollten sie sich so wenig wie nur möglich befassen. Solche Aufgaben waren für Dienstboten da, die nicht genügend Intelligenz besaßen oder noch nicht genügend Schulung hatten, um einen anderen Beruf auszuüben.

Diese psychologische Haltung war, wie ich Mascha oft erklärte, zu einem gewissen Grad die gleiche wie die der Frauen in aristokratischen Linkskreisen schon vor der Revolution. Außerdem versicherte ich ihr, daß sie, wenn sie jemals in ihrem Leben nach Amerika kommen würde, erleben könnte, daß viele berufstätige Frauen es dort nicht unter ihrer Würde hielten, Geschirr abzuwaschen. Mascha hielt es für wenig wahrscheinlich, daß sie nach Amerika kommen werde, und meinte außerdem, daß meine Einwände unlogisch seien. Sie unterrichtete Mathematik und verdiente fünfhundert Rubel im Monat. Wera bekam fünfzig Rubel, was als guter Lohn für sie angesehen wurde. Weshalb sollte Mascha also Geschirr abwaschen? Das wäre doch gewiß keine produktive Arbeitsteilung.

Diese Einstellung verursachte keine Schwierigkeiten, da Wera ja die meiste Hausarbeit tat und Mascha selbst, wenn es einmal notwendig war, ohne Einwendungen kochte und wusch. Ich habe sogar die Überzeugung, daß sie diese Arbeiten ganz gern tat, aber ideologisch fand sie es untragbar.

Wir waren sehr glücklich zusammen. Wir gingen beide in unserer Arbeit auf und hatten so viel Geld, wie

wir brauchten, ja wir verbrauchten meist weniger, als wir verdienten. Der Haushalt ging seinen Gang, und die materiellen Verhältnisse in der Stadt wurden besser. Die kleine Elka entwickelte sich allmählich zu einer Persönlichkeit, und Mascha und ich waren bis über die Ohren in sie verliebt. Als ihre kleine Schwester geboren wurde, wußte ich, daß sie, Mascha und Elka, die bedeutungsvollsten Faktoren in meinem Leben geworden waren.

KAMPF UM EISEN UND STAHL

I

Zu Beginn der dreißiger Jahre richtete die Sowjetunion ihre Energie in erster Linie auf den Aufbau von Anlagen. Neue Fabriken, Gruben und ganze Industrien entstanden überall im Lande.

Die neuen Anlagen waren jedoch sehr oft nicht imstande, normal zu arbeiten. Ungenügend ausgebildete Arbeiter waren nicht fähig, die komplizierten Maschinen zu handhaben. So kam es, daß maschinelle Anlagen zerstört, Menschen vernichtet und vergiftet und astronomische Summen vergeudet wurden. Die verunglückten Menschen wurden durch neu vom Land Angeworbene ersetzt. Der Staat stellte Geld in Form von Regierungsbeihilfen zur Verfügung. Material und Vorräte wurden schließlich auf irgendeine Weise beigebracht.

Von 1935 an ging die Hauptenergie des Landes von der Konstruktionsarbeit auf die Produktionsarbeit über.

Rußland benötigte beträchtliche Mengen von Eisen, Stahl und Maschinen jeglicher Art, um den einheimischen Markt und nicht zuletzt auch den erhöhten Bedarf von Armee, Flotte und Flugwaffe zu befriedigen. Man brauchte Kanonen, Munition, Flugmaschinen, Kreuzer und Tanks. Jede Sowjetzeitung, jedes Radio-

programm und jede öffentliche Äußerung hoben nachdrücklichst die lebenswichtige Bedeutung der Produktion hervor.

In Magnitogorsk richtete Sawenjagin seine Aufmerksamkeit auf die Probleme Eisen und Erz, Koks und Metall. Die Konstruktionsarbeiten wurden seinen Untergebenen übertragen. Die Werkarbeiter erhielten höhere Löhne als die Bauarbeiter. Presse, Versorgungsorganisationen, die Partei – alle richteten ihre Blicke auf die Produktion. Drei Jahre lang hatte ich mich damit beschäftigt, Hochöfen zu schweißen und auf Stahlgerüste zu klettern. Jetzt entschloß ich mich zur Produktionsarbeit überzugehen. Ich unterzog mich der Schlußprüfung auf der kommunistischen Hochschule (Komwus) und wurde dadurch in meinem Entschluß bestärkt. Nachdem ich mein Examen mit Auszeichnung bestanden hatte, wurde ich von den Parteibehörden energisch ersucht, mich der propagandistischen Tätigkeit zu widmen. Da ich niemals irgendwie den Anschein erweckt hatte, als wollte ich einerseits in die kommunistische Partei eintreten, andrerseits meine amerikanische Staatsbürgerschaft aufgeben – notwendige Folgerungen für jeden, der innerhalb der Sowjetunion Parteifunktionär sein will –, hielten es die Parteibehörden für notwendig, mich wissen zu lassen, daß ich keine Aussicht auf eine Stellung politischer Art hätte.

Ich war sehr froh. Ich hatte viel auf der Hochschule gelernt. Ich sprach leidlich russisch und hatte eine ziemlich klare Auffassung über die Lehren von Marx, Lenin und Stalin, auf denen die soziale und wirtschaftliche Struktur der Sowjetunion zu beruhen vorgibt. Ich kannte jede Antwort – oder wenigstens die Mehrzahl –

und konnte die Irrtümer und Verleumdungen der Trotzkisten und der anderen Oppositionsgruppen mit einer Schnelligkeit und Sicherheit widerlegen, die meine Lehrer mit lächelndem Stolz erfüllten. Aber ich hatte nicht den Wunsch, ein berufsmäßiger Propagandist zu werden. Es ist leicht, Sachen und Dinge zu studieren, an die man nicht glaubt, oder die man nur mit größter Zurückhaltung gutheißen kann, aber es ist etwas ganz verschiedenes, anderen über derartige Probleme Unterricht zu geben. Ich wollte mich wissenschaftlich in einer Form betätigen, wie sie mir im großen und ganzen zusagt, ich wollte Aufgaben lösen, die ich anderen gegenüber wiederholen könnte, ohne mich als intellektueller Heuchler zu fühlen. Ich wollte eine Ausbildungsschule für Ingenieure besuchen. Magnitogorsk konnte bloß auf eine einzige derartige stolz sein – nämlich das Institut für Bergwesen und Metallurgie –, zu dem nur Produktionsarbeitern aus Fabriken der Zutritt gestattet war. Nach erheblichen Schwierigkeiten mit der Geschäftsleitung bewilligte man mir schließlich meinen Abschied und einen zusätzlichen Urlaub von sechs Wochen. Während dieser Zeit suchte ich eifrigst nach einer Anstellung in irgendeiner Produktionsindustrie, die mich interessieren könnte, die mir genügend Freizeit zu Studien an diesem Institut lassen würde und für die ich ein ausreichendes Gehalt zur Deckung meiner laufenden Ausgaben erhielte.

2

Ich verbrachte zwei Tage damit, in allen großen Eisengruben, die jährlich annähernd fünf Millionen Tonnen Erz, also fast 25 Prozent der Gesamtproduktion der

Sowjetunion erzeugen, herumzustrolchen. Dort arbeiteten pausenlos 25 importierte moderne elektrische Lokomotiven, die neuzeitige Kippwagen mit einem Inhalt von je 50 Tonnen von der Grube bis zum Erzbruch und von dort bis zum Anreicherungswerk zogen. Ich stand und schaute zu, wie die elektrischen Schöpfkellen 50 Tonnen Erz in der Minute aufschaufelten, oder wie sie mit ihren hoch erhobenen Armen auf die leeren Wagen warteten, um diese zu füllen – ein Anblick, bei dem ich immer an einen Mann denken mußte, der beim Essen mit halb erhobener Gabel und offenem Mund überrascht, wie zu einer Bildsäule erstarrt.

Die Grube schien kein angenehmer Arbeitsplatz zu sein. Ich ging zu den Hochöfen zurück, um dort Möglichkeiten für mich zu erkunden.

Ich hatte bisher meist nur die schäbige Außenseite der Hochöfen gesehen. Meine Schicht, die nur aus Konstruktionsarbeitern bestanden hatte, war nie in die Hochöfen hineingekommen, es sei denn zu Reparaturen oder aus einem ähnlichen Anlaß.

In den Wintern 1933 und 1934 war die ganze Hochofenabteilung zeitweise geschlossen. Die eiskalten Winde verfuhren grausam mit den großen Hochöfen. Gasleitungen, Luftleitungen, Wasserleitungen, alles gefror. Eis hing überall tonnenweise herunter und zerbrach bisweilen durch seine Schwere die Stahlkonstruktionen. Fast die ganze Zeit war einer der vier Hochöfen außer Betrieb und bedurfte einer eingehenden Überholung.

Lange Zeit blieb uns das Abreißen von Nr. 2 im Jahre 1934 nach einer verheerenden Explosion in lebhafter Erinnerung. Wir arbeiteten Tag und Nacht zwei Monate lang. Durch Ungeschicklichkeit beim Gebrauch

eines Wasserhahnes kamen einige Kubikmeter Wasser mit geschmolzenem Eisen in Verbindung. Die unmittelbar einsetzende Explosion riß das Dach der Gießerei los. Die Seitenwände des Hochofens wurden stark beschädigt. Alle, die sich in der Nähe befanden, erlitten schwere Verwundungen. Die Arbeit in Nr. 2 mußte für die Zeit von zwei Monaten eingestellt werden, um den Ofen reparieren zu können. Es entstand dadurch ein Ausfall von zirka 50000 Tonnen Eisen. Die Reparatur kostete eineinhalb Millionen Rubel und beanspruchte die Betriebsarbeiter, die sich sonst hätten nützlicher betätigen können. Gegen mehrere Personen wurde Anklage erhoben, um herauszufinden, wer und was für das Geschehene verantwortlich sei. Es wurden jedoch keine Urteile gefällt. Bereits zwei Wochen vor dem Unglücksfall wußten alle, die mit dem Hochofen zu tun hatten, daß die Kräne fehlerhaft waren. Der Werkführer berichtete dieses dem Abteilungsleiter. Dieser teilte den Sachverhalt dem Direktor mit. Der Direktor unterrichtete Sawenjagin, der wiederum Ordschonikidse, den Volkskommissar für die gesamte Industrie der USSR., anrief. Niemand erfaßte die Größe der Gefahr, die in dem schlechten Zustand der Wasserkräne lag, in vollem Umfang, und niemand übernahm die Verantwortung, einer Arbeit am Hochofen zu einer Zeit Einhalt zu gebieten, da das ganze Land außerordentlichen Bedarf an Roheisen hatte.

Unerfahrenheit und Fahrlässigkeit verursachten bedeutende Schwierigkeiten in dem Transportwesen innerhalb der Hochofenindustrie. Der Grund hierfür lag darin, daß die Eisenbahnarbeiter die Schöpfkellen niemals gerade unter die Eisenrinnen setzten oder auch ver-

säumten, sie zur rechten Zeit wieder fortzunehmen. So liefen oft die Schöpfkellen von glühendem Eisen über, das sich weiter durch die Achsen, Räder und Schienen hindurchfraß.

Wenn ich im ersten Jahr nach der Inbetriebsetzung der Hochöfen einer in der Gießerei tätigen Belegschaft zuschaute, gewann ich häufig den Eindruck, daß die Arbeiter wie große Kinder sich mit einem neuartigen Spielzeug vergnügten. Ich erinnere mich lebhaft an einen großen Mongolen mit spärlichem Bartwuchs, der in einem Trog mit weißglühendem Eisen mit einer 60 Pfund schweren Eisenstange herumrührte und dabei lachend selbstvergnügt vor sich hin fluchte. Ein junger Komsomolgenosse ging auf ihn zu und klopfte ihm auf die Schulter: «Eisen – siehst du?» Der Mongole lächelte, sichtbar in Gedanken an sein kommendes Mittagsmahl versunken, vor sich hin und schien gleichzeitig in seinem Geist über die seltsame neue Welt von Hochöfen und Roheisen, in die er geraten war, nachzugrübeln. Derartige Szenen dürften (ob sie wirklich die Veranlassung hierzu waren oder nicht, wird sich noch erweisen) einer proletarischen Literatur zu neuartigen Schöpfungen genügend Anregung geben. Aber sicher ist, daß sie die wirksame Arbeit an den Hochöfen keineswegs förderten.

Im Jahre 1935 waren die Verhältnisse jedoch schon bedeutend besser geworden. Auf der Suche nach Arbeit erstaunte mich ganz außerordentlich der Anblick des Hochofens Nr. 2, der in seiner Sauberkeit einem Billardtisch glich. Die Wände waren weiß gestrichen. Alle Werkzeuge hingen ordentlich an ihren Plätzen. Die Belegschaft verrichtete ihre Arbeit ruhig und wirkungsvoll.

Die Arbeiter erhielten ausreichendes Essen. Niemand versuchte mehr, die proletarische Arbeit an einem Komsomol-Hochofen (Arbeit an jedem Hochofen in jedem Land ist heiß, ungesund, gefährlich und unerhört anstrengend) zu idolisieren. Die Arbeiter hatten jetzt Gelegenheit, in gewissem Umfang auch die Annehmlichkeiten des Lebens außerhalb ihrer Arbeitsstätte zu genießen. Da sich ihr Lebensstandard gehoben hatte, konnten sie sich auch mit solchen Dingen mehr und mehr beschäftigen. Sie beurteilten ihre Arbeit realistischer und als das notwendige Mittel zur Erfassung der lichteren Seiten des Lebens. Diese Einstellung verhalf zu einer strengen Arbeitsordnung und einer wirksamen Arbeitsleistung.

Außerdem hatte die technische Leitung ziemlich viel zugelernt. Die Vorarbeiter, welche zuerst die Arbeit in Magnitogorsk leiteten, gehörten zu dem alten Stamm von Arbeitern, die ihre Erfahrung an den kleinen «Samowar»-Hochöfen gesammelt hatten. Diese Hochöfen erzeugten 40 bis 50 Tonnen täglich. Die Arbeit an ihnen wurde mit der Hand verrichtet. In Magnitogorsk waren die Hochöfen mit allen neuzeitlichen Vervollkommnungen der Technik ausgestattet. Die Brosius-Ziegelkanone, der letzte Schrei der amerikanischen Hochofentechnik, war zum Beispiel von amerikanischen Ingenieuren eingerichtet worden, blieb aber seitdem unbenützt, weil die altmodischen Vorarbeiter es vorzogen, den Ton mit der Hand zu bearbeiten.

Allmählich wurden die alten Vorarbeiter teils durch junge Sowjetingenieure, teils durch Arbeiter ersetzt, die in jeder Weise gefördert wurden, weil sie größere Begabung und Bereitwilligkeit, zu lernen und hart zu arbeiten, bewiesen hatten.

Jetzt arbeiteten die Hochöfen recht zufriedenstellend. Sie übertrafen oft die gemäß den amerikanischen Berechnungen vorgesehene Produktionskapazität von 1000 Tonnen täglich für jeden Hochofen. Das Eisen war von sehr guter Beschaffenheit.

Die Herstellungskosten waren noch immer hoch, und zwar 55 Rubel für die Tonne. Die Arbeitsleistung des Einzelnen war niedriger als in den Vereinigten Staaten. Während zum Beispiel ein amerikanischer 1000 Kubikmeter fassender Hochofen von 70 bis 80 Mann bedient wurde, brauchte man für den gleichen Hochofen in Magnitogorsk 165 Mann. Man hatte jedoch in jedem Fall unerhörte Fortschritte gemacht. Im Jahre 1935 stellte man in Magnitogorsk mehr Roheisen her als in sämtlichen Anlagen in der Tschechoslowakei, Italien und Polen zusammen.

Ich hätte nichts dagegen gehabt, eine Arbeit zu finden, die sich mit der Instandhaltung von Hochöfen befaßt hätte, da ich ja deren Bau ebenso genau kannte wie meine eigene Hand. Ich hatte mich bereits an den unaufhörlichen Lärm und die Funken gewöhnt, die groß wie Teekannen beim «Abstich» des Hochofens in der Gießerei herumflogen. Aber Kolja hatte kürzlich den Posten als Vorarbeiter der Abteilung, die die Unterhaltung der Hochöfen besorgte, übernommen. Da Mascha jeden Tag ihr Baby erwartete, konnte ich mich nicht dazu verstehen, die Arbeit eines Schweißers für monatlich ungefähr 400 Rubel zu übernehmen.

So machte ich mich auf den Weg zum Walzwerk, um zu sehen, wie es dort stand. Die Abteilung Walzwerk bestand aus einem Werk für Frischeisen, dessen mechanische Ausrüstung von der deutschen Firma Demag

und dessen elektrische Ausrüstung von der amerikanischen Firma General Electric geliefert waren. Dieses Werk hatte eine theoretische Produktionskapazität von 900 000 Tonnen im Jahr. Dort lagen weiterhin die beiden Grobwalzwerke «450» und «630», die mit gewaltigen Scheren und einer mechanischen Ausrüstung, gleichfalls von der Demag, versehen waren. Ferner befanden sich dort das Werk Nr. «500» für gröberes Handelseisen, ein Leichtwalzwerk für 300-Millimeter-Handelseisen und schließlich eine Drahtzieherei für 25-Millimeter-Draht.

Ich kannte viele Arbeiter im Walzwerk und ging eines Nachmittags dorthin, um sie zu begrüßen. Ich durchquerte das gewaltige Frischeisenwerk, in dem 18 Tonnen schwere Metallblöcke von mechanischen Kränen und elektrisch betriebenen Walzen hin und her befördert wurden, und trat in das Stellwerk ein, in dem eine gute Freundin von Mascha arbeitete.

Schura war Aufsichtsbeamtin des Stellwerks. Sie saß in einer weiß gestrichenen Hütte mit großen doppelten Glasfenstern, die einen Ausblick über die Walzbahnen des Werkes gestatteten. Sie bediente eine große Anzahl von Kontrollknöpfen und ein Dutzend entsprechender Pedale. Einmal wurden dadurch Walzen in Bewegung gesetzt, die die Eisenblöcke ins Werk beförderten, ein anderes Mal regulierten sie deren Schnelligkeit. Verschiedene andere Hebel kontrollierten die mechanischen Riesenfinger, welche die Blöcke umwandten. Wieder andere veränderten ihre Richtung. Schura überwachte einen Gleichstrommotor von 10 000 Pferdekräften, der die Rotationsrichtung jede zehnte oder fünfzehnte Sekunde veränderte. Dieser Motor war das Ergebnis einer jahrzehntelangen Erfahrung der hervor-

ragendsten Elektroingenieure der Vereinigten Staaten. Außerdem überwachte sie eine ganze Anzahl von Hilfsmotoren der verschiedensten Art. Schuras Hütte war so peinlich sauber wie der Operationssaal in einem gut geleiteten Krankenhaus. Bevor ich noch richtig in der Hütte war, tauchte ein Elektriker auf. Er meinte, niemand dürfe Schura stören, Besuche beirrten die Kontrollbeamten nur. Sie befaßten sich im Augenblick mit einem Rekordversuch. Nach ihrem Arbeitsplan könnten sie einen Block in weniger als einer Minute walzen. Tatsächlich benötigten sie jedoch im Durchschnitt drei Minuten und zwölf Sekunden, während der Rekord für eine Achtstundenschicht um zwei Minuten lag. Dazu kam, daß 15 Prozent des fertigen Materials den Ansprüchen nicht genügten. Der Elektriker hielt mir einen langen Vortrag, bis der Betrieb aus Mangel an Blöcken für eine Weile stillstand. So konnte Schura ihre Hebel verlassen, zu mir kommen und mit mir reden.

Sie stammte vom Lande und war vor nicht langer Zeit schwer krank gewesen. Aus diesem Anlaß hatte sie einen Lehrgang als Aufsichtsbeamtin eines Stellwerks durchgemacht, anstatt sich einer Arbeit zu unterziehen, die sie zu mehr Bewegung gezwungen hätte. Sie war dreiundzwanzig Jahre alt, hatte starke Backenknochen und den offenen Gesichtsausdruck, der ihre bäuerliche Herkunft verriet. Sie sah kränklich und nervös aus – eine Folge davon, daß sie nach monatelangem Aufenthalt im Krankenhaus ihre Tätigkeit in dem geschlossenen Raum des Stellwerkes ausübte. Sie verstand ihre Arbeit als Aufsichtsbeamtin des Stellwerkes ausgezeichnet. Obwohl sie keine theoretischen und physikalischen Kenntnisse besaß (sie war nur sieben Jahre in

die Schule gegangen), reichten sie für eine Arbeit im Stellwerk in vollem Umfange aus. Für diese war des weiteren nur eine einfach mechanische und geistesgegenwärtige Geschicklichkeit notwendig. Und hierin war sie Meisterin. Schura war eine der denkbar geschicktesten Aufsichtsbeamtinnen eines Stellwerkes.

In vielen Arbeitseinsätzen wie zum Beispiel bei der Handhabung von Kränen und so weiter, wo Zuverlässigkeit, Geschicklichkeit und Beständigkeit von größerer Bedeutung als physische Stärke sind, haben in Magnitogorsk Frauen in weitem Ausmaß Männer ersetzt. Der einzige Nachteil dieser Anordnung lag darin, daß auf Grund der zahlreichen Geburten im Jahre 1937 – dreiunddreißig auf das Tausend – Frauen häufig Schwangerschaftsurlaub erhielten, und diese sich öfters wiederholenden Urlaubfsälle waren die Ursache, daß diese Frauen ihre Geschicklichkeit wieder teilweise verloren.

Das Frischeisenwerk hatte gleich den Hochöfen im Anfang recht schlecht gearbeitet. Die vorausgesehene Monatsproduktion wurde nur zu 20 bis 30 Prozent erreicht. Unaufhörlich traten verlustbringende Betriebsstockungen ein. Im Dezember 1933 lag die Arbeit im Frischeisenwerk zu 44 Prozent der Arbeitszeit danieder. Die Ursachen waren folgende: Mangel an Gas, an elektrischem Strom und an Wasser machten 13 Prozent aus, Fehler an der elektrischen Apparatur 2 Prozent, Fehler an den Maschinen 9 Prozent, unsachliche Behandlung der zwischen den Walzen liegenden Blöcke 14 Prozent, und schließlich verschiedene andere Ursachen 6 Prozent.

Im Jahre 1935 dagegen arbeitete das Werk so gut, daß aller von den Martinöfen hergestellter Stahl gewalzt werden konnte.

3

Vom Frischeisenwerk ging ich zum Leichtwalzwerk für Handelseisen, das den Namen «Werk 500» führte. Die Größe dieses Werkes zog mich besonders an; außerdem war Mitja Glaser, mein alter Freund, dort der Parteisekretär. Glaser war vordem Lehrer auf der Komwus. Er war siebenundzwanzig Jahre alt, Sohn eines ukrainisch-jüdischen Schneiders, Komsomolmitglied und Parteifunktionär seit zehn Jahren. Er war sehr geschäftstüchtig und befähigt.

Mitja zeigte mir das Werk. Als er hörte, daß ich eine neue Stellung suchte, kam er auf eine glänzende Idee – es war ihm bekannt, daß ich in meiner freien Zeit kurze Geschichten schrieb.

«Warum schreibst du nicht eine Broschüre über Werk 500?» fragte er mich voller Begeisterung.

Die Anregung war verlockend. Ich studierte zwei Wochen lang das Werk und ordnete das hierbei gesammelte Material. In der Zwischenzeit war Mitja angelegentlich beschäftigt, einen Verleger zu finden.

Natürlich wurde aus der Sache nichts. Aber manches aus dem gesammelten Material ist auch noch heute interessant.

Werk 500 hatte 12240000 Rubel gekostet. Fast 60 Prozent dieser Summe war in Gold gezahlt worden. Man hatte das Beste gekauft, was die Welt an Walzwerken zu bieten hatte. Der gesamte Herstellungsprozeß war mechanisiert. Bei normalem Betrieb rollte der Stahl mit der gleichen Schnelligkeit, mit der ein Mann laufen konnte. Ein Werkstück folgte dem anderen mit nur einigen Zentimetern Zwischenraum.

Das Werk verfügte über eine Belegschaft von 720 Arbeitern, Ingenieuren und einigen «Stehkragen»-Angestellten. Ungefähr zwei Drittel waren Russen, der Rest Ukrainer, Tataren, Baschkiren und Juden.

29 Prozent des gesamten Personals kamen direkt von den Dörfern zur Arbeit. Ungefähr 20 Prozent bestanden aus alten Walzwerkarbeitern, die man sich von Werken des Donbaß im Süden oder von anderen kleinen Werken in Magnitogorsk geholt hatte. Von diesen waren jedoch auch annähernd Dreiviertel vor nicht langer Zeit vom Dorf gekommen.

Die Verwaltung des Werkes war folgendermaßen aufgebaut: Der «*Natschalnik*» oder Chef war ein junger Sowjetingenieur mit Namen Weißberg. Er hatte drei Gehilfen. Einer war für die maschinelle Ausrüstung verantwortlich, ein zweiter für die Erzeugung und der dritte für die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Arbeiter und für verschiedene andere Fragen. Je ein Obermechaniker und Oberelektriker waren für die Ausrüstung auf ihren Gebieten verantwortlich. Der Kontorist des Werkes erledigte mit zwei Gehilfen die kaufmännische Abwicklung, das heißt die Aufträge – die verschiedenen Typen, die gewalzt werden sollten –, die Ladungen und den Versand. Der Buchhalter und drei Hilfsarbeiter berechneten die Löhne der Arbeiter und überwachten das allgemeine Finanzgebaren des Werkes. Die Organisationen der Gewerkschaft und der Partei befaßten sich mit erzieherischer und propagandistischer Tätigkeit innerhalb der gesamten Belegschaft, ferner mit Fragen der Arbeitsdisziplin und mit internen Partei- und Gewerkschaftsfragen. Während ein Mann in der Personalabteilung eine Liste der Belegschaft führte, stu-

dierten vier Mann im technischen Büro die technischen Herstellungsprozesse, ersannen Rationalisierungsmaßnahmen, um Mittel und Wege, Zeit und Geld zu ersparen, und berechneten schließlich die Kosten für das Material, die Ausrüstung und die notwendigen Ersatzteile. Zwei Mann im Arbeitsbüro untersuchten die Arbeitsvorgänge, die bei der Herstellung zur Anwendung kamen. Außerdem bedienten zwei Mädchen das Telephon und verrichteten Schreibmaschinenarbeit. So war das gesamte sogenannte «Stehkragenpersonal» zusammengesetzt.

Außerdem überwachten noch folgende Personen die Produktionsgänge, ohne sich selbst hierbei manuell zu betätigen: je fünf Vormänner und Ingenieure die einzelnen Schichten und ein Vormann die allgemeinen Aufgaben. Zusammen waren es also fünfunddreißig Leute, die nicht unmittelbar im Produktionsprozeß tätig waren. Der Rest bestand aus «Arbeitern» (im Gegensatz zum Personal der Ingenieure und Techniker) – Elektrikern, Walzarbeitern, Mechanikern für Reparaturen, Gasarbeitern und so weiter. Diese waren je nach ihrer Eignung in Kategorien von Nr. 1 bis 8 eingeteilt. Ein Arbeiter, der in einen höheren Grad aufrücken wollte, mußte sich theoretischen und praktischen Prüfungen unterziehen. Jeder Arbeiter war jederzeit berechtigt, seine Aufnahme in den höheren Grad zu beantragen. Bestand er die Prüfung, rückte er auf. Die Verwaltung konnte aber auch – mit Zustimmung der Gewerkschaft – einen Arbeiter, der unzureichend tätig war, in eine niedrigere Abteilung versetzen. Die Vormänner hatten kein Recht, Gradveränderungen vorzunehmen oder Arbeiter anzustellen oder zu entlassen, wenn auch ihre

Ansichten von dem Chef und dem Gewerkschaftsvertreter bei Entscheidungen über derartige Fragen gehört wurden.

Nur eine Handvoll Arbeiter im Werk 500 gehörte dem ersten und zweiten Grad an, die etwa dem eines Lehrjungen und gewöhnlichen Arbeiters entsprachen. Der Durchschnitt der Arbeiter gehörte dem fünften Grad an.

Die Erzeugung des Werkes war während des ganzen Jahres 1934 unbedeutend. Sie betrug 10, 15 oder 20 Prozent der Kapazität. Die mannigfachen Ursachen hierfür konnten in einen einzigen Satz zusammengefaßt werden: die Arbeiter hatten noch nicht gelernt, wirksam zu arbeiten. Fortwährend ging etwas entzwei, und es war niemand zur Hand, der es wieder instand setzen konnte.

Die Kalkulationsabteilung des Werkes stellte den Arbeitern sehr leichte Aufgaben. Sie entsprachen einer 40- bis 50prozentigen Ausnutzung des Werkes. Aber auch diese wurde nicht erreicht. Die Arbeiter verloren oft den Mut. Doch Schritt für Schritt, Monat auf Monat begriffen sie ihre Obliegenheiten besser. Die Erzeugung stieg, bis Anfang 1935 die vorgesehene Kapazität erreicht und darauf noch übertroffen wurde.

Ich studierte eingehend die Löhne im Werk 500, die ein bezeichnendes Beispiel dafür waren, wie um 1935 Akkordarbeit und Bonussystem in Magnitogorsk zwecks Steigerung der Produktion zur Anwendung gelangten.

Der Leitgedanke der Partei und der Verwaltung ging dahin, die Löhne derart festzusetzen, daß jeder einzelne im Verhältnis zu der von ihm geleisteten brauchbaren Arbeit bezahlt werden sollte.

Die Ingenieure und das technische und kaufmännische Personal bezogen feste Gehälter. Vormänner er-

hielten ungefähr 550 Rubel im Monat, leitende Vormänner, Schichtingenieure, Obermechaniker und -elektriker ungefähr 800 Rubel, während Buchhalter ungefähr 450 Rubel empfingen. Die Gehilfen des Chefs bezogen ungefähr 1000 Rubel. Der Chef erhielt zirka 1200 Rubel monatlich. Diese Grundgehälter wurden vom Arbeitsbüro bei der Anstellung festgesetzt. Sie konnten vom Chef in gewissen Grenzen erhöht, aber theoretisch von niemand herabgesetzt werden.

Diese Angestellten erhielten jedoch tatsächlich oft das Zwei- bis Dreifache ihrer Gehälter; mitunter konnten sie aber auch nur 70 Prozent ihres Gehaltes empfangen. Es wurde ihnen ein Bonus im Verhältnis zur Erzeugung gemäß nachstehender Aufstellung ausgezahlt[1]:

Produktion in % der vorgesehenen monatlichen Erzeugung	Höhe der Entlöhnung		
	1. Gruppe %	2. Gruppe %	3. Gruppe %
weniger als 100	75	75	75
100	100	100	100
101 – 120	130	120	112
121 – 130	170	150	140
131 – 150	200	180	155
151 und darüber	300	250	200

Die erste Gruppe bestand aus dem Chef und seinen Gehilfen, den leitenden Vormännern, den Obermechanikern und Oberelektrikern, während die zweite Gruppe aus den Schichtingenieuren und Vormännern bestand. Ihre Gehälter beruhten allein auf der vorgesehenen

[1] Obige Aufstellung ist kurz zusammengefaßt. Die ursprüngliche Ziffernreihe war 8 Seiten lang und enthielt gesonderte Gehaltsprozentsätze für jeden Angestellten im Verhältnis zur Höhe der Erzeugung.

Arbeitsleistung ihrer Schichten. Die dritte Gruppe umfaßte alle übrigen Angestellten, Buchhalter und so weiter. Beispielsweise überschritt im Oktober die Schicht des Vormannes Schewtschug ihr Arbeitspensum um 62 Prozent; dementsprechend erhielt Schewtschug in diesem Monat 250 Prozent seines Gehaltes (800 Rubel) oder insgesamt 2000 Rubel. Die gleiche grundlegende Idee wurde im Entlöhnungssystem derjenigen Arbeiter, die unmittelbar im Erzeugungsprozeß tätig waren, angewandt. Jede Kategorie hatte ihren «Tarif», das heißt den Lohn, der bei hundertprozentiger Arbeitsleistung bezahlt wurde. Die folgende Aufstellung ergibt die nach Kategorien geordneten Tarife der Arbeiter des Walzwerkes, und zwar in Rubeln für den achtstündigen Arbeitstag:

Gruppe	zweite	dritte	vierte	fünfte	sechste	siebente	achte
Rubel	9,–	9,93	11,20	13,25	15,88	19,94	23,94

Diese Zahlen geben den täglichen Lohn der Arbeiter, deren Schicht die vorgesehene Arbeit zu 100 Prozent erfüllt hat, wieder. Der Plan war von der Kalkulationsabteilung des Magnitogorsker Kombinats festgestellt worden. Ihm lagen die vorgesehene Produktionsfähigkeit, die Richtlinien des Kommissariats für die Schwerindustrie in Moskau und besondere, möglicherweise eintretende Umstände, wie Mangel an Rohstoffen und ähnliches, zugrunde. Angenommen, daß also die vorgesehene Arbeitsleistung einer bestimmten Schicht 100 Tonnen Metall wäre, würde ein Walzarbeiter der achten Gruppe 23 Rubel und 94 Kopeken oder annähernd 24 Rubel pro 100 Tonnen erhalten. Leistete diese Schicht nur 50 Tonnen, erhielt der Arbeiter nur 12 Rubel. Stellte die Schicht mehr als 100 Tonnen fertig, er-

hielten die Arbeiter eine progressiv steigende Ablöhnung. Bei einer Leistung von 100 bis 200 Tonnen trat eine Lohnerhöhung um $1^1/_2$ Prozent des Grundlohnes für die Tonne in Kraft, bei 120 bis 130 Tonnen eine solche um 2 Prozent, und für jede Tonne über 130 Prozent betrug die Erhöhung 3 Prozent. Erzeugte also eine Schicht 140 Tonnen, erhielt ein Walzarbeiter der achten Gruppe 23,94 Rubel für 100 Tonnen und eine Zulage von 1 ½ Prozent des Grundlohnes oder 0,36 Rubel für jede der ersten 20 mehrerzeugten Tonnen, 2 Prozent oder 0,48 Rubel für jede der nächsten mehr erzeugten 10 Tonnen und endlich 3 Prozent oder 0,72 Rubel für jede darüber hinaus erzeugten 10 Tonnen, zusammen demnach 24 Rubel + 7,20 Rubel + 4,80 Rubel + 7,20 Rubel = 43,20 Rubel.

Man mag sich nun die Frage stellen: Lohnt es sich wirklich für den Staat, so wesentliche Zulagen für eine Mehrerzeugung zu bezahlen? Unbestreitbar lautet die Antwort: Ja. Auf jeder erzeugten Tonne lagen nämlich gewisse feststehende Unkosten, die bedeutend höher waren als die Arbeitskosten selbst. Die ausbezahlten Löhne wurden daher mühelos durch die gesteigerte Erzeugung, zumal diese die feststehenden Unkosten unverändert ließ, gedeckt. Es wäre natürlich für den Staat noch gewinnbringender gewesen, keine höheren Löhne für eine gesteigerte Erzeugung zu zahlen. In den Jahren 1937 und 1938 wurden Bestimmungen über eine Herabsetzung der progressiven Bonuszahlungen bekanntgegeben.

Wurde das Werk aus Gründen, für die die Arbeiter nicht verantwortlich waren, geschlossen, erhielten sie zwei Drittel des Tariflohnes. Theoretisch kam für diese Zahlungen diejenige Organisation auf, die die

Verantwortung für die Einstellung des Betriebes trug. Wenn also Werk 500 wegen Mangels an Koksgas schließen mußte, bezahlte in der Theorie das Kokswerk die Löhne der beschäftigungslosen Arbeiter des Walzwerkes. Aber in der Praxis kamen derartige interne finanzielle Zauberkunststücke nicht vor, da die schuldige Abteilung sich stets beharrlich weigerte zu bezahlen.

Mußte andererseits Werk 500 aus dem Grunde schließen, weil Schäden aus Nachlässigkeit der eigenen Arbeiter entstanden waren, wurde für die Zeit der Betriebseinstellung nichts bezahlt.

Überstunden waren im allgemeinen verboten und nur in Notfällen gestattet. Sie wurden mit anderthalbfachem, an Feiertagen mit doppeltem Lohn bezahlt. Jede Nachtarbeit wurde mit eineinviertelfachem Lohn abgegolten. Arbeit zwischen elf Uhr nachts und sieben Uhr morgens galt vereinbarungsgemäß als Nachtarbeit.

Der Sekretär der Gewerkschaft war ein verhältnismäßig unbedeutender Mann. Obgleich fast jeder Angestellte der Gewerkschaft angehörte, beschränkte sich ihr Wirkungskreis auf eine erzieherische und «kulturelle» Tätigkeit. Der Leiter der Gewerkschaft im Werk 500 hatte je fünf Plätze im Stadttheater und im Zirkus zu seiner Verfügung. Er verwaltete auch einen Geldbetrag, dessen Höhe je nach der Erfüllung oder Nichterfüllung der geplanten Erzeugung schwankte. Aus diesem Fonds befriedigte er die kulturellen Bedürfnisse der Belegschaft; aus ihm wurden die Mittel zur Ausschmückung der Klubräume, zum Bezug von Zeitschriften und so weiter bestritten.

Die Gewerkschaft übte zeitweise eine tatsächliche disziplinarische Macht durch die Anwendung von «Kame-

radschaftsgerichten» aus. Falls ein Arbeiter zum Beispiel durch Nachlässigkeit eine Maschine beschädigte oder regelmäßig verspätet zur Arbeit kam, oder wenn er während der Arbeit trank oder in irgend einer anderen Art einen zersetzenden Einfluß ausübte, konnten verschiedenartige Maßnahmen ergriffen werden. War die Angelegenheit möglicherweise oder tatsächlich so schwerwiegend, daß sie von politischem Ausmaß war, so lenkte sie die Aufmerksamkeit der Geheimpolizei auf sich, die die Sache ohne Rücksicht auf die Werkorganisation bereinigte. Wenn sie dagegen, wie es 1935/1936 gewöhnlich der Fall war, die Geheimpolizei nicht interessierte, wurde der betreffende Arbeiter oft von seinen Kameraden zur Verantwortung gezogen. Diese wählten unter sich einen Richter, einen Ankläger und einen Verteidiger. Die Entscheidungen dieser «Kameradschaftsgerichte» hatten keine gesetzliche Grundlage. Die Höchststrafe war eine Geldbuße von 50 Rubel, die der Bestrafte an den Kulturfonds zu zahlen hatte, oder sie bestand in dem Ansuchen an die Werksleitung, den Angeklagten zu entlassen. Der propagandistische Wert dieser Art von Rechtsprechung war jedoch sehr bedeutend. Es kam häufig vor, daß zum Beispiel ein starker Trinker, dessen Ausschweifungen leicht zu einer Störung der Arbeit im Werk führen konnten, nach einer derartigen kameradschaftlichen Gerichtsverhandlung weit mehr Besserung zeigte, als wenn er zu zehn Tagen Strafarbeit verurteilt worden wäre.

Die Parteizelle im Werk 500 bestand aus sechsundfünfzig Mitgliedern und Kandidaten sowie aus einundzwanzig Sympathisierenden. (Bevor man vollberechtigtes Mitglied der Partei werden kann, muß man die

vorbereitenden Stufen als Kandidat und Sympathisierender durchmachen.) Weißberg, zwei Gehilfen von ihm, drei oder vier Schichtingenieure, vier Vormänner und ihre Vorgesetzten waren Parteimitglieder. Parteimitglieder konnten viel leichter als andere Stipendien für Schulen, neue Wohnungen oder Urlaub im August anstatt im November erhalten.

Andererseits ruhte auf ihnen eine beträchtlich höhere Verantwortung. Ging etwas fehl, und die Belegschaft verdarb einen Arbeitsgang, so wurde das Parteimitglied in weit höherem Umfang hiefür verantwortlich gemacht als die Nichtmitglieder. Wurde ein Posten in der Verwaltung frei, so wurde – bei gleicher Befähigung – das Parteimitglied schneller befördert. Mitja war als Organisator der Partei sicherlich stärker verantwortlich für die Erhöhung der Erzeugung im Werk 500, als irgendein anderer. Er war ein wirkungsvoller Redner und verstand, zu den Arbeitern zu sprechen und erfolgreich an ihr Ehrgefühl zu appellieren. Er machte ihnen klar, wofür sie arbeiteten, und trieb sie zu größerem Einsatz an. Er war so sichtbar für den Sozialismus begeistert und von allem, was mit ihm zusammenhing, beseelt, daß jeder, der mit ihm in Berührung kam, stark beeindruckt war.

In regelmäßig stattfindenden, geschlossenen Parteiversammlungen wurden Fragen der Verwaltung und Technik behandelt. Da die meisten Verwaltungsbeamten Parteimitglieder waren, konnten in diesen Sitzungen wichtige Entscheidungen gefällt werden.

Die Forderung nach «Wachsamkeit» war eine der wesentlichen Parteiaufgaben. Alle Mitglieder mußten stets auf der Wacht sein gegen Sabotage, Spionage, klassenfeindliche Propaganda, Gegenrevolution und

andere derartige Erscheinungen. Die Folge war ein ganz ungewöhnliches Interesse der Parteimitglieder an den Angelegenheiten ihrer Mitmenschen, an dem andauernden sogenannten «Geklatsche». Aus diesem entstanden wiederum Mißtrauen und Verdächtigungen, besonders innerhalb des Verwaltungspersonals selbst. Die Partei versuchte auf jede Weise, sich mit einem Kreis von «parteilosen Bolschewisten» zu umgeben, die, wenn auch ohne Mitgliedskarte, ihre gesamten Entscheidungen zur Ausführung brachten und auf diese Weise Parteiarbeit verrichteten. Die Tätigkeit der Partei wurde theoretisch durch die des Komsomol ergänzt, welche Organisation jedoch bereits seit Beginn der Anlagearbeiten in Magnitogorsk in bedauerlichem Grade unzureichend war. Dieser Mißstand war teilweise darauf zurückzuführen, daß praktisch 100 Prozent der Arbeiter im Komsomolalter (sechzehn bis sechsundzwanzig Jahre) irgendeine Schule besuchten, und daß dadurch gewöhnlich fast ihre ganze Freizeit in Anspruch genommen war. Ein anderer Grund war, daß der Apparat des Komsomol von unbefähigten und ehrgeizigen Elementen, denen jede politische Verantwortung fehlte, besetzt war. Ein halbes Dutzend Sekretäre des Stadtausschusses des Komsomol war einer nach dem anderen unrühmlich verschwunden. Der eine war wegen Veruntreuung von Parteigeldern verhaftet, der andere wegen ausschweifenden Lebenswandels öffentlich bloßgestellt worden, während andere wegen dunkler politischer Machenschaften verschiedener Art unter Anklage gestellt worden waren.

Der Komsomol hatte als Organisation sehr wenig Einfluß im Werk 500, trotzdem viele seiner Mitglieder äußerst tüchtige Arbeiter waren.

Bis zum Oktober 1935 arbeitete Werk 500 mit Verlust und lebte von Zuschüssen der Regierung, wie viele andere neue Industrien. In der ersten Hälfte dieses Jahres verringerten sich jedoch bei steigender Erzeugung die Verluste. Es senkten sich nämlich die Erzeugungskosten. Zu Beginn des Jahres 1935 betrugen sie 250 Rubel für die Tonne und ermäßigten sich im Oktober auf nur noch 130,44 Rubel.

Die Erzeugung wuchs, die Löhne stiegen, und der Preis der Fertigware fiel. Das Ergebnis des Oktobers 1935 war, daß das Werk einen Überschuß von 960000 Rubel aufwies. Dieser Betrag gehörte natürlich dem Staat, der 10 Prozent hiervon Weißberg für Auszahlung von Belohnungen an die Arbeiter zur Verfügung stellte.

4

Als ich mir bewußt war, daß meine Schrift über Werk 500 nicht veröffentlicht werden würde, ließ ich den Gedanken, mir auf diese Weise mein Leben zu verdienen, fallen. Ich nahm die Suche nach einer prosaischeren Beschäftigung wieder auf.

Ich traf Sjemitschkin, meinen früheren Chef, in der Straßenbahn. Er schlug mir vor, in die chemische Abteilung einzutreten. Die neue Benzolabteilung sollte bald ihren Betrieb aufnehmen. Er war bemüht, vierzig bis fünfzig geeignete Arbeiter irgendwo innerhalb des Werkes ausfindig zu machen, da die Verwaltung ihm keine Mittel bewilligte, eingearbeitete Leute aus der Ukraine zu beschaffen.

Nach kurzer Überlegung nahm ich die Stellung an. Ich arbeitete in den nächsten zwei Jahren an Benzol-

destillatoren mitten im dicken Rauch der Koksöfen. Sjemitschkin war nun als Chef des chemischen Werkes mein unmittelbarer Vorgesetzter. Dies war sehr angenehm. Er lieh mir Bücher über die chemischen Beiprodukte der Kokserzeugung und half mir auch sonst in mancher Hinsicht. Seine Vorgesetzten waren der alte Tischenko und Schewtschenko. Sie waren im vergangenen Jahr von der Konstruktion zur Produktion übergegangen, da die Bautätigkeit nachließ und die Bewilligungen für Bauten gekürzt worden waren.

Das Koks- und chemische Werk in Magnitogorsk war in der Hauptsache nach dem technischen Plan von Koppers & Co. gebaut worden. Aber leider hatten sich gewisse Anregungen aus dem McKee-Entwurf neben Einflüssen verschiedener sowjetischer Planungsgesellschaften eingeschlichen. Die Benzolabteilung mußte völlig neu entworfen werden, als es sich herausstellte, daß der in der Kondensierungsabteilung erzeugte Teer nicht hinreichend Ölteilchen für die Absorption von Benzol aus dem Koksgas enthielt. Es erschien deshalb notwendig, Rohöl aus dem Kaukasus für diesen Zweck zu beziehen. Rohöl ist leichter als Wasser, während Kohlenöl schwerer ist. Daher mußten alle Apparate, die für Kohlenöl bestimmt waren, auf Rohöl umgebaut werden.

In den letzten Jahren des Fünfjahrplanes wurde besonderes Gewicht auf die Eisen- und Stahlerzeugung gelegt. Koks war notwendig, um Roheisen zu schmelzen. Aus diesem Grunde wurde die Arbeit an den Koksöfen forciert. Die Konstruktion der weniger wichtigen chemischen Werke trat dagegen in den Hintergrund. Die Folge war, daß alle vier Koksöfen in Magnitogorsk Anfang 1934 arbeiteten, während die chemischen Ab-

teilungen noch nicht fertiggestellt waren. Zwei Jahre lang, 1934 bis 1936, durften für 25 Millionen Golddollar jährlich wertvolle chemische Stoffe in die Luft entweichen. Nebenbei bemerkt, war diese Verzögerung in der Inbetriebsetzung der chemischen Werke einer der hauptsächlichsten Anklagepunkte gegen Rataitschak und andere Führer der chemischen Industrie der Sowjetunion in dem Sinowjewprozeß im Jahre 1937. Ich kann diese zweifellose Vernachlässigung bezeugen. Aber es ist nicht sicher, daß hierin ein Akt von Sabotage zu erblicken ist.

Im Jahre 1935 hatte das Kokswerk von Magnitogorsk trotz Verzögerungen und Schwierigkeiten gewaltige Ausmaße angenommen und arbeitete gut. Vier Batterien von Koksöfen waren in Betrieb, und zwar 69 Öfen in jeder Batterie mit einem Fassungsvermögen von 14 Tonnen Rohmaterial pro Ofen und einer Verkokungszeit von 12 bis 13 Stunden. Die mechanische und elektrische Ausrüstung der Öfen war zum größten Teil importiert worden und bewährte sich sehr gut. Dies war hauptsächlich auf die unermüdlichen Bemühungen des Obermechanikers zurückzuführen. Er hieß Farberow und war ein junger Sowjetingenieur, der im Jahre 1932 die Arbeit im Kokswerk aufgenommen hatte und sich fünf Jahre lang hartnäckig der Aufgabe widmete, die mechanische Ausrüstung des Werkes in Betrieb zu setzen.

85 Prozent der Kohle wurden von Kusnetsk in Sibirien, 2400 Kilometer von Magnitogorsk entfernt, herbeigeschafft. Der Rest kam von dem 1000 Kilometer entfernten Karaganda in Kasakstan und von Gruben in der Umgegend von Tscheljabinsk. Das chemische Werk

bestand aus folgenden Abteilungen: aus einer mangelhaft geplanten, aber recht gut arbeitenden Kondensierungsabteilung mit vier aus Deutschland bezogenen Entleerungsanlagen, die ungefähr 1 650 000 Kubikmeter Gas täglich verarbeiteten; aus einer Sulfatabteilung, die 1935 den Betrieb mit einer Höchsterzeugung von täglich 60 Tonnen Ammoniumsulfat aufnahm. Die gut ausgestattete Benzolabteilung mit vier Destillatoren und einer täglichen Erzeugung von 60 Tonnen begann im Januar 1936 ihren Betrieb. Sämtliche Pumpen und der größte Teil der Apparatur der Benzolabteilung waren importiert worden.

In einiger Entfernung von diesem Teil der chemischen Werke befanden sich die Anlagen für Teerdestillation und Benzolreinigung, die 1934 beziehungsweise 1936 zu arbeiten begannen. Beide waren gut ausgerüstet und lieferten bei fachmännischer Behandlung Benzol, Toluol, Naphthalin und andere ungeheuer wichtige und wertvolle Erzeugnisse. Sie warfen genügend Nutzen ab, um neben der Deckung des ständigen Verlustes der Koksöfen noch einen sehr namhaften Überschuß im Hauptbuch des Koks- und chemischen Werkes zu verzeichnen. Ja sie deckten sogar noch zum Teil den gewaltigen Fehlbetrag der Abteilung Martinöfen.

Die Kokserzeugung stieg ständig von 1931 bis 1936, wo sie 1 977 000 Tonnen erreichte. Die Erzeugungskosten für die Tonne Koks waren im Jahr 1936 37,1 Rubel. Jedoch bezahlte der Staat die Hälfte der Kosten der Kohlentransporte, die einen sehr beträchtlichen Posten der Erzeugungskosten ausmachten. Diese Anordnung war getroffen worden, um Magnitogorsk einen Wettbewerb mit den südlichen Werken, deren Rohstoffquellen sozusagen vor ihrer Tür lagen, zu ermöglichen.

Das gesamte Koks- und chemische Werk beschäftigte ungefähr 2000 Arbeiter. Gut 10 Prozent bestanden aus sogenannten Ingenieuren und technischem Personal, einschließlich Betriebsleitern, Chefpersonal, Konstrukteuren und so weiter. Die Löhne im Kokswerk waren hoch, da es im Gegensatz zu den meisten anderen Abteilungen in den Jahren 1935 und 1936 günstigere Ergebnisse in seiner Erzeugung erzielt hatte. Die Arbeiter übertrafen sogar die an sie gestellten Anforderungen. Daher waren die Löhne entsprechend hoch. Die Lohnstufungen und das System der progressiven Prämien ähnelten denen von Werk 500, die ich oben beschrieben habe.

In den ersten Wochen machte mich die Gefahr von Feuer und Explosionen nervös. Ich war wohl gewohnt, in Abteilungen zu arbeiten, in denen das Rauchen verboten war. Aber es war eine andere Sache, gezwungen zu sein, besondere Schuhe mit Gummisohlen zu tragen und kupferne Hämmer und Werkzeuge zu gebrauchen, um das Entstehen von Funken, die die Benzindämpfe entzünden könnten, zu vermeiden. Allmählich gewöhnte ich mich auch hieran und widmete meine ganze Aufmerksamkeit dem Apparat, mit dem ich den letzten Tropfen Benzol aus dem Koksgas zu entziehen versuchte. Vor Ablauf des Jahres erzeugten wir täglich bis zu 100 Tonnen Rohbenzol, das heißt fast die doppelte Menge der vorgesehenen Kapazität der Anlage.

Wir mußten für einige Monate schließen – die Eisenbahnverwaltung sandte nicht genügend Tankwagen, um das fertige Erzeugnis einschließlich Toluol und Flugbenzin fortzuschaffen. Jeder anwendbare Behälter war gefüllt. Wir hörten auf, Benzol zu erzeugen, da tatsächlich kein Platz vorhanden war, es zu lagern.

Im September trat ich in die Technische Hochschule ein und begann einen vierjährigen Lehrgang, um Werkingenieur zu werden. In meinem Studium behinderte mich am meisten, daß ich in einer Schicht mit wechselnder Arbeitszeit tätig war. Dadurch versäumte ich ein Viertel bis zu einem Drittel aller Vorlesungen.

5

Eines Nachts im Winter 1936 erschien mein Gehilfe nicht zur Arbeit. Ich rief Sjemitschkin an.

«Das hat seine Richtigkeit», sagte er. «Die Personalabteilung hat entschieden, daß die ausgelernten Arbeiter ohne Gehilfen zurechtkommen müssen. Schewtschenko hatte zugestimmt. Ich konnte nichts dagegen tun. Sieh zu, wie du es schaffst.»

Meine Einwendungen fanden kein Gehör.

Ungefähr eine Woche später, als meine Schicht beendet war, übergab ich die Anlage dem ältesten anwesenden Arbeiter. Er hieß Kuretz. Danach ging ich zur Technischen Hochschule. Kuretz hatte mir gesagt, er würde versuchen, die Pumpe im Lagerraum in Ordnung zu bringen. Er tat es auch. Ungefähr gegen acht Uhr wurde er infolge der aufsteigenden Dämpfe ohnmächtig. Da niemand in der Nähe war, um ihm zu helfen oder Hilfe zu holen, lag er dort zwei Stunden. Als der Vormann ihn schließlich fand, war er tot. Nachdem der Vormann unter Anklage gestellt und wegen Pflichtverletzung zu zwei Jahren Strafarbeit verurteilt worden war, setzte die Personalabteilung aus Furcht, der Staatsanwalt könnte auf sie aufmerksam werden, die Gehilfen wieder ein.

Derartige Beispiele einer Rationalisierung und Intensivierung der Arbeit auf Kosten von Menschenleben gab es viele. Es wurden aber auch viele Leute, die man tatsächlich entbehren konnte, entfernt, und die Produktivität der Arbeit stieg dennoch.

Ein Problem, das uns am meisten Kopfzerbrechen machte, war das schnelle Laden und Entladen der Tankwagen. Schnelligkeit war geboten, da die Eisenbahnverwaltung bei unnötigem Aufhalten der Wagen ungeheure Geldstrafen auferlegte. Die gesamten Magnitogorsker Werke bezahlten im Jahre 1937 Strafgelder in der Höhe von 1 700 000 Rubel. Dieses System war eingeführt worden, um der Eisenbahn zu verhelfen, ihr rollendes Material in Bewegung zu halten. Die Maßnahme verhalf der Eisenbahn aber auch zu einer ihrer größten Einnahmequellen.

Die Benzolreinigungsanlage mußte, wie erwähnt, für einige Zeit den Betrieb schließen, da kein Platz mehr zur Lagerung der Fertigware vorhanden war und die Bahnverwaltung es verabsäumt hatte, Tankwagen zur Fortschaffung der laufenden Erzeugung zur Verfügung zu stellen. Endlich schickte die Eisenbahn Tankwagen, aber fünfzig Stück auf einmal. Das Laden eines Tankwagens dauerte normalerweise drei Stunden. Nach den gesetzlichen Bestimmungen waren für Eisenbahnwagen, die über die für Laden und Entladen festgesetzte Normalzeit aufgehalten wurden, X Rubel (von einem Rubel bis zu zehn Rubel, je nach der Art des Wagens) für die erste Stunde, 2 X für die zweite Stunde und so weiter zu bezahlen. In drei Stunden waren nur drei von den fünfzig Wagen geladen worden, da die Abteilung nur einen Wagen auf einmal zu laden imstande war. Bevor

die fünfzig Wagen wieder auf den Weg gebracht wurden, waren anderthalb Tage vergangen. Die hierdurch verwirkte Buße entsprach ungefähr der monatlichen Lohnsumme. Dieses System bewirkte jedoch, daß man sich in acht nahm, rollendes Material unnötig aufzuhalten. Ich habe mir meine Hand erfroren, als ich eines Nachts in der Sulfatabteilung mitzuhelfen versuchte, zehn Tankwagen voll Schwefelsäure innerhalb von drei Stunden zu entladen.

Das Werk wandte beträchtliche Summen für «kulturelle» Einrichtungen und eine entsprechende Tätigkeit auf. Es wurde ein ungeheurer Bau aufgeführt, der Badeanstalt, Umkleideräume und Restaurant für die Arbeiter des Koks- und chemischen Werkes in sich vereinte. Das Gebäude enthielt alle Bequemlichkeiten. Es ermöglichte den Arbeitern, sauber nach Hause zurückzukehren – im Gegensatz zu dem Schmutz, in dem die Bergleute und Koksarbeiter in England und Deutschland und sogar in den Vereinigten Staaten so oft jahraus, jahrein leben. Ein Klubhaus mit einer guten Bibliothek, einem Billardzimmer, Musikzimmer, Spielzimmer für Kinder und mit anderen Räumen wurde errichtet. Die Kosten hiefür wurden aus einem Fonds, der jedem mit Gewinn arbeitenden Werk in der Sowjetunion zur Verfügung gestellt wurde, bestritten, um auf diese Weise die kulturellen Lebensbedingungen der Arbeiter zu verbessern.

Es wurde viel davon gesprochen, aber leider wenig getan, um die Arbeitsbedingungen im Kokswerk gesünder zu gestalten. Die Lüftung war oft außer Betrieb. Die Sanitätsbehörde hatte keine Macht, die Verwaltung (die andere dringendere Verpflichtungen hatte) zu

wirkungsvollen Maßnahmen auf diesem Gebiete zu zwingen. Es ereigneten sich zahlreiche Unfälle, wenn auch ihre Zahl mit den Jahren abnahm. Vom Jahre 1936 an wurde jeder industrielle Unfall mit tödlichem Ausgang Gegenstand einer gerichtlichen Untersuchung. Die Hauptsache war, daß Techniker und Arbeiter gleichermaßen den Wert eines Menschenlebens begriffen, sowohl des eigenen wie auch des fremden. Diese Einstellung war in einem Lande, in dem Tyrannei, Krieg, Hungersnot und Bürgerkrieg den Wert eines Menschenlebens unendlich vermindert hatten, von außerordentlicher Bedeutung.

6

Der Leiter des Koks- und chemischen Werkes, Schewtschenko, der 1933 zweiter Direktor der Bauabteilung war, hatte inzwischen den Leninorden erhalten und war zum Mitglied des Parteiausschusses des Bezirkes ernannt worden. Man hatte ihm ein Privathaus mit acht Zimmern zur Verfügung gestellt. Er verdiente monatlich mehrere tausend Rubel. Er arbeitete hart und trieb seine Untergebenen rücksichtslos an. Die von ihm geleiteten Abteilungen arbeiteten im großen und ganzen reibungslos. Er selbst war ein ungeschliffener Geselle, dem die Karriere über seine Ehre ging. Gelegentlich verriet er sein wahres Wesen durch Kleinigkeiten. Als zum Beispiel das Koks- und chemische Werk am 1. Mai 1936 fünfzig Grammophonapparate erhielt, die anläßlich des Festtages an die besten Arbeiter als Belohnung verteilt werden sollten, eignete sich Schewtschenko zehn Stück an, verkaufte sie und steckte den Erlös in seine Tasche. Er

benötigte nicht etwa das Geld, er hatte reichlich davon – nein, diese Handlungsweise entsprach nur seinem Wesen.

Schewtschenkos Chefingenieur, der alte Fachmann Tischenko, der einst im Gefängnis gesessen hatte, arbeitete nach wir vor ohne jede Begeisterung. Seine Verachtung für Schewtschenko wuchs ständig, obzwar er dessen Macht fürchtete. Tischenkos Ansehen schwand mehr und mehr, teils wegen seines Mangels an Initiative und an Mut, seine technischen Ansichten zu vertreten und durchzuführen, teils wegen Schewtschenkos Mißtrauen gegen den «Exsaboteur». Arbeiter sowie Betriebsleiter gehorchten ihm nicht. Sie wußten, er hatte nichts zu sagen. Er zuckte nur mit den Achseln und ließ die Dinge laufen, wie sie wollten. Zu Hause lebte er in eintöniger Bequemlichkeit.

Die drei vergangenen Jahre hatten Sjemitschkin stark verändert. Auf technischem Gebiete hatte er Erfahrung und Selbstvertrauen gesammelt. Er arbeitete angestrengt und hatte nicht, wie Tischenko, eine «Bourgeois»-Vergangenheit zu überwinden. Er hatte eine gründliche technische Ausbildung, die Schewtschenko fehlte. Er lebte in wesentlich einfacherem Stil als seine beiden Vorgesetzten. Er bewohnte eine Dreizimmerwohnung, fuhr mit der Straßenbahn zur Arbeit und stand Schlange auf der Straße, um ein Paar Schuhe zu kaufen.

Das an den Koksöfen beschäftigte Chefpersonal und die Ingenieure, deren Tätigkeit in Verwaltungs- und technischer Arbeit bestand, setzten sich fast nur aus jungen Leuten, die Schewtschenko auf ihre Posten gesetzt hatte, zusammen. Er kannte sie persönlich und wußte, daß er ihnen vertrauen konnte. Es war für Schewtschenko nicht schwierig, solche Leute zu finden.

Im Jahre 1936 wurde viel von der Stachanowbewegung gesprochen, nicht nur in der Sowjetunion, sondern auch in anderen Ländern. Diese Bewegung bedeutete eine ebenso interessante wie wichtige Entwicklung in der Wirtschaft der Sowjetunion.

7

Die Stachanowbewegung leitete ihren Namen von einem Arbeiter aus den Kohlenbergwerken des Donbaß her. Sie erhielt große Bedeutung, nachdem Stalin auf dem ersten Stachanowarbeiterkongreß eine Rede gehalten und darauf hingewiesen hatte, daß verbesserte Lebensbedingungen und eine gründlichere technische Ausbildung der Industriearbeiter die Grundlage für eine außerordentliche Steigerung der Erzeugung geschaffen hätten, die nun auch praktisch erreicht werden müßte.

Es war eine Tatsache, daß das Leben «besser und freudiger», wie Stalin es ausdrückte, geworden war. Es gab mehr zu essen, mehr Kleidung, und es deutete alles darauf hin, daß die Besserung anhalten würde.

Die Stachanowbewegung kam nach Magnitogorsk im Herbst 1935 und bildete sofort den Gesprächsstoff in verschiedenen Versammlungen, Pressemeldungen, Verwaltungsverordnungen und öffentlichen Besprechungen. Der Wettbewerb zwischen einzelnen Belegschaften und Abteilungen wurde schärfer. Die Belegschaften mit der besten Arbeitsleistung erhielten eine Fahne und außerdem Geldprämien. Jeder einzelne suchte angestrengt in seiner Abteilung nach bisher unentdeckten «Reserven einer neuen Erzeugungskraft». Die Löhne und die Erzeugung stiegen in gleicher Weise. Hochkonjunktur

belebte Magnitogorsk. Die Stachanowbewegung zeitigte in Magnitogorsk in der zweiten Hälfte des Jahres 1935 und fast im ganzen Laufe des Jahres 1936 sehr deutliche und fühlbare Ergebnisse. Der Koeffizient der Hochöfentätigkeit, das Volumen der Öfen geteilt durch die tägliche Erzeugung, verbesserte sich von 1,13 auf 1,03. Die Stahlerzeugung auf den Quadratmeter eines Martinofens stieg bei jedem einzelnen Ofen. Die durchschnittliche Steigerung betrug 10,5 Prozent, das heißt von 4,2 Tonnen auf 4,65 Tonnen. Die Erzeugung der Walzwerke stieg, während die Unkosten sanken.

Infolge der verbesserten Arbeitsleistung wies das gesamte Magnitogorsker Kombinat in den letzten drei Monaten von 1936 einen Überschuß von 13800000 Rubel aus. Sogar schon früher, im Oktober 1935, hatte das Kombinat einige tausend Rubel Reingewinn. Sawenjagin hatte mit einer prahlerischen Geste dem Vertrauen zu seiner eigenen Tüchtigkeit dahin Ausdruck gegeben, daß er ohne Staatszuschüsse auszukommen behauptete. Diese wurden daraufhin eingestellt. Die Finanzen des Kombinats standen danach in der ersten Hälfte des Jahres 1936 sehr mißlich. In den Martinöfen, die nach Sawenjagins eigenen Worten «jeden Monat Millionen auffraßen», wurde am meisten verloren. Das Kombinat verlor allein im Februar 4000000 Rubel. Sawenjagin mußte zur Deckung dieses Verlustes Geld von den bewilligten Stadtbaumitteln aufnehmen. Aber alles in allem war 1936, das Stachanowjahr, ein großer Erfolg. Der nominale Reingewinn des Jahres betrug 112 Millionen Rubel. (Man kann schwerlich diese Zahl als völlig zuverlässig betrachten, da es zahlreiche Systeme der Buchführung gab. Jedoch wurde die oben genannte

Zahl in der Zeitung «Der Magnitogorsker Arbeiter» unter dem 24. Dezember 1936 veröffentlicht.) Im Verlauf dieser Besserung traten auch die negativen Seiten dieser Entwicklung in Erscheinung. Zunächst wurde nach einem Propagandafeldzug und einer Rede von Stalin im Herbst 1936 die bisher geltende Norm der Arbeitsleistungen gesteigert. Hierdurch entstand Unruhe bei einem großen Teil der Arbeiter, die überzeugt gewesen waren, daß alle Steigerungen der Erzeugung sich in unmittelbaren Lohnerhöhungen auswirken würden, und daß niemals eine Veränderung der Normalleistungen eintreten werde.

Auch auf technischem Gebiete geschah mancherlei, das Schwierigkeiten in der Zukunft verhieß. Maschinen wurden überanstrengt und laufende, notwendige Erneuerungen vernachlässigt. Man beschloß, 240 Tonnen Stahl in die Martinöfen von Magnitogorsk einzulegen, obwohl sie nach der Berechnung nur für 150 Tonnen ausreichten. Diese Zuteilung machte gewisse Umbauten der Öfen selbst notwendig und verursachte endlose Schwierigkeiten mit den Schöpfkellen und Schöpfkränen. Man mußte das geschmolzene Metall in zwei Schöpfkellen auf einmal unter Zuhilfenahme eines wie ein Y geformten Kanals fließen lassen. Die eine Seite des Y verstopfte sich dauernd, und der Stahl ergoß sich zahllose Male über den ganzen Werkraum.

Die Transportmittel, sowohl rollendes Material wie auch Schienen, waren sehr bedenklich überlastet. Diese Tatsache konnte man nicht nur bei Transporten innerhalb des Magnitogorsker Werkes, sondern auch im ganzen Eisenbahnnetz der Sowjetunion, das dem Volkskommissar Kaganowitsch unterstand, feststellen. In der

Zeit der Stachanowkonjunktur stieg die Ladung von Frachtwagen bis auf täglich 100000, um später auf 75000 zurückzugehen. Diese Ziffer blieb dann bis Januar 1939 beständig. (Nach 1939 wurden keine Ziffern mehr veröffentlicht.) Jedem Walzwerk wurde ein sehr schwer zu erfüllendes Arbeitspensum auferlegt. Die für Instandsetzungen erlaubte Zeit wurde herabgesetzt, wodurch sich der Zustand der Ausrüstung entsprechend verschlechterte.

Im März 1936 trafen sich die Leiter der Metallindustrie der gesamten Sowjetunion in Moskau, um das Ausmaß der Erzeugung verschiedener Anlagen unter dem Gesichtspunkt der Erfolge der Stachanowbewegung neu zu planen. Auf der Grundlage dieser Produktionszahlen wurden neue Normen und Arbeitspläne für jede Werkeinheit jedes Industriekonzerns in der Union, natürlich einschließlich Magnitogorsk, ausgearbeitet.

8

Die Stachanowbewegung brachte im Koks- und chemischen Werk eine grundlegende Veränderung einiger technischer Vorgänge mit sich und trug zweifellos zu erhöhter Arbeitsleistung bei. Arbeiter und Techniker gaben ihrerseits allerlei Anregungen zu Verbesserungen, die oft verwirklicht wurden und die Erzeugung förderten. In allen Werkstätten und Abteilungen wurden regelmäßige Zusammenkünfte abgehalten. Hier konnten die Arbeiter völlig unbehindert reden und machten von ihrer Redefreiheit auch weitgehenden Gebrauch. Sie durften an der Werkleitung Kritik üben und sich über Entlöhnung, unzureichende Lebensbedingungen und

Warenmangel in der Einkaufsstelle beschweren – kurz, sie durften sich über alles, außer über die Generallinie der Partei und über ein halbes Dutzend ihrer unantastbaren Führer, kritisch auslassen. In diesen Sitzungen wurde der Erzeugungsplan besprochen, die Liste der monatlichen Stachanowarbeiter aufgestellt und Angelegenheiten des Werkes entschieden.

Es war oft schwierig, die technischen Ergebnisse der Stachanowbewegung zu übersehen. Ihr allgemeiner Wert erschien zweifelhaft. Die Koksöfen zum Beispiel erzeugten auf Grund des Stachanowplanes etwa 20 Prozent mehr Gas als vorgesehen. Es blieb nun Aufgabe der Stachanowarbeiter in der Kondensierungsabteilung, das gesamte Gas in die chemische Abteilung überzuleiten, ohne daß ein einziger Kubikmeter verlorenging. Die Gasleitungen konnten die erhöhte Erzeugung fassen, während die Entleerungsanlagen unglücklicherweise dem Stachanowplan nicht angepaßt werden konnten. Ein Induktionsmotor (mit zwei Polen), der zum Antrieb der Entleerungsanlagen angewandt wurde, machte 3000 Umdrehungen in der Minute bei 50 Perioden Wechselstrom. Diese Geschwindigkeit konnte trotz aller Bemühungen des Stachanowmaschinisten nicht gesteigert werden. Daher verblieb nur die Möglichkeit, die Entleerungsanlagen bei gleichbleibender Geschwindigkeit stärker zu belasten. Unter Verletzung der grundlegendsten technischen Gesetze wurde dies auch getan. Die Motoren waren von deutscher Herkunft und konnten nicht mehr als 90 Ampère aushalten. Bei Anwendung des Stachanowplanes kamen sie aber oft auf über 100 Ampère. Bei jedem Motor war deutlich auf deutsch und russisch angegeben, daß der Motor, sollte

die Belastung 90 Ampère überschreiten, abgestellt werden müsse. Man richtete sich aber nicht danach. Der Gehilfe des Maschinisten mußte mit einem Besenstiel den selbsttätigen Stromunterbrecher herunterdrücken, wenn die Belastung zu groß wurde. Jahrelang wurde dieses Verfahren angewandt. Die Folge war, daß fast jede zweite Woche ein Motor durchbrannte. Man hat nie berechnet, wieviel die Instandsetzung der Motoren gekostet hat.

Die Wirkungen der Stachanowbewegung waren besonders in der Finanzabteilung fühlbar. Die Löhne der Stachanowarbeiter waren besonders hoch. Oft deckten die Mehreinnahmen der erhöhten Erzeugung nicht die erhöhten Lohnzahlungen. Das Ergebnis war eine Verlustrechnung in den Büchern.

Die Stachanowbewegung brachte sehr erstaunliche Ergebnisse in den Erzgruben zutage. 6500000 Tonnen Erz wurden 1937 gefördert, während im gleichen Jahr in Deutschland 4700000, in England 4200000 und in Schweden 15000000 Tonnen gefördert wurden. Die jährliche Arbeitsleistung hatte sich von durchschnittlich 2,017 Tonnen pro Arbeiter im Jahre 1935 auf 3,361 im Jahre 1937 gehoben. Diese Steigerung der Erzeugung war ein Beweis für die erhöhte Leistungsfähigkeit.

Fertiges Hochofenerz kostete 3,53 Rubel pro Tonne. Es war bei weitem das billigste Erz in der Sowjetunion und auch bei Zugrundelegung des nominalen Rubel-Dollar-Kurses ebenso billig wie das Erz der besten Minen in den Vereinigten Staaten.

Die Erzbergwerke wiesen vom Jahre 1935 an beträchtliche Gewinne auf. Die Erzförderungsmaschinen arbeiteten besser. Im Jahre 1932 förderte ein Erzbagger

durchschnittlich bei einer Arbeitszeit von täglich drei Schichten 446000 Tonnen Erz. 1934 stieg diese Ziffer auf 1111000 Tonnen. Bei nur zwei Schichten täglich belief sich das Ergebnis des Jahres 1937 auf etwas unter 2000000 Tonnen.

In gleicher Weise hob sich die Leistung der elektrischen Lokomotiven von durchschnittlich monatlich 34000 Tonnen im Jahre 1934 auf 57000 Tonnen im Jahre 1937.

Die Beschaffenheit des Erzes war ausgezeichnet. Der Durchschnittsgehalt an Eisen betrug im Jahre 1937 60,1 Prozent.

9

In den Tagen der größten Begeisterung für die Stachanowbewegung kam ich in Berührung mit einer sehr interessanten Entwicklung in der Abteilung der Martinöfen. Durch Maschas Bruder, der stellvertretender Leiter der Abteilung war, erfuhr ich Einzelheiten über den Kampf um den Stahl. Das Martinofenwerk war die größte und wahrscheinlich schwierigste Abteilung der gesamten Anlage. Das ganze Werk und seine Ausrüstung waren für die Herstellung eines hochklassigen Erzeugnisses bei niedrigen Unkosten außerordentlich geeignet. Hier war in keiner Weise gespart worden. Aber die Abteilung Martinofen arbeitete sehr schlecht. Ihr Verlust rechnete jährlich, mitunter monatlich, nach Millionen. Außerdem machte die Arbeit an den Martinöfen eine Anzahl von vielversprechenden jungen Ingenieuren und Technikern fürs Krankenhaus, für eine Erholungsanstalt und auch fürs Gefängnis reif.

Die Martinöfen-Anlagen zeigten überall in der Sowjetunion bessere Ergebnisse als in Magnitogorsk.

Drei Jahre lang tat Sawenjagin sein Bestes, um diese Abteilung auf die Füße zu stellen. Er wechselte die Arbeiter. Er belohnte die tüchtigsten mit Automobilen und Motorrädern, während er untaugliche wegen verbrecherischer Nachlässigkeit unter Anklage stellen ließ. Als ich 1937 Magnitogorsk verließ, war diese Abteilung jedoch noch immer notleidend und arbeitete nach vielfach geäußerten Urteilen Sawenjagins auch weiterhin mit größtem Mißerfolg.

Die Ursache lag, allgemein gesehen, in der schlechten Organisation. Der Erzeugungsprozeß der Martinöfen-Abteilung war sehr verwickelt. In einem flachen Behälter lag geschmolzenes Eisen, über dem eine Gasflamme angebracht war, um die überschüssige Kohle herauszubrennen. Andere notwendige Bestandteile, wie Manganerz oder Dolomit, wurden durch kleine Fenster hineingeworfen. So lag das Eisen während acht bis zwanzig Stunden, um zu Stahl zu werden. Damit diese Abteilung erfolgreich arbeiten konnte, mußten die zwölf Martinöfen mit Koks, Gas, heißem und kaltem Roheisen, Eisenerz, Manganerz, Dolomit, Kalk, Kreide, Gußformen und so weiter versehen werden. Dies alles mußte an der richtigen Stelle und im richtigen Augenblick geschehen. Außerdem hatte ein Laboratorium schnelle und genaue Analysen des Stahls, während er im Entstehen war, vorzunehmen. 25 bis 30 Kräne verschiedener Art mußten sich andauernd und ohne Stokkung in stets betriebsfertigem Zustand von Ofen zu Ofen, wo immer sie auch benötigt wurden, bewegen.

Alle diese Voraussetzungen waren jedoch niemals gleichzeitig gegeben. Irgendein Rohstoff fehlte stets, ein Kran war außer Betrieb, die Analyse des Laboratoriums

stimmte nicht, oder die Arbeiter waren verwirrt und machten falsche Handreichungen.

Das Martinwerk hatte ein zu großes Personal. In Amerika haben Martinöfen mit einem Fassungsvermögen von 150 Tonnen eine Belegschaft von 45 bis 50 Mann. In Magnitogorsk waren 100 bis 110 Mann nötig. Hier stieß ein Arbeiter auf den anderen; Vorarbeiter, Schichtingenieure, Abteilungsingenieure, Belegschaftsleiter, technische Beobachter und so weiter standen sich ständig gegenseitig im Weg und behinderten so die Ausführungen nützlicher Arbeit.

Nur ein Mann in dieser Abteilung besaß genügend Voraussicht und Kenntnisse, um zu wissen, was getan werden müsse, obgleich es ihm an Persönlichkeit und Vermögen, seinen Ideen Gehör zu verschaffen und sie durchzuführen, fehlte. Mein Schwager Max, besonderer Experte in Fragen des Arbeitseinsatzes, mit einiger Erfahrung in der Schwerindustrie, ein Sowjetingenieur mittleren Alters, sah die Rettung darin, die Arbeit der zwölf Öfen zusammenzulegen und einen festumrissenen Erzeugungsplan durchzuführen. Nur so würde die maschinelle Ausrüstung ausreichen, die Arbeiter an den Martinöfen könnten alle notwendigen Arbeiten ruhig und ordentlich ausführen, und nur so könnte das bisherige zweistündige Aussetzen, wenn nämlich plötzlich die Ausrüstungen an drei verschiedenen Plätzen gleichzeitig gebraucht wurden, vermieden werden. Max behauptete, daß dieser gründlich durchdachte Plan, in die Praxis umgesetzt, die ewig wiederkehrenden Betriebseinstellungen beseitigen würde. (Im Jahre 1936 ging ¼ der Arbeitszeit dieser Anlage durch Betriebseinstellungen verloren.) Max traf seine Vorkehrungen sorgfältig. Nachdem

er sich einen Überblick über das Martinwerk verschafft hatte, ging er zu Sawenjagin, der begeistert seinem Plan zustimmte. Er kehrte als stellvertretender Leiter zurück. Trotz der Zustimmung von Sawenjagin bekundeten die alten Arbeiter ihren großen Unwillen über diese neumodischen Arbeitsmethoden und die geringe Sachkenntnis von Max. Die Vorbereitungen dauerten zwei Monate und bestanden aus Vorlesungen für die Arbeiter und Errichtung von gewaltigen Zifferblättern, auf denen der jeweilige Stand der Erzeugung jedes einzelnen Ofens zu einer bestimmten Zeit abzulesen war. Max aß und schlief im Werk. Er kam oft tagelang nicht nach Hause. Wiederholt mußte er zu Sawenjagin gehen, um sich gegenüber der früheren Werkleitung Gehör zu verschaffen, da diese das alte Verfahren für das beste hielt. Man betrachtete es als unnatürlich, daß ein Martinofen nach einer Zeittabelle arbeiten solle. Der Tag des großen Versuches kam. Die Arbeitsleistung hob sich für zwei bis drei Tage, um dann auf den früheren Durchschnitt zu sinken. Der Plan war in krassester Art und Weise von vielen der in verantwortlichen Stellen befindlichen Angestellten sabotiert worden. Seitens der Arbeiter wurde der Plan mit Gleichgültigkeit und stiller Mißbilligung abgetan. Sie zogen es vor, die Arbeit nach eigenem Gutdünken und nicht nach einer Zeittabelle zu verrichten. Monatelang kämpfte Max für seinen Plan, wobei es mitunter fast zu Handgreiflichkeiten mit seinen Mitarbeitern kam. Schließlich mußte sich Sawenjagin entweder für Max oder die alte Leitung entschließen. Aus Mangel an Vertrauen zu dem jüngeren und weniger erfahrenen Ingenieur entfernte Sawenjagin Max von seinem Posten als stellvertretender Leiter. Weitere Versuche, nach seinem Zeitschema zu

arbeiten, wurden eingestellt. Max wurde alsdann nach bekanntem russischem Muster behandelt, das heißt in Ungnade vom Konzern entlassen, indem ihm die Schuld für alle Mängel und Störungen der vergangenen Monate zugeschrieben wurde. Auf diese Weise wollte man das Ansehen der Verwaltung aufrechterhalten und gleichzeitig das Vertrauen der Arbeiter zu ihr stärken. Das Martinofenwerk kehrte zu seiner alten katastrophalen Unordnung zurück. Im Jahre 1937 waren 12,7 Prozent der Erzeugung nur Schrott und kosteten Millionen. Der Gesamtverlust des Werkes im ersten Vierteljahr 1937 betrug 3000000 Rubel.

Ungefähr um diese Zeit schrieb einer der hervorragendsten Journalisten des «Magnitogorsker Arbeiters» einen ganzseitigen Bericht mit dem Titel: «Die traurige Geschichte des Arbeitsvorganges Nr. 1372.» Dieser Vorgang begann auf dem Schreibtisch des Leiters des Martinofenwerkes, der nach Prüfung der Bestellung den Auftrag «Arbeitsvorgang Nr. 1372 – Schmelzen von Stahl für Traktorachsen» benannte. Die Bestellung wurde dem Leiter der Schicht durch einen Boten überbracht. Er nahm sie in den Eßsaal mit und verschüttete über sie die Suppe. Dadurch nur noch zum Teil leserlich übergab er die Bestellung schließlich dem Leiter von Block 1, der sie mit Verzögerung dem Stahlgießer des Ofens Nr. 4, der gerade zur Arbeit gekommen war, aushändigte. Kurz gesagt, der Gießer konnte die Bestellung nicht richtig lesen und beschloß, um sich etwas zu üben, sogenannten Schnellstahl zu schmelzen. Es fehlte ihm jedoch an dem einen oder anderen Rohstoff. Als endlich der Ofen gefüllt war, war es schwer zu sagen, welche Sorte Stahl er enthielt. Das Laboratorium unterließ es,

eine genaue Prüfung auszuüben. So wurden nach verschiedenen kleineren Unterbrechungen 180 Tonnen Stahl von sehr zweifelhafter Güte in die Formen gegossen. Man hatte nämlich auf den Gießkran so lange warten müssen, bis die Arbeiter die Schienen des Krans von der vom benachbarten Ofen übergelaufenen Schlacke gereinigt hatten.

Es wurden achtzehn Gußstücke festgestellt und zum Kran befördert, der sie von den Formen befreien sollte. Drei Gußstücke gingen auf dem Wege verloren. Dann stellte man fest, daß zwei Gußstücke in den Formen festgebrannt und daher unbrauchbar waren. Die anderen dreizehn Gußstücke wurden zum Walzwerk befördert. Hier vermischten sich in den Kühlgruben zwei Stücke mit Stücken eines anderen Auftrages und verschwanden. So gingen nur noch elf Stücke durch das Walzwerk. Ein Stück wurde als minderwertig fortgetan. Nach Durchgang durch die ersten beiden Walzwerke gelangten schließlich neun Gußstücke ins Lager. Hier wurde eine Analyse vorgenommen, um diese mit dem ursprünglichen Auftrag Nr. 1372 zu vergleichen. Da sie mit diesem nicht genau übereinstimmte, wurden alle Stücke vernichtet.

Trotz dieser entmutigenden Beispiele einer schlechten Organisation und verständnislosen Leitung machte das Martinofenwerk wirkliche Fortschritte. Täglich wurden Tausende von Tonnen Stahl erzeugt. Die Erzeugungskurve ging nach 1937 steil aufwärts. Die Güte des Stahls verbesserte sich merkbar. In den fünf Jahren von 1937 bis 1942 lieferte Magnitogorsk ungefähr zehn Millionen Tonnen Stahl an die Maschinenfabriken und Bauunternehmen der Sowjetunion. Es war, nach Menschenleben

und Rubeln gerechnet, ein teurer Stahl. Aber aus 10 Millionen Tonnen Stahl kann man ungeheuer viele Tanks machen, deren militärischer Wert ein vielfach größerer war als die Riesensummen, die der Stahl gekostet hatte.

DIE VERWALTUNG UND DIE GROSSE REINIGUNG

I

Die Oktoberrevolution brachte eine vollständige Umwälzung in der Frage der herrschenden Klassen mit sich. Außer der Aristokratie und den Großkapitalisten wurden etwa drei Millionen Geschäftsleute, Bankiers, Ingenieure, Ärzte, Offiziere, höhere Post- und Eisenbahnbeamte sowie andere, kleinere «*Tschinowniki*» (Beamte) getötet, oder sie mußten emigrieren. Nachdem der Bürgerkrieg endlich im Jahre 1923 beendet war, standen die Bolschewiki vor der Aufgabe, ein Land zu reorganisieren, das ein Sechstel der Erde umfaßte, eine Bevölkerung von rund 160 Millionen Menschen zählte und in dem alles mehr oder weniger hoffnungslos in Unordnung war. Nach einem Jahrzehnt von Krieg, Hungersnot, Revolution und inneren Kämpfen war das Land völlig ermattet. Die alten Verwaltungsbehörden waren nicht mehr vorhanden. Ungeschulte Bauern, ein Industrieproletariat von nur geringer Bedeutung, eine bolschewistische Partei, die bei Ausbruch der Revolution nicht mehr als 20000 Mitglieder zählte, und eine Handvoll Berufsrevolutionäre waren die einzigen Quellen, aus denen es galt, Staatsmänner, Diplomaten, Finanzleute, Betriebsleiter, ja auch Stationsvorsteher und

andere Fachleute zu schöpfen. Die Bolschewiki mußten buchstäblich über Nacht führende Personen herschaffen.

Die organisatorischen Aufgaben der neuen Herrscher in Rußland waren, insbesondere als der erste Fünfjahrplan in Gang gesetzt werden sollte, so schwer wie niemals zuvor. Das Volkskommissariat für Schwerindustrie zum Beispiel hatte Tausende von Gruben, Werkstätten und Fabriken im ganzen Land zu verwalten. Dieses Kommissariat wurde durch einen Federstrich in die Welt gesetzt und sollte nun sofort fehlerfrei funktionieren. Es hatte keine Chance, sich Schritt für Schritt in mehreren Jahrzehnten zu entwickeln, wie das die – im Vergleich hierzu kleinen – Organisationen von Henry Ford, Andrew Carnegie oder Krupp tun konnten. Das Resultat war auch genau so, wie man erwarten konnte: ein glühender Enthusiasmus, eine grenzenlose Hingabe für die Aufgaben und harte Arbeit auf der einen Seite, unfaßbare Unordnung, Verwirrung und Torheit auf der anderen. Die Situation wurde noch dadurch erschwert, daß viele Menschen da waren, die feindlich gegen das Sowjetregime eingestellt und bereit waren, Sabotage auszuüben, wo sie nur konnten, besonders, wenn sie sicher waren, daß sie ihr Werk ausführen konnten, ohne dabei ertappt zu werden.

Am Schluß der zwanziger Jahre, als gerade etwas Ordnung in die Verhältnisse gekommen war, nahm die Sowjetregierung mehr als einer Million Kulaken – Großbauern – und deren Familien die Privilegien und das Eigentum, falls sie nicht überhaupt «liquidiert» wurden. Diese Kulaken waren meist die tüchtigsten Landwirte und deshalb auch in kommunalen Angelegenheiten aktiv gewesen; ihre Söhne und Töchter hatten Schulen

besucht und waren unter dem neuen Regime Kassiere, ausgebildete Krankenschwestern, sogar Ingenieure, Ärzte und Verwaltungsbeamte geworden. Auch die Söhne und Töchter wurden zusammen mit ihren Vätern ihrer Privilegien beraubt, wenn man feststellte, daß sie von Kulaken abstammten.

Ausländische Spezialisten wurden in der Sowjetunion mit Ausnahme einiger Perioden am Ende der zwanziger Jahre und im Anfang der dreißiger Jahre, als gewisse Erleichterungen eingeführt waren, nicht zugelassen.

Dadurch waren die Bolschewiki gezwungen, die Industrie, den Handel, das Finanz- und Verkehrswesen mit unausgebildeten, unerfahrenen Verwaltungsangestellten und Technikern zu bewältigen.

So war es, nur in verkleinerter Skala, auch in Magnitogorsk, wo im Laufe von fünf Jahren eine riesige Industrieanlage aufgebaut wurde und zu arbeiten begann. 1934 waren die meisten Ausländer dort verschwunden. Die Anlagen waren in den Händen der Repräsentanten der neuen Sowjetintelligenz, denen ein Dutzend von «Strafspezialisten» zur Seite stand. Sawenjagin, der oberste Chef für die gesamte Anlage, war erst vierunddreißig Jahre alt und hatte, bevor er als Direktor nach Magnitogorsk geschickt wurde, keine wirkliche industrielle Erfahrung. Ihm war eine heterogene Sammlung von Ingenieuren, Industrieleitern und Funktionären unterstellt, von denen die meisten nur wenig für ihre Tätigkeit geeignet waren und keine Erfahrungen hatten, und denen oftmals die einfachsten Voraussetzungen für ihr Arbeitsgebiet fehlten. Aber Sawenjagin mußte sie auf ihren Posten belassen, weil es keine anderen, geeigneteren Kräfte als Ersatz gab.

Während die Mehrzahl der Arbeiter in den Fabriken im Jahre 1935 ziemlich gut für ihren Beruf ausgebildet war – sie hatten von sich aus die Kniffe des elektrischen Schweißens, des Zusammenfügens der Röhren und so weiter gelernt –, hatte das Verwaltungspersonal noch einen langen Weg zurückzulegen, bis man von ihm sagen konnte, daß es sein Arbeitsgebiet beherrschte. Keiner hatte auch nur den vierten Teil der praktischen Erfahrung, die in der amerikanischen und westeuropäischen Industrie für die entsprechenden Tätigkeiten als unentbehrlich angesehen wird. Um dem Leser eine Vorstellung von den Verwaltungsproblemen in Magnitogorsk zu geben, will ich hier kurz das Leben und die Arbeit von einem halben Dutzend dortiger Verwaltungspersonen beschreiben.

2

Ich habe bereits von Schewtschenko erzählt, der im Jahre 1936 das Kokswerk mit seinen 2000 Arbeitern leitete. Er war ein sehr barscher Mann, außerordentlich energisch und ehrgeizig. Er konnte oftmals sehr brutal und vulgär sein. Wenn in der Fabrik etwas passierte, konnte er selbst kommen, seine Hände in die Säuren, das Feuer und den Schmutz tauchen und mit zugreifen, damit die Arbeit schnell und gut zustande komme. Seiner Umgebung gegenüber war er mißtrauisch. Sein Arbeitsmotto, das er im Gespräch mit Untergeordneten häufig und nachdrücklich wiederholte, war: «*Wsje ljudi bljadi* – alle Menschen sind Huren – außer dir und mir. Denke daran bei deiner Arbeit, dann brauchst du keinen Fehler zu machen.» Er war höhnisch, oft sogar unverschämt gegen ihm untergeordnete Ingenieure und Kolle-

gen (wenn auch neidisch wegen ihrer technischen Kenntnisse). Wenn er mit Sawenjagin und anderen ihm übergeordneten Personen sprach, konnte er süß sein wie Honig.

Äußerlich gesehen, war Schewtschenko in gewissen Grenzen kein schlechter Industrieleiter. Die Arbeiter respektierten ihn, und er brachte sie wirklich in Fahrt, wenn er etwas verlangte. Weiter hatte er das Vermögen, rasch einen Entschluß zu fassen, Selbstsicherheit und oft Erfolg. Einmal war beispielsweise ein Wasserbassin, das zur Benzolabteilung gehörte, von Öl verstopft. Die hierdurch bewirkte Betriebsstockung kostete das Werk mehrere tausend Rubel pro Tag. Es wurden viele Vorschläge gemacht. Tischenko, der Chefingenieur, machte zwei oder drei verschiedene Vorschläge, Sjemitschkin, der Chef der Benzolabteilung, hatte einen weiteren Vorschlag. Ein halbes Dutzend Ingenieure, jeder mit einer besonderen Idee, standen um das Bassin herum. Schewtschenko kam, ungestüm wie gewöhnlich, bahnte sich einen Weg und schrie: «Macht es so!» Dabei nahm er die erste beste Planzeichnung, die ihm zu Gesicht kam – es war die des Chefingenieurs. «Seht zu, daß ihr schnell zu Rande kommt, zum Donnerwetter. Ihr wollt wohl den ganzen Tag hier stehen und noch fünfzig Vorschläge hervorstammeln und nichts dabei tun!»

Schewtschenko faßte seinen Beschluß, ohne die geringste Rücksicht auf die Güte der verschiedenen Vorschläge zu nehmen. Er war dazu gar nicht imstande. Für ihn war das Wichtigste, daß die Menschen aufhörten zu reden und daß sie statt dessen handelten. Diese Kunst verstand Schewtschenko.

Im Juni 1935 kam es im Maschinenraum des chemischen Werkes zu einer Explosion, bei der vier Personen

getötet und achtzehn verletzt wurden. Schewtschenko war gerade in dem Gebäude und entging wie durch ein Wunder einer Verletzung. Ich selbst arbeitete in der Fabrik und bin fest davon überzeugt, daß das Unglück durch technischen Unverstand gerade von der Seite Schewtschenkos verursacht worden war. Schewtschenko war jedoch bei den in Frage kommenden höchsten Stellen gut angeschrieben und wurde daher nicht zur Verantwortung gezogen. Tischenko dagegen, der zur Zeit der Explosion zu Hause war beim Mittagessen, erhielt seine Strafzeit um zwei Jahre verlängert (über die zehn Jahre hinaus, die er gerade abdiente). Der Maschinist und der Obermaschinist, die beide bei der Explosion umkamen, wurden in der Presse als die für das Unglück Verantwortlichen gebrandmarkt.

Die Sache geriet allmählich in Vergessenheit, aber Schewtschenkos Akten bei dem NKWD. (Volkskommissariat des Innern) schwollen weiter an, und er wußte das sehr wohl.

Schewtschenko stammte aus einem kleinen Dorf der Ukraine. Als Denikins Weiße Armee 1920 das Gebiet besetzte, wurde der junge Schewtschenko als Gendarm angeworben. Später wurde Denikin ins Schwarze Meer getrieben, und die Roten eroberten das Land zurück. Nur aus Selbsterhaltungstrieb zog Schewtschenko schnell einen Strich unter das Vergangene, ging in ein anderes Gebiet und fand dort Arbeit in einer Fabrik. Da er so energisch und aktiv war, wandelte er sich in erstaunlich kurzer Zeit aus dem Gendarmen, der Pogrome angestiftet hatte, in einen vielversprechenden Gewerkschaftsfunktionär eines Großbetriebs. Dem Äußeren nach gebärdete er sich proletarisch, er arbeitete gut und

war ganz sicher nicht mit Hemmungen behaftet, auf Kosten seiner Kameraden in den Vordergrund zu rücken. Er trat der Partei bei, und damit folgte eine Stufe der anderen – er besuchte das Institut für Rote Direktoren, erhielt wichtige Gewerkschaftsposten und wurde schließlich im Jahre 1931 nach Magnitogorsk geschickt, um dort als Gehilfe des Chefs für die gewaltigen Aufbauarbeiten zu wirken.

Im Jahre 1932 wurde er jedoch von einem Unglück betroffen. Die Holzgestelle, die rings um die Hochöfen errichtet waren und um die feuerfeste Ziegelsteine gemauert waren (um sie vor der Hitze zu schützen), gerieten in Brand. Alle verloren den Kopf. Brandsoldaten eilten herbei und beharrten, einfältig und dickköpfig, wie sie waren, darauf, Wassersträhle auf die brennenden Holzgerüste los zu lassen. Die anwesenden Ausländer und Sowjetingenieure erhoben Protest. Wenn man das Holz brennen ließ, würde man nur eine Holzkonstruktion verlieren und ein paar Arbeitstage. Der Schaden würde sich auf einige tausend Rubel belaufen. Wenn man aber kaltes Wasser über die heißen Mauern goß, würde auch der feuerfeste, importierte Ziegel von hoher Qualität zerstört sein, was einen Verlust von 1200000 Rubel bedeutete und die Arbeit um mehrere Monate verspäten mußte. Man telegraphierte und telephonierte mit Moskau. Am nächsten Tag wurde Schewtschenko verhaftet, da er der verantwortliche Leiter war und sich an der Brandstelle befunden hatte. Auch seine Untergeordneten und der Brandchef wurden verhaftet.

Aber das Schicksal griff ein in Gestalt des Leiters für die Bauarbeiten, eines gewissen Marjasin. Er telephonierte nach Moskau, nutzte seine Verbindungen zu

höheren Regierungskreisen aus und erreichte, daß die Verhafteten wieder in Freiheit gesetzt wurden.

Schewtschenko wurde zum Direktor des Koks- und chemischen Werkes befördert. Er war eifrig, geschmeidig und ein guter politischer Redner. Er erhielt sogar den Leninorden und wurde Mitglied des Distriktkomitees der Partei.

Im Jahre 1935 wurde dagegen Marjasin verhaftet, der schon längst eine andere Arbeit hatte. Er wurde als «Agent des japanischen Geheimdienstes» und aktiver Anhänger Trotzkis bezeichnet. Von diesem Zeitpunkt ab machte Schewtschenko ständig einen bekümmerten Eindruck. Er arbeitete noch eifriger als vorher, fing an, bedeutend mehr zu trinken, als ihm gut tat, und hielt bei öffentlichen Veranstaltungen noch glühendere Reden als früher.

Eines Tages aber traf ein Arbeiter aus einer ukrainischen Stadt ein und fing an, von Schewtschenkos Tätigkeit im Jahre 1920 zu erzählen. Schewtschenko gab dem Mann Geld und einen vorteilhaften Arbeitsplatz, aber die Geschichte sickerte durch. So wurde Schewtschenko eines Tages vor das Parteikomitee geladen und dort verhört. Seine konterrevolutionäre Vergangenheit zu verheimlichen, galt als ein sehr ernstes Verbrechen in der Sowjetunion. Mit Rücksicht auf Schewtschenkos große Verdienste brachte das Distriktkomitee die Sache jedoch zum Schweigen, und der Sünder konnte seine Stellung und die Ehrenabzeichen, die er bekommen hatte, behalten. Aber das NKWD. hatte nun genügend Material, um ihn gegebenenfalls für mehrere Jahre hinter Schloß und Riegel zu bringen. Er wußte, daß das geschehen würde, sobald seine Arbeit aus irgendeinem Grunde als schlecht angesehen oder einer seiner Chefs aus persön-

lichen oder anderen Gründen eine formelle Anklage gegen ihn erheben würde.

Eines Abends lud Schewtschenko zu einem großen Gelage ein, was bis dahin in Magnitogorsk unbekannt war. Er schickte einen Boten nach einer südlicheren Gegend, um Obst und Champagner zu kaufen, engagierte die besten Musiker der Stadt und versammelte die Spitzen von Bereski in seinem Hause. Sawenjagin selbst kam nicht vor ein Uhr in der Nacht. Die Beziehungen dieser Menschen zu einander waren so, daß weder Schewtschenko noch einer der Gäste zu trinken oder zu essen begannen, ehe der Chef da war. Dieser, der aus irgendeinem Grunde solche Orgien mißbilligte, blieb nur eine halbe Stunde. Daraufhin beschäftigten sich Schewtschenko und seine Gäste den ganzen übrigen Teil der Nacht und noch einen guten Teil der nächsten Nacht damit, alles, was noch übrig war, zu verzehren. Unter den Ingenieuren und dem Verwaltungspersonal der Fabrik war das alles bekannt, die Arbeiter dagegen wußten nichts davon. Für sie war Schewtschenko nach wie vor der «eiserne Bolschewik», der «rote Direktor», der Unfehlbare.

Eines schönen Tages, etwa ein Jahr nach der Explosion im Maschinenraum, wurden Schewtschenko und ein halbes Dutzend seiner nächsten Untergebenen plötzlich ihrer Posten enthoben. Mehrere Tage waren sie zu Hause, ohne daß etwas passierte, dann wurden sie verhaftet. Die Untersuchung gegen Schewtschenko fand erst fünfzehn Monate später statt. Er wurde zu zehn Jahren Strafarbeit verurteilt.

Schewtschenko war zu mindestens fünfzig Prozent Bandit – ein unehrlicher und gewissenloser Streber.

Seine persönlichen Ideale waren ganz andere als diejenigen, die den Begründern des Sozialismus vorgeschwebt hatten. Wahrscheinlich war Schewtschenko kein japanischer Spion, wie das Urteil behauptete. Ebensowenig hatte er terroristische Pläne gegen Führer der Partei und der Regierung gehegt, auch die erwähnte Explosion dürfte nicht absichtlich von ihm verursacht worden sein.

Die «Schewtschenkoliga» bestand aus einigen zwanzig Personen, die alle langjährige Strafen erhielten. Einige davon waren, gleich Schewtschenko, Spitzbuben und Glücksritter. Einige waren wirklich Konterrevolutionäre, die mit Vorbedacht alles taten, was in ihrer Macht stand, um das Sowjetregime zu stürzen, und die wenig Bedenken hatten in bezug auf die Personen, deren sie sich dabei bedienten. Andere hatten nur das Unglück, daß sie unter einem Chef arbeiteten, der Pech hatte und mit dem NKWD. in Differenzen geraten war.

Nikolai Michailowitsch Udkin, ein Kollege von Schewtschenko, war der älteste Sohn einer wohlsituierten ukrainischen Familie. Er war der bestimmten Meinung, daß die Ukraine von einer Gruppe Bolschewiki, meist Russen oder Juden, erobert und vergewaltigt worden war und nun ausgebeutet und zum Ruin gebracht wurde. Ja, mit ihrer Einfalt, ihrem Eigensinn und ihrem Geiz würden sie noch die ganze Sowjetunion zerstören. Außerdem war er überzeugt, daß das kapitalistische System dem sozialistischen weit überlegen sei. Er sprach auch mit Freunden über diese Dinge. Er zumindest konnte als ein potentieller Gefahrenherd für das Sowjetregime angesehen werden, als ein Mann, der eventuell auch bereit war, 1941 mit den Deutschen zusammen-

zuarbeiten, um «die Ukraine zu befreien». Er wurde auch zu zehn Jahren verurteilt.

Farberow, der Obermechaniker des chemischen Werkes, wurde zur gleichen Zeit wie Schewtschenko verurteilt. Er war ein einfacher Kommunist, von fester, sozialistischer Gesinnung. Er lebte still und zurückgezogen. Er hatte mehr als alle anderen Anteil an der gewaltigen Entwicklung, die das Kokswerk 1935 und 1936 verzeichnete. Ich weiß nicht genau, wessen er angeklagt wurde, aber ich bin fest überzeugt, daß er nur ein Opfer der unglücklichen Umstände war und die Strafe, die ihm auferlegt wurde, nicht verdiente.

3

Ende 1934 wurde Sergei Kirow ermordet, Stalins rechte Hand und der Parteiführer von Leningrad. Sein Mörder war ein früherer Gegner von ihm aus dem Kommunistischen Jugendverband. Zwei Wochen später wurde Lominadse, der Parteisekretär von Magnitogorsk, zum Verhör zu dem Distriktschef der GPU. nach Tscheljabinsk gerufen. Er setzte sich ins Auto und fuhr ab, aber auf halbem Wege erschoß er sich mit zwei Schüssen. Er war ein großer Mann und lebte noch, als der Chauffeur ihn nach Magnitogorsk zurückbrachte. In der Nacht starb er im Krankenhaus. Ich habe niemals eine genaue Erklärung dieses unerwarteten Selbstmordes bekommen. Lominadse hatte jahrelang Tag und Nacht in der revolutionären Bewegung in China und Deutschland gearbeitet sowie später in der Sowjetindustrie. Ich halte es für absolut unglaubwürdig, daß er etwas mit dem Mord an Kirow zu tun hatte, insbesondere

da die späteren Prozesse in Moskau einen Fingerzeig gaben, daß Jagoda, der damals GPU.-Chef war, hinter dem Attentat stand. Mir erscheint es am wahrscheinlichsten, daß Lominadse lieber den Tod wählte, als daß er sich den Schwierigkeiten und Leiden aussetzen wollte, die ein solcher Kontakt mit der GPU. bedeutete.

Aber viele Personen aus Lominadses Umgebung begingen keinen Selbstmord. Sie wurden fast alle 1937 und 1938 verhaftet. Die meisten dieser Leute hatten vermutlich keine Ahnung, ob ihr Chef wirklich eine gesetzeswidrige politische Tätigkeit ausgeübt hatte, und waren selbst immer treue Parteimitglieder gewesen. Das gilt zum Beispiel für Dimitri Glaser, den Parteisekretär in Werk 500, der seines Postens enthoben und verhaftet wurde. Solche Absetzungen geschahen oft in unglaublich verantwortungsloser Weise. Hier sei ein Abschnitt aus der Zeitung «Der Magnitogorsker Arbeiter» vom 21. Dezember 1937 wiedergegeben, in kleinem Stil auf der vierten Seite des Blattes zu finden:

> Das Parteikomitee von Magnitogorsk tagte am 16. und 17. Dezember. Der Parteisekretär von Tscheljabinsk, Genosse Ogurtsow, und der Leiter der NKWD.-Abteilung für den Distrikt Tscheljabinsk, Genosse Tschistow, waren anwesend.
>
> Die Versammlung beschloß, den Sekretär Berman zu verabschieden und ihm die Mitgliedschaft im Komitee sowie im Büro des Stadtkomitees abzuerkennen, weil er im Kampf gegen die Feinde des Volkes nicht genügend Tatkraft an den Tag legte.
>
> Die Versammlung beschloß weiter, folgende Personen ihrer Funktionen zu entheben: Larin, Gaineman, Kaligortsew, Goltsew und Jefanow.

Das Büro des Stadtkomitees beschloß, Larin auch seiner Funktion als Sekretär der Stalin-Parteiabteilung zu entheben und ihn aus der Partei auszuschließen wegen Zusammenarbeit mit den Feinden des Volkes.

Die Versammlung beschloß, den Genossen K. M. Iwanow damit zu beauftragen, bis auf weiteres als Sekretär des Stadtkomitees zu fungieren.

Auf diese Weise wurde innerhalb von zwei Tagen die ganze Parteileitung in Magnitogorsk ausgewechselt. In der Hauptsache wurde das von dem Distriktschef des NKWD. und dem Parteisekretär des Distrikts in einer geschlossenen Sitzung durchgeführt. Die meisten der Abgesetzten wurden später verhaftet.

Während die Tätigkeit von Glaser, Schewtschenko und den anderen genannten Personen kaum etwas mit dem zu tun hatte, was man in westlichen Ländern als Schädlingsarbeit bezeichnet, kam solche Schädlingsarbeit jedoch unbestreitbar an anderen Stellen in Magnitogorsk vor. Ein Beispiel: Zwei Gasbehälter aus Deutschland, von denen der größere 100000 Kubikmeter umfaßte, wurden von deutschen Spezialisten aufgestellt. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 2½ Millionen Goldrubel. Die Behälter waren 1934 fertig, standen aber 1940 noch immer unbenutzt da.

Nachdem die deutsche Firma das Geld erhalten hatte und die Montagearbeiten fast vollendet waren, kam jemand auf den Einfall, zu fragen, ob die große Kälte in Magnitogorsk wohl Schwierigkeiten bei der Anwendung der Behälter verursachen würde. Die Frage wurde an den für die Arbeiten verantwortlichen deutschen Ingenieur gestellt. Er antwortete offen, daß die Behälter bis zu fünfzehn Grad Kälte sicher funktionieren würden.

Aber fast in jedem Winter sinkt die Temperatur in Magnitogorsk bis unter vierzig Grad. Bei solcher Temperatur verdichtet sich der Wasserdampf im Gas an den Innenseiten der dünnen Stahlwände, und es bildet sich eine Eisschicht, die den Behälter zusammenstürzen läßt.

Ein Jahr lang blieben die Behälter unvollendet, während Untersuchungen und Diskussionen stattfanden. Dann machten die Deutschen ihre Sache gemäß dem Kontrakt fertig und fuhren nach Hause. Nach vielem Hin und Her fand man, daß nichts anderes zu machen sei, als noch eine dünne Wand um die Behälter zu bauen und den Zwischenraum zwischen den beiden Wänden mit Dampf zu erhitzen. Das sollte Millionen von Rubeln kosten, und der Finanzplan für 1938 sah keine Ausgaben dafür vor. So wurden die Behälter nicht in Gebrauch genommen – nur an jedem 1. Mai wurden mit Riesenbuchstaben Kampfparolen darauf geschrieben. In der ganzen Zeit war die Arbeit des Konzern erschwert, weil es an Gasreserven fehlte.

Das Untersuchungsergebnis des NKWD. in dieser Angelegenheit wurde nicht veröffentlicht. Nicht einmal diese Organisation mit all ihrer Erfahrung und ihren Talenten konnte vermutlich die Verantwortlichen feststellen. Die deutsche Firma hatte die Bestellung entgegengenommen, ihr Geld erhalten und die Arbeit nach den Bestimmungen des Kontrakts ausgeführt. Die meisten Sowjetorganisationen, die damit zu tun hatten, wie zum Beispiel «Maschinoimport», existierten nicht mehr oder waren in andere Kommissariate übergeführt worden, und es war unmöglich, die Personen ausfindig zu machen oder jetzt noch zu bestrafen, die den Kontrakt unterzeichnet hatten.

Michail Jakowitsch Jaffe war der Chef der AEU., das heißt der administrativen und ökonomischen Leitung des Betriebes. Diese Organisation hatte die Oberaufsicht über alle Verwaltungsgebäude, Hotels, Wohnungen und Erholungsheime, über alles Inventar, über die Dienstautos, Wege u. a. m., kurzum über alles, was sonst kommunalen oder industriellen Organisationen zukommt. Michail Jakowitsch war ein kleiner, dicker und eingebildeter Mann und sah ziemlich hochmütig aus. Er hatte eine klare und rasche Auffassungsgabe, rührige Hände und Gesichtszüge. Um auf die Leute Eindruck zu machen, hatte er sich mitten in einem riesigen Amtszimmer hinter einen großen, U-förmigen Schreibtisch placiert. In einem besonders konstruierten Lehnstuhl saß er da, von einem halben Dutzend Telephonen und an allen Seiten von einer mit grünem Samt überzogenen und mit Papieren übersäten Schreibtischplatte umgeben. Wann immer man zu ihm kam, war das Zimmer voller Leute. Sie wollten Wohnungen haben, Autos, Papier für die Buchführung, Farbe für die neue Tür des Hotels, Fahrradmäntel für die Laufburschen, Kraftwagen, und was es sonst noch alles gibt. Die erste Antwort auf jede Forderung war: «Komm morgen wieder, dann werden wir sehen», oder auch: «Sprich mit dem oder jenem!» Jaffe sprach stets mit mindestens drei Personen auf einmal und wußte niemals richtig, was sie eigentlich wollten. Er hatte Vergnügen an kleinen Intrigen und war immer mit solchen beschäftigt. – Wenn er von der Lagerabteilung Holz für einen Bau haben mußte, war es am besten, der Sekretärin dort das Zimmer zu bewilligen, das sie haben wollte. – Hier hatte er ein Auto übrig von jemandem, der verhaftet worden

war. Vielleicht war es am nützlichsten, es dem Zirkusdirektor zu geben, von dem er hin und wieder gute Karten für Gäste haben wollte, die zu Studienbesuchen kamen und die Feuerwehr der Stadt oder sonst dergleichen besichtigen sollten.

Jaffe wurde oft in den Zeitungen und auf Versammlungen wegen seines Bürokratismus und wegen Untauglichkeit angegriffen. Die meisten Anklagen waren berechtigt, aber Jaffe gelang es immer, an den gefährlichen Klippen vorbeizukommen, obwohl ständig Forderungen an ihn gestellt wurden, die er nicht erfüllen konnte, weil es praktisch an allem fehlte.

Jaffe verdiente etwa 1000 Rubel im Monat; er hatte eine kleine Villa in Bereski, ein Auto zur persönlichen Verfügung und wurde von allen in geradezu phantastischer Weise umschmeichelt. Der Leiter der Kaufläden, der für sein Personal gute Wohnungen haben wollte, konnte zum Beispiel telephonieren, um Jaffe mitzuteilen, daß eine neue Sendung Damenschuhe und Stoffe angekommen war. Vielleicht würde Jaffe seinen Chauffeur herunterschicken, es wären nämlich einige Sachen da, die nicht für die Allgemeinheit zur Schau gestellt werden sollten, da sonst vielleicht ein großer Auflauf entstehen würde. Jaffe versäumte nie, auf solche Winke hin seinen Vorteil wahrzunehmen.

Viele Personen, die in Magnitogorsk verhaftet und aus politischen Gründen verurteilt wurden, waren in Wirklichkeit Diebe, Betrüger und Schurken und würden in allen anderen Ländern als solche behandelt werden. Das politische Etikett sollte lediglich Propaganda- und Erziehungszwecken dienen.

Der Chef derjenigen Bauorganisation, die Einfamilienhäuser zu bauen hatte, war mit seinem Gehalt von 1000 Rubel im Monat und seiner Zweizimmerwohnung nicht zufrieden. Er baute daher ein Haus für sich selbst. Die Arbeit ging während des ganzen Jahres 1930 vor sich. Als er einzog, möblierte er fünf große Zimmer mit Seidentapeten und schaffte sich ein Klavier und viele andere Luxusgegenstände an. Er begann auch, im Auto herumzufahren, obwohl bekannt war, daß seine Organisation über kein Auto verfügte. Zu jener Zeit erfüllte die Organisation nur etwa sechzig Prozent des berechneten Arbeitsquantums. Als er in Zeitungen und Versammlungen gefragt wurde, wie es käme, daß der Plan nicht genau eingehalten werde, erklärte er die Verzögerungen mit Mangel an Baumaterial und geeigneten Arbeitern sowie mit Transportschwierigkeiten.

Das NKWD. untersuchte die Sache und stellte fest, daß der Direktor systematisch Staatsgelder veruntreut hatte, daß er sein eigenes Haus mit Holz gebaut hatte, das nach dem Plan für andere Gebäude verwendet werden sollte, und daß er Baumaterial an die staatliche Landwirtschaftsorganisation und andere Stellen verkauft und den Erlös in die eigene Tasche gesteckt hatte. Einige seiner Untergebenen bekamen regelmäßig pro Monat bestimmte Summen, damit sie schweigen sollten. Es fand eine öffentliche Untersuchung statt, die einige Tage die gesamte Ortspresse beschäftigte. Die wichtigsten Äußerungen wurden sogar im Radio bekanntgegeben. Der Angeklagte wurde aber nicht wegen Diebstahls, Bestechung oder Unterschlagung belangt, sondern wegen – Sabotage. Er habe den Bau von Arbeiterwohnungen sabotiert, zu einer Zeit, als der

Bau von Arbeiterwohnungen ganz besonders dringlich war. Nachdem er ein vollständiges Bekenntnis abgelegt hatte, das außerdem durch eine Anzahl dokumentarischer Beweise untermauert war, wurde das Urteil gefällt; er wurde erschossen.

Auf diese Weise konnte Magnitogorsk sich brüsten, in bezug auf Unterschlagungen und andere Schurkenstreiche in keiner Beziehung hinter den westlichen Ländern zurückzustehen. Der Unterschied war nur, daß es in Magnitogorsk schwerer war als in New York oder Chicago, in größerem Maße Unterschlagungen durchzuführen, und daß man, wenn man erwischt wurde, nicht wegen Diebstahls, sondern wegen Sabotage und konterrevolutionärer Tätigkeit angeklagt wurde. Man hatte auch nur geringe Aussicht, mit heiler Haut davonzukommen.

Aber in Magnitogorsk gab es zweifellos auch Fälle wirklicher Sabotage. Hier seien zwei Beispiele genannt, die ich selbst kenne:

Ein gewisser Vorarbeiter in der Bläserei der Hochofenabteilung war sehr offen in seiner Kritik des Sowjetregimes. Er trank, und unter dem Einfluß des Wodkas sprach er zuweilen besonders viel. Einmal prahlte er in Anwesenheit mehrerer Ausländer damit, daß er «die Werkstätten in Trümmer schlagen» werde. Wenige Tage darauf fand man einen groben Schraubenschlüssel in einer zerstörten deutschen Gasturbine. Der Rahmen der Maschine war zerbrochen und der ganze Apparat zertrümmert worden, was einen Verlust von einigen tausend Rubeln und viel Arbeit verursachte. Wieder einige Tage später wurde der Vorarbeiter verhaftet. Er bekannte, daß er die Tat ausgeführt hatte, und bekam acht Jahre.

Ein anderer Fall, mit dem ich in Berührung kam und der auch in jedem anderen Land als Sabotage bezeichnet worden wäre, war folgender:

Die zweite Abteilung der Kraftstation in Magnitogorsk war im Bau; es wurden gerade zwei große (24000 Kilowatt) Turbinen aufgestellt. Die Arbeiten in armiertem Beton – der Boden, die Wände, die Dachlegung – wurden von früheren Kulaken ausgeführt. Wie das in der Sowjetunion oft geschah, begann man auch hier mit der maschinellen Ausrüstung, bevor das Gebäude vollständig fertig war. Die Exkulaken waren also noch mit dem Betonguß beschäftigt, als sich die Turbinen bereits an ihrem Platz befanden und die Mechaniker an ihnen arbeiteten.

Eines Morgens stellten die Mechaniker fest, daß das Hauptlager der einen Turbine und einige kleinere Schmierbüchsen mit zerbrochenem Glas gefüllt waren, was sehr schnell zu einer Zerstörung der gröbsten Achsenlager führen kann. Es setzte unmittelbar eine Untersuchung ein, und es wurden ganze Eimer voll Glas in der Nähe der Hütte gefunden, wo die Kulaken sich jeden Morgen nach ihrer Ankunft zu melden hatten. Das Glas lag dort für die elektrischen Schweißer, die ihre Elektroden mit einer Mischung aus Glas, Kalk und Wasser zu überziehen hatten.

Offenbar hatte einer der erbitterten Exkulaken seine Tasche mit Glas vollgestopft und es dann in die Lager geschüttet. Wenn dies nicht aufgedeckt worden wäre, hätten Riesenverluste entstehen können. Hier lag ein Fall wohlüberlegter, böswilliger Sabotage vor, und das Motiv des Saboteurs war nicht schwer zu verstehen: Ende der zwanziger Jahre und zu Beginn der dreißiger

Jahre wurden die Großbauern oder Kulaken «liquidiert». Ihr Eigentum wurde konfisziert und den landwirtschaftlichen Kollektiven zugeteilt. Sie selbst wurden für fünf Jahre als Zwangsarbeiter oder auch zur Umschulung nach anderen Gegenden verschickt. Einige der jüngeren, wie zum Beispiel mein Freund Schabkow, unterwarfen sich dieser Umschulung freiwillig, aber die meisten waren erbittert und fühlten sich aller Hoffnungen beraubt. Sie waren bereit, alles, was nur in Frage kam, gegen das Regime zu unternehmen. In ihrem blinden Haß hatten sie nur ein Ziel: sich an der Sowjetregierung für das ihnen zugefügte Unrecht zu rächen.

Aber dem Sowjetregime war nicht so leicht beizukommen. An den Arbeitsstellen gab es nur Arbeiter und Ingenieure und andere Exkulaken, die ein Stahlwerk aufführten. Aber die Maschinen waren das Symbol der neuen Macht, der Kräfte, die den Kulaken das Eigentum genommen und sie in die Steppen geschickt hatten, damit sie dort Zement gießen sollten. Deshalb richteten sie ihre Schläge gegen die Maschinen.

4

Mit ganzer Kraft traf die große Reinigung Magnitogorsk im Jahre 1937. Tausende wurden verhaftet, saßen monatelang im Gefängnis und wurden zum Schluß ausgewiesen. Keine Gruppe, keine Organisation blieb unbehelligt.

Diese Reinigung war ein Glied in dem gewaltigen Unwetter, das sich in den Jahren 1935 bis 1938 über der ganzen Sowjetunion austobte. Die Gründe dieser Reini-

gung sind lang und breit diskutiert worden – ich will hier meinen Beitrag zu dieser Diskussion unter Anführung folgender Gesichtspunkte beisteuern:

1. Die Oktoberrevolution und deren Vertreter wurden gehaßt von der alten Aristokratie, den Offizieren der zaristischen Armee und der verschiedenen weißen Armeen, von den Staatsbeamten der Vorkriegszeit, Kaufleuten aller Art, kleineren Gutsbesitzern und Großbauern. Alle diese Menschen hatten ihre Gründe, das Sowjetregime zu verabscheuen, weil es sie dessen beraubt hatte, was sie früher besaßen. Diese Männer und Frauen waren nicht nur eine Gefahr für die innere Sicherheit des Landes, sie waren auch ständig ein erstklassiges Material für schlaue ausländische Agenten, die mit ihnen zusammenzuarbeiten suchten.

2. Die geographischen Verhältnisse waren so, daß, ganz abgesehen von der Art der Regierung, andere dicht bevölkerte Staaten, wie Japan und Italien, oder aggressive Mächte, wie Deutschland, ihre Blicke auf Rußland richteten. Keiner dieser Staaten wollte auch nur die geringste Möglichkeit unausgenutzt lassen, Agenten in das Land zu schmuggeln, die dort Organisationen gründen und einen Einfluß erwerben sollten, der es bei gegebener Gelegenheit möglich machen würde, sich ein Stück des Landes anzueignen. Alle diese Staaten entsandten eine fünfte Kolonne nach Rußland wie auch in andere Länder. Und diese Agenten machten eine Reinigung notwendig.

3. Jahrhunderte hindurch war Rußland mit Hilfe einer heimlichen Polizei geleitet und verwaltet worden, deren Methoden von jeher plump, brutal und wenig wirkungsvoll waren. Oft hatte man es für gut befunden,

neun Unschuldige zu verurteilen, um schließlich auch einen Schuldigen zu fangen. Zuweilen waren ganze Dörfer mit unschuldigen Menschen zerstört worden, damit irgendein «schuldiger» Bauernführer gefaßt wurde. Jahrhunderte hindurch war man Ausländern mit Furcht und Mißtrauen begegnet.

Die Oktoberrevolution hatte vieles verändert, aber die genannten, Jahrhunderte alten Traditionen und Gewohnheiten wirken noch immer in der Sowjetunion nach. Sie schufen die Voraussetzungen für den Erfolg der Reinigung und für Methoden, die, zum Beispiel in England oder Amerika angewandt, Aufruhr und Bürgerkrieg erzeugen würden.

Eine große Anzahl Spione, Saboteure und Mitglieder der fünften Kolonne wurde aus dem Land gewiesen oder erschossen. Aber einer noch größeren Anzahl unschuldiger Männer und Frauen verursachte die Reinigung unsägliche Leiden.

4. Die Intoleranz der Bolschewiki gegenüber jeder Opposition mußte zu Verschwörungen und damit erst recht wieder zur Notwendigkeit des Vorgehens gegen sie führen. Auf die Herausbildung der Form und des Charakters der Leninschen Partei hatten zwanzig Jahre unterirdischer Tätigkeit, Verhaftungen, Verschickungen nach Sibirien, das Auftreten von Provokateuren entscheidenden Einfluß. Auf dem zweiten Parteikongreß im Jahre 1903 in London forderte Lenin eine «Partei von neuem Typus», die kein Diskussionszirkel sein sollte, sondern eine gut disziplinierte Armee von Soldaten der Revolution. Die Mitglieder mußten in einer der Parteiorganisationen aktiv tätig sein, sie mußten sich den Anordnungen höherer Parteiorgane fügen. Wenn ab-

gestimmt war, mußte auch die Opposition aufhören zu diskutieren und aktiv mit tätig sein, was soviel hieß, wie sich unterzuordnen unter die von der Mehrheit gefaßten Beschlüsse. Die damaligen Anhänger Lenins wurden die späteren Bolschewiki, und die hier genannten Prinzipien haben seitdem stets die Politik der bolschewistischen Partei gekennzeichnet.

Wenn ein Regierungsmitglied in England, in den Vereinigten Staaten von Amerika oder sonst einem Land eine abweichende politische Meinung hat, kann es seine Einwendungen aussprechen, klagen, protestieren oder abgehen. Es kann sich an die Wähler wenden und hat zumindest die theoretische Möglichkeit, nach den Wahlen mit einer Majorität an der Seite zurückzukehren, um die eigenen Ideen zu verwirklichen. Diese Tätigkeit der Opposition wird sogar als eine wichtige und ausgezeichnete Seite eines demokratischen Regierungssystems angesehen.

In der bolschewistischen Partei dagegen gibt es, wenn ein Beschluß gefaßt ist, keine Möglichkeit, sich an höhere Instanzen oder an die Wähler zu wenden. Proteste und Abschiedsgesuche sind nicht gestattet. Die einzige Möglichkeit, die einer Minorität nach Ablehnung ihrer Vorschläge bleibt, ist die Konspiration.

Diese Methode der Oppositionsbehandlung war die tiefere Ursache für die große Reinigungsaktion.

5

Die Sowjetunion hatte eine wohl ausgedachte Reinigungstechnik. Die Verhaftungen wurden des Nachts vorgenommen. Man war immer darauf bedacht, über-

raschend zuzuschlagen. Die Leute wurden verhaftet, wenn sie daran am wenigsten dachten, und sie wurden in Ruhe gelassen, wenn sie gerade fürchteten, daß jetzt sie an die Reihe kämen. Die Personen, die die Verhaftungen vornahmen, hatten keine Ahnung, was gegen die Betreffenden vorlag. Gewöhnlich spielte sich die Sache so ab, daß ein oder zwei Polizisten in Zivil im Auto vorfuhren, an die Tür klopften und höflich ein von dem öffentlichen Ankläger oder dem Chef des NKWD. in der Stadt unterschriebenes Stück Papier vorwiesen. Dieses Papier ermächtigte die Polizisten, eine Haussuchung vorzunehmen und eine gewisse Person zu verhaften. Dann wurde die Tür verschlossen, so daß niemand hereinkommen oder hinausgehen konnte, solange die Haussuchung vor sich ging. Aus einer der benachbarten Wohnungen wurde irgend jemand als ziviler Zeuge geholt, der der Haussuchung beiwohnen und dann unterschreiben mußte, daß die Beauftragten ihre Befugnisse nicht überschritten hatten, das heißt daß sie niemanden geschlagen und nichts gestohlen hatten. Alles, was beschlagnahmt wurde, wurde genau in einer Liste verzeichnet und eine Quittung darüber ausgestellt. War die Untersuchung beendet, so zogen die höflichen, bis zum äußersten zurückhaltenden Polizisten mit dem Verhafteten ab. Außer dem Zeugen wußte meist im ganzen Haus niemand bis zum folgenden Morgen, daß etwas passiert war.

Wenn jemand verhaftet war, schwebte die Familie in der Regel für mehrere Monate in vollständiger Unkenntnis. In dieser Zeit wurde der «Angehaltene» in das Magnitogorsker Gefängnis gebracht, um mürbe zu werden und bis zum ersten Verhör über die Dinge nach-

zudenken. Das Gefängnis war damals immer überfüllt. Zellen, die für zwanzig Personen berechnet waren, nahmen vierzig auf. Die Enge zwang die Behörden, die Untersuchungen möglichst schnell durchzuführen und zu sehen, daß die Betreffenden so schnell wie möglich fort kamen nach ihrem endgültigen Bestimmungsort. Einige Wochen nach der Verhaftung bekam die Familie dann meist ein formelles Schreiben, daß der Mann oder Bruder verhaftet sei und daß die Familie zu der und der Zeit mit einem Paket kommen könne. In dem Schreiben war angedeutet, daß es gut sei, warme Kleider, reine Unterwäsche, Strümpfe und einige Zwiebeln mitzubringen. Letztere sollten einem Ausschlag vorbeugen, der sehr häufig in den Gefängnissen infolge der vor allem aus Wasser und Brot bestehenden Diät und des Mangels an frischer Luft vorkam.

Wenn ein Ehemann verhaftet worden war, verlor oft auch die Frau ihre Arbeit, und die Familie befand sich plötzlich in einer Situation sozialer Ausgestoßenheit. Alle hatten Angst, mit jemandem aus der betreffenden Familie zu verkehren, weil dann eventuell später eine Anklage erfolgen konnte, daß sie selbst «Umgang mit Feinden des Volkes» gehabt hätten.

Nur in Ausnahmefällen erfuhr die Familie, welche Verbrechen dem Verhafteten eigentlich zur Last gelegt wurden. Auch Besuche gehörten zur Ausnahme und waren meist ein Teil des Untersuchungsverfahrens. Ein Ehemann durfte seine Frau und Kinder nur bei Anwesenheit eines der Verhörenden sprechen, damit er auch daran erinnert werde, daß die Existenz der ihm Nahestehenden ganz davon abhing, «ob er sein Gewissen durch ein umfassendes Geständnis seiner Verbrechen

erleichterte und den Behörden bei der Ausfindigmachung seiner Kumpane helfen wollte». Zuweilen hatten solche Besuche genau die gegenteilige Wirkung, als der Verhörende wünschte. Hier und da gelang es dem Mann, seiner Frau etwas zuzuflüstern. Auf solche Art war zum Beispiel die Geschichte Schewtschenkos und vieler anderer Verhafteter bekanntgeworden.

Meist fanden die Verhöre in der Nacht statt und waren ungeheuer nervenaufreibend. Manchmal gingen sie wochenlang vor sich, häufig fanden sie aber nur mit langen Zwischenpausen statt, in denen der Betreffende sich im Gefängnis «beruhigen» sollte. Die Worte «Sabotage» und «konterrevolutionäre Tätigkeit» bedeuten in der Sowjetunion etwas ganz anderes als zum Beispiel in den Vereinigten Staaten. Paragraph 58, 1 im Strafgesetz der Sowjetunion lautet:

«*Als konterrevolutionär wird jede Handlung angesehen, die beabsichtigt, die Macht der Arbeiter und Bauern zu stürzen, zu unterminieren oder zu schwächen . . . oder die beabsichtigt, die äußere Sicherheit der Sowjetunion oder die durch die proletarische Revolution geschaffenen administrativen und nationalen Vergünstigungen zu schwächen.*»

Eine Definition des Wortes Sabotage ist in Paragraph 58, 7 desselben Gesetzes zu finden. Sie lautet:

«*Unternimmt jemand Maßnahmen mit der Absicht, durch konterrevolutionäres Ausnutzen staatlicher Institutionen oder Betriebe, der Staatsindustrie, dem Transportwesen, dem Handel, der Geldzirkulation, dem Kreditwesen oder auch den Genossenschaften zu schaden, . . . oder die normale Tätigkeit der Gesellschaft zu stören, oder staatliche Institutionen oder Fabriken im Interesse der früheren Eigentümer auszunutzen, . . . so ist der Betreffende mit der höchsten Sanktion des*

gesellschaftlichen Schutzes zu bestrafen – mit dem Tod durch Erschießen.»

Paragraph 58, 12 war die Handhabe, um Ehefrauen vor Gericht zu bringen. Er besagt u. a.:

«*Unterläßt es jemand, seine Kenntnisse über Vorbereitung oder Ausführung konterrevolutionärer Verbrechen den Behörden anzuzeigen, so wird der Betreffende mit Gefängnis oder Strafarbeit von mindestens 6 Monaten bestraft.*» (6. Juni 1927.)

Dem Angeklagten wurde während der Untersuchungszeit fast nie gestattet, mit einem Anwalt zu sprechen. Er war darauf angewiesen, sich aus eigener Kraft mit einem oder mehreren erfahrenen, gewandten Untersuchungsrichtern, die auf jedes Wort des Angeklagten Gewicht legten und immer bereit waren, ihn eines Widerspruchs zu bezichtigen, zu messen. Obwohl die Untersuchung nach bestimmten Verordnungen nicht mehr als zwei Monate in Anspruch nehmen sollte, blieben die Angeklagten oft viele Monate, ja Jahre in Untersuchungshaft und wurden von männlichen wie auch weiblichen Personen verhört. Das gab den Leitern der Verhöre eo ipso ein zugkräftiges Mittel an die Hand: «Ach so, Sie wollen nicht bekennen – ja, dann ist es am besten, Sie gehen wieder in Ihre Zelle und denken noch einmal über die Sache nach. Wenn Sie ein Geständnis ablegen, geht die Untersuchung sehr schnell weiter, und Sie bekommen nur ein paar Jahre Sibirien, wo Sie gute Arbeit haben können, Lohn erhalten und zu Hause wohnen, Ihre Familie sehen und innerhalb der Stadt eine gewisse Freiheit genießen können . . .»

Viele Anklagen und Urteile gründeten sich auf Angaben, die ein Angeklagter über einen anderen machte oder die über beide von einem dritten, der sich noch auf

freiem Fuß befand, gemacht wurden. A gibt B an, weil dieser gesagt habe, Stalin wäre ein Tropf und müßte erschossen werden. B wird verhaftet, gesteht zum Schluß, daß er das wirklich gesagt habe, versichert aber zugleich, daß C bei der Gelegenheit dabei war und seine Meinung teilte. C wird daraufhin verhaftet, leugnet aber hartnäckig, daß er eine solche Ansicht habe. Er wird B gegenübergestellt und gesteht nun, daß das Gespräch doch geführt wurde, sagt aber, daß A eigentlich den Anfang gemacht habe. Nun wird auch A verhaftet, weil er mörderische Absichten gegen den Parteiführer und die Regierung hege. Er schwört bei allem, was ihm teuer ist, daß er nur so gehandelt habe, weil er die konterrevolutionäre Gesinnung von B und C vor den Behörden enthüllen wollte. Nachdem dies dann sechs Monate hin und her gegangen ist, werden schließlich alle drei auf zehn Jahre nach Kamtschatka verwiesen.

Im Jahre 1937 kam in Magnitogorsk überhaupt keine Freisprechung vor, aber man gab nicht mehr als ein halbes Dutzend Todesurteile bekannt. Nach der Untersuchung übergab das NKWD. den Verurteilten der ULAG. (Verwaltung für die Verbrecherlager), die die Aufgabe hatte, Bauten mit Hilfe von Strafgefangenen auszuführen und zugleich eine Erziehungsarbeit vorzunehmen. ULAG. war eine selbständige Abteilung innerhalb der NKWD.-Organisation. Sie nahm den Gefangenen mitsamt einem Dokument entgegen, daß der Betreffende nach den und den Paragraphen verurteilt worden war. Weiter wußte der Beamte dieser Organisation nichts. Sie hatte Dämme und Eisenbahnen zu bauen. In der Regel wurden die Gefangenen so gut behandelt, wie die Umstände es zuließen, wenn auch nur

deswegen, weil dadurch die Produktion gesteigert werden konnte.

Im Arbeitslager angekommen, erhielten die Gefangenen besseres Essen, als sie seit ihrer Verhaftung gehabt hatten, und warme, feste Kleider; man sagte ihnen, daß von jetzt ab nichts anderes von ihnen verlangt werde, als daß sie ihre Arbeit ordentlich machen. Bis zum Jahre 1938 kam es sehr oft vor, daß als Belohnung für gute Arbeit zwanzig, vierzig und sogar sechzig Prozent der Strafzeit erlassen wurden.

Nach 1938 waren solche Strafabkürzungen eine Seltenheit, vermutlich deshalb, weil das NKWD. ungern Arbeiter abgab, da schwer neue zu bekommen waren. In den Lagern wurden Versammlungen abgehalten, Zeitungen herausgegeben, Reden gehalten, welche alle darauf berechnet waren, die Gefangenen umzuerziehen – in dem Geist der Freiheit und Gerechtigkeit im Vaterland der Arbeiter unter der neuen Stalinschen Verfassung.

Im Jahre 1937 war die Tätigkeit des NKWD. in Magnitogorsk oft durch eine große Verwirrung gekennzeichnet. Man verlor Gefangene oder irrte sich in den Personen. Das NKWD. erschien eines Abends, um eine Person zu verhaften, die früher eine Treppe über uns gewohnt hatte. Dabei hatte der Betreffende Magnitogorsk schon mehrere Monate vorher verlassen! Es geschah auch, daß Frauen die Nachricht bekamen, daß ihr Mann verhaftet worden sei und sie ihn mit einem Paket besuchen könnten, während sich der Mann wohlbehalten zu Hause befand und seine Arbeit auch weiterhin ungestört verrichtete. Solche Episoden verrieten die Schwächen des NKWD.

Alexei Iwanowitsch Puschkow, der Leiter des NKWD. in Magnitogorsk während des Jahres 1937, wurde 1939

selbst verhaftet, als Strafe für seinen übertriebenen Eifer während der großen Reinigungsaktionen in der Stadt.

6

Die unmittelbaren Folgen der Reinigung waren sehr verschiedener Art und zuweilen geradezu paradox. Wenn zur gleichen Zeit oder kurz nacheinander eine große Anzahl geschulter Arbeiter oder Funktionäre verhaftet wurde, so litt das Arbeitstempo darunter für eine geraume Zeit. Als Schewtschenko geholt worden war, sank zum Beispiel die Produktion im Koks- und chemischen Werk während vieler Wochen beträchtlich. Es konnte passieren, daß ein technischer Leiter morgens zur Arbeit kam und seinen Leuten sagte: «Heute müssen wir das und das tun.» Die Arbeiter aber lachten ihn aus und antworteten: «Fang doch an, wenn du kannst. Du bist ja selbst ein Saboteur, morgen holen sie dich und schlagen dir den Kopf ab. Ihr Ingenieure und Techniker seid ja alle Saboteure.»

Allmählich jedoch wurde die Ordnung wieder hergestellt, ein neuer Chef ernannt, und Sjemitschkin wurde beigeordneter Oberingenieur. Im gesamten Unternehmen rückten die Arbeiter und Vormänner eine oder auch zwei Stufen höher, um die Plätze der Verhafteten einzunehmen. Die neuen Personen waren oft ohne Erfahrung, aber in manchen Fällen arbeiteten sie nach ein paar Wochen ebenso gut wie ihre Vorgänger.

In einigen Abteilungen, darunter bei den Hochöfen, traten nach Beginn der großen Reinigung langandauernde Produktionsverminderungen ein. Im Herbst 1936 hatte sich die durchschnittliche tägliche Eisen-

produktion auf 1200–1300 Tonnen per Ofen belaufen. Gegen Ende 1937 betrug sie etwa 1100 Tonnen per Ofen, und bis Januar 1940 war sie, soweit das aus fragmentarischen Berichten zu ersehen ist, unter 1000 Tonnen gesunken.

Während der Reinigung zitterten ständig die Knie der Hunderttausende von Bürokraten. Beamte und Vorgesetzte, die sonst etwa um zehn Uhr morgens am Arbeitsplatz erschienen und um halb vier Uhr schon wieder gingen, die für alle Klagen, Schwierigkeiten und Mißstände nur immer ein Achselzucken übrig gehabt hatten, waren nun vom Morgengrauen bis zum Einbruch der Dunkelheit an ihren Plätzen. Sie waren ängstlich, wenn in dem Unternehmen etwas mißlang, und freuten sich über jeden Erfolg. Sie gaben sich ernstlich Mühe, daß die vorgesehenen Mengen erzeugt wurden und daß der Betrieb rentabel arbeitete; sie achteten auch auf das Wohlbefinden der dort Tätigen – etwas, was sie vorher nicht im geringsten interessiert hatte.

Auf der anderen Seite übten die ständig vorkommenden nächtlichen Verhaftungen, die Angst und Unruhe und der Terror, der von einer Organisation verübt wurde, die tun konnte, was sie wollte, und die ihrerseits nicht verklagt werden konnte, auf einen großen Teil der Bevölkerung ihre Wirkung aus. Die Leute lasen mit höhnischem Lächeln oder auch stöhnend Stalins Parole: «Das Leben ist angenehmer geworden, das Leben ist freudevoller geworden.»

Mit wirklich brennender Überzeugung hegten alle wachsamen Kommunisten und ihnen Nahestehende die Meinung: «In jeder Abteilung, die mit ihrer Arbeit zurückbleibt, ist ein Saboteur.» Das Resultat einer solchen Überzeugung liegt auf der Hand: Diese Leute

halfen dem NKWD. seine Organisation auszubauen. Und doch muß man heute annehmen, daß die zentralen und örtlichen Leiter dieser Organisation selbst die größten Saboteure waren. Viele Menschen reagierten, indem sie jede Verantwortung wie die Pest scheuten. Ein Sprichwort kam in Umlauf: «*Seitschas choroscho bytj telegrafnim stolbom*» («Heutzutage ist es gut, eine Telegraphenstange zu sein»).

Andere wurden ungeheuer erbittert und wütend. Es wird erzählt, daß eines Tages mehrere hundert Frauen zum NKWD.-Haus in Swerdlowsk mit Kleider- und Eßpaketen für ihre verhafteten Männer kamen. Nachdem sie draußen mehrere Stunden gewartet hatten, daß sich ein Funktionär zeigen solle, wurde ihnen kurzerhand gesagt, heute würden keine Pakete entgegengenommen. Viele dieser enttäuschten Frauen hatten kleine Kinder auf dem Arm; andere hatten das Risiko auf sich genommen, den Arbeitsplatz zu verlieren, weil sie weggegangen waren, um ihrem Mann etwas Zucker und Kleider zu bringen. Nun verloren sie die Ruhe. Eine Frau fing an zu schimpfen. Eine andere Frau wurde gegen ein Fenster gestoßen. Innerhalb fünf Minuten waren alle Fensterscheiben in der untersten Etage des Hauses eingeschlagen. Die Behörden konnten keine Anstifterin herausfinden, um diese zu verhaften. Sie konnten aber auch nicht fünfhundert Frauen ins Gefängnis stecken, zumal das Gefängnis schon überfüllt war.

Ereignisse dieser Art, mehr oder weniger gefährlichen Charakters, traten in allen Teilen der Sowjetunion ein, und Berichte darüber kamen vermutlich in der einen oder anderen Form auch Stalin und anderen Regierungsmitgliedern zu Ohren. Es waren Warnungssignale, daß

die Reinigung, wenn sie zu weit getrieben wurde, schicksalsschwere Folgen haben konnte, besonders wenn es zum Krieg kommen sollte. Das war ein schwerwiegender Faktor, und Ende 1938 und Anfang 1939 wurden neue Richtlinien für die Innenpolitik aufgestellt.

7

Solange die Reinigungsaktion dauerte, wurde dem Volk täglich durch Zeitungen, Versammlungen und Radio eingehämmert, daß es mit dem NKWD. zusammenarbeiten und jeden Verdächtigen melden müsse.

Auch die Theater wurden benutzt, um den Massen zu sagen, daß sie auf Spione aufpassen sollten. Als es am schlimmsten war mit den Verhaftungen, nahmen Mascha und ich eines Tages den Vertreter von *New York Herald Tribune*, Joseph Barnes, der zu Besuch in Magnitogorsk war, mit uns ins Theater, um «*Ochnaja Stawka*» oder «Die Konfrontation», eines der wirkungsvollsten Propagandastücke dieser Art, zu sehen. Das Stück ist wert, näher beschrieben zu werden.

Die erste Szene spielte in einem großen, prächtig möblierten Zimmer. Neben der Tür, fast mitten auf der Szene, stand eine stattliche Ritterrüstung mit einer ausgestreckten Lanze in der Hand. Im Raum befanden sich drei Herren, alle in Abendkleidung. Zwei saßen, der eine mit dem Rücken zum Publikum. Der dritte stand am Tisch und hatte ein Buch in der Hand.

«Hier haben wir alles Material», sagte er mit wohlklingender, tiefer Stimme. «Wollen Sie bitte dieses hier durchsehen. Ehe wir mit der Prüfung beginnen, will vielleicht noch jemand etwas fragen?»

«Ja», sagte einer der sitzenden Herren langsam. «Ich habe eine Frage an Sie zu richten, Herr Doktor oder Herr Direktor.»

«Bitte, bitte», sagte der Stehende und verbeugte sich leicht. «Ich will gern alle Fragen ...»

«Ja, warum haben Sie diese Schule hier zuerst als astronomischen Klub, dann als eine Automobilvereinigung und dann als noch etwas anderes ausgegeben? Warum konnten Sie sich nicht ein großes Grundstück irgendwo auf dem Lande beschaffen, mit hohem Zaun herum und unter einer Schutzbewachung?»

Der Direktor rieb sich die Hände. «Ja, Herr Minister», sagte er, «wenn man erstklassige Leute ausbildet, muß man ihre Art zu reagieren in Betracht ziehen unter Verhältnissen, die so viel wie möglich denen gleichen, unter denen sie nach der Prüfung im Ausland arbeiten sollen. Jeder einzelne der Studierenden erwirbt unter unserer Aufsicht Erfahrungen, so daß er als jemand ganz anderer aufzutreten vermag, als er ist ...»

«Ich verstehe», sagte der sitzende Herr und hob die Hand. «Es reicht. Ich habe nichts mehr zu fragen. Ihre Ausgaben sind mäßig in Anbetracht der wichtigen Arbeit, die Sie verrichten. Wenn mein Kollege keine weiteren Fragen hat, können wir mit der Prüfung beginnen.»

Der Herr, der dem Publikum den Rücken zukehrte, wandte sich ein wenig um und zeigte ein Pferdegesicht, mit langen schwarzen Locken und einem kleinen, schwarzen Bart. «Nein, ich habe nichts weiter zu fragen», sagte er.

Die meisten Zuschauer saßen wie auf Nadeln. Die Spannung im Saal war ansteckend. Neben mir saß ein Jüng-

ling von etwa achtzehn Jahren, von ländlichem Aussehen. Mit seinen groben Händen umfaßte er mit aller Kraft die Stuhllehne und schloß den Mund, um das zu verdauen. Er wußte nicht, um was für eine Schule es sich handelte, aber von dem Mann mit dem Rücken zu den Zuschauern schien etwas Unglückbringendes auszustrahlen – alle drei waren offensichtlich «*burschui*» – «Bourgeois».

Mascha verstand zuerst, um was es ging. «Eine Spionenschule», flüsterte sie mir ins Ohr.

Die Schauspieler waren ausgezeichnet. Sie beherrschten ihre Rollen und ließen sich Zeit. Der Direktor ging eine Weile auf und ab, verbeugte sich steif vor dem sitzenden Herrn und räusperte sich.

«Der erste der Studenten, den ich hereinrufen werde, hat die Nummer 49. Sie finden alle Angaben auf Seite 136. Er ist darauf eingestellt, in Kamerun zu arbeiten. Von Beruf ist er Archäologe; er spricht sehr gut französisch und auch mehrere Eingeborenendialekte . . .» Der Direktor verbreitete sich weitläufig über die Kenntnisse des Kandidaten. Zum Schluß drückte er auf einen Knopf, und ein Bedienter trat ein.

«Nummer 49», sagte der Direktor.

«Welche Verwandtschaftsbeziehungen hat er in der Heimat?» fragte der Minister.

«Seine Mutter», antwortete der Direktor, «sonst keine. Er ist unverheiratet und wird sich niemals verheiraten.»

In diesem Augenblick kam ein Szenenarbeiter in Hemdsärmeln und mit der Zigarette im Mund unbeschwert auf die Bühne ganz rechts. Plötzlich sah er das Publikum, begriff, wohin er geraten war und ver-

schwand wie der Blitz. Keiner der Zuschauer schenkte dieser Episode Aufmerksamkeit.

Nun öffnete sich die Tür, und ein Mann von etwa dreißig Jahren trat ein. Er war sehr wohlgekleidet, führte sich scharmant auf und sprach fehlerfrei. Er beantwortete technische Fragen mit Bezug auf archäologische Ausgrabungen in Afrika, die der Minister an ihn richtete. Dann fragte der Mann, der dem Publikum den Rücken zukehrte, ganz unvermutet mit tiefer, hohler Stimme, aus der man Ungeduld herauszuhören meinte: «Womit sprengt man am besten Eisenbahnbrücken? Mit Nitroglyzerin oder mit Ammonal?»

Der Student verbeugte sich leicht. «Ich wende am liebsten Ammonal an, oder in gewissen Fällen auch eine fließende Säure.»

Das Examen war beendet. Der Kandidat verbeugte sich und verließ das Zimmer. Der sitzende Herr beglückwünschte den Direktor zu seinem vielversprechenden Schüler, der ihm sicher alle Ehre machen werde. Der Direktor beschrieb den nächsten Kandidaten.

«Sie ist wohl eingeweiht in das Pariser Vergnügungsleben. Sie ist bereits mit den Söhnen mehrerer französischer Regierungsmitglieder bekannt, kann alle Chiffren der französischen Diplomatie auswendig und hat beachtliche Kenntnisse in der Pharmazie und im Scheibenschießen.»

Nach einigen weiteren Fragen trat Nummer 10 ein. Sie war eine blendende Blondine mit einem sündig wollüstigen Körper und verführerisch lockenden Augen. Schlagfertig beantwortete sie mehrere Fragen. Mit derselben hohlen Stimme wie vorher fragte schließlich der Herr mit dem Rücken zum Saal:

«Als was geben Sie sich aus, wenn Sie einen Mithelfer anstellen oder sich sonst etwas zu verschaffen suchen?»

Das Mädchen verbeugte sich leicht und lächelte. «Immer als Abgesandte einer dritten Macht.»

Das Mädchen wurde hinausgeleitet, und der Minister beglückwünschte den Direktor aufs neue. Der Herr mit dem Rücken zum Publikum schien ziemlich unberührt zu sein, und der Eindruck von etwas Unheilvollem im Zusammenhang mit seiner Person verstärkte sich.

Dann wurde ein Terrorist und Provokateur, der in Prag arbeiten sollte, geprüft. Weiter ein Hofmeister, der bei einem führenden Mann der britischen Regierung eine Anstellung haben sollte. Der Mann mit dem Rücken zum Publikum saß während der ganzen Zeit in derselben Stellung, wandte sich niemals um und sprach immer mit der gleichen hohlen Stimme.

Nachdem der Hofmeister gegangen war, räusperte sich der Direktor und sagte mit Stolz: «Jetzt werde ich Sie mit Nummer 1 bekannt machen, die der Stolz nicht nur dieser, sondern vieler Abgangsklassen ist. Ich meine Walter.»

Beide Minister zeigten jetzt lebhaftes Interesse. Walters Ruf schien weit verbreitet zu sein. Der Direktor lobte ihn mit glühenden Worten. «Walter kennt alle Chiffreschlüssel, ist stark wie ein Löwe und eigensinnig wie eine Bulldogge. Ihn haben wir für den wichtigsten aller Posten vorgesehen – für die Tätigkeit in dem Land, das bestimmt als unser größter Feind anzusehen ist . . .»

«Für die Sowjetunion?» fragte der Minister erstaunt. «Aber dort haben wir doch schon Keller, der viele Jahre hindurch ausgezeichnete Resultate brachte.»

«Ja, aber Keller fängt an, alt zu werden. Er hat schon lange gebeten, daß man ihn ablösen möchte. Wir haben

beschlossen, daß Walter seine Arbeit übernehmen soll. Er kann Russisch so gut wie seine Muttersprache und ist mit allen ökonomischen und politischen Theorien vertraut, die in der Sowjetunion herrschen. Er kann die Bolschewistenführer auswendig und kann in Moskau ein Examen ablegen als Lehrer der Geschichte der Kommunistischen Partei.»

Jetzt erhob sich der Mann mit dem schwarzen Haar und stellte sich vor den Direktor, noch immer mit dem Rücken zum Publikum. Er bewegte sich nervös, mit beinah pathologischer Energie. Er fuchtelte mit dem Finger vor dem Direktor herum und brach mit einer vor Zorn entstellten Stimme aus: «Für die Sowjetunion! Für die Sowjetunion müssen wir die besten unter allen unseren Talenten haben. Da will ich von keiner Stümperei wissen, verstehen Sie! Da darf keine Stümperarbeit geleistet werden!»

Der Direktor trat bei dieser Attacke einen Schritt zurück, dann verbeugte er sich und sagte mit fester Stimme: «Ich wage meinen Ruf für Walter. Er wird keinen Auftrag verpfuschen. Er hat die eingehendsten Instruktionen erhalten, wie er die in der Sowjetunion vorhandene politische Opposition und die Minderheitsgruppen ausnutzen kann, die nach einer Gelegenheit suchen, sich für das ihnen zugefügte Unrecht zu rächen – er ist auch schon mit gewissen Personen von dort in Verbindung getreten. Alles, was in menschlicher Macht steht, ist getan worden in bezug auf seine Ausbildung und auf Verbindungen im Lande, so daß seine Mission erfolgreich sein wird.»

Der Direktor klingelte, und der Bediente zeigte sich.

«Nummer 1», sagte der Direktor. Der Bediente verbeugte sich und verschwand, die Tür hinter sich schließend.

Plötzlich wandte der schwarzhaarige Minister den Zuschauern das Gesicht zu, und man sah eine getreue Kopie Hitlers. Dann ging er zur Seite, so daß die Mitte frei blieb für den Meisterspion Walter. Der Direktor wandte sich zu den Ministern.

«Ich vergaß wohl zu sagen, daß er nach seinem russischen Paß Iwan Iwanowitsch Iwanow heißt.»

Die Tür öffnete sich, und der Vorhang ging herunter. Der Saal wurde erleuchtet, und das Publikum erwachte aus seiner Erstarrung, als wären alle Anwesenden einer elektrischen Behandlung unterworfen gewesen und jetzt würde der Strom ausgeschaltet.

Alle fingen auf einmal an zu sprechen und das Stück und die Leistungen der Schauspieler zu diskutieren.

Die weitere Handlung spielte in Moskau und an der Grenze, innerhalb der Sowjetunion. Man sah den NKWD.-Mann in blauer Mütze in voller Fahrt, Iwan Iwanowitsch Iwanow auf die Spur zu kommen. Der alte Spion Keller, der ein Jahrzehnt in Moskau gearbeitet und dort unermeßlichen Schaden angestiftet hatte, versuchte zu entkommen, wurde aber dank der Wachsamkeit der russischen Bevölkerung gegriffen. Man sah weiter, wie Iwanow ein Mädchen um die Ecke brachte, weil er fürchtete, daß sie ihn verraten würde; er stieß sie unter die Räder eines heranfahrenden Zuges. Man sah einen fröhlichen jüdischen Schneider mit Nachrichten, die er durch Zufall erhalten hatte, zum NKWD. eilen, sowie ein Dutzend anderer Personen, deren Mitwirkung unentbehrlich war, damit der Spion festgenommen werden konnte.

Der vierte und letzte Akt war der Höhepunkt des Stückes. Hier fand die «*Ochnaja Stawka*» oder Konfrontation statt. Iwan Iwanowitsch, der auf frischer Tat ertappt und vor ein überwältigendes Beweismaterial gestellt wurde, weigerte trotzdem, irgendetwas zu gestehen. Aber Keller, der alte zynische, abgefeimte Spion, war unter Umständen festgenommen worden, die ein Leugnen unmöglich machten. Er mußte verschiedene Verbrechen zugeben, verweigerte aber jede Auskunft über seine Gesamttätigkeit wie über seine Helfershelfer. Er verweigerte auch jede Auskunft darüber, für welches Land er tätig war.

Keller und Walter wurden im Amtszimmer des Untersuchungsleiters und bei Anwesenheit aller Schauspieler (natürlich außer der beiden Herren in den gestärkten Hemden vom ersten Akt) einander gegenübergestellt. Indem der Untersuchungsleiter geschickt einen gegen den anderen ausspielte, gelang es ihm schließlich, sie weich zu machen. Iwanow bettelte um Gnade und behauptete, daß er längst eingesehen habe, daß er auf falschem Wege sei. Aber er sei schon so weit gegangen, daß er nicht zurück gefunden habe. Trotzig und bitter bis zum letzten Augenblick hielt Keller eine dramatische Rede: «Der entscheidende Kampf kommt erst noch. Ich werde erschossen werden, aber Ihr haßerfülltes Volk wird geschlagen und aus Ihrem großen Land vertrieben werden, um tüchtigeren und kultivierteren Menschen Platz zu machen.»

Der NKWD.-Mann blieb die Antwort nicht schuldig: «Wir werden die Sieger sein!» rief er, und das ganze Ensemble stimmte ihm zu.

Der Vorhang ging unter einem wahnsinnigen Applaus nieder, und dann entstand ein womöglich noch wilderer Auftritt, als jeder zuerst an die Garderobe zu kommen trachtete.

Die Arbeiter von Magnitogorsk waren von dem Stück stark beeindruckt, ebenso Joe Barnes und ich. Es machte klar, wie notwendig die Zusammenarbeit des ganzen Volkes mit den Behörden war, um die ausländischen Spione zu fassen. Aber das Stück sagte nichts davon, mit welchen Gefahren und Tragödien eine allzu enthusiastische und unbalancierte Reinigungsaktion verknüpft sein konnte.

«Ich will nicht leugnen, daß sie eine Reihe Spione erledigen werden, aber es dauert sicher eine Generation, bis die Angst und das Mißtrauen überwunden sind, die damit geschaffen werden», sagte Joe, als wir das Theater verließen.

8

Nach der großen Reinigung bestand das administrative Personal des ganzen Konzerns fast hundertprozentig aus jungen Sowjetingenieuren. Von den «Strafspezialisten» war so gut wie niemand mehr übrig, und auch die Ausländer waren fast ganz verschwunden. Aber die Arbeit ging während des Jahres 1939 in gewissen Abteilungen besser als je zuvor. Das galt zum Beispiel in bezug auf die Eisenbahnstrecken und auf das Koks- und chemische Werk. Die Schlüsselpositionen waren in Händen von Leuten wie Sjemitschkin, dessen Bekanntschaft wir bereits gemacht haben.

Pawel Korobow wurde an Stelle von Sawenjagin der Leiter des Gesamtunternehmens, als letzterer zu Beginn

des Jahres 1937 zum stellvertretenden Volkskommissar für Schwerindustrie gemacht wurde. (Sawenjagin geriet später in Ungnade und wurde dieses Postens wieder enthoben. Dann tauchte er als Leiter eines Bauunternehmens am Polarkreis auf – zweifellos eine starke Degradierung, aber immerhin nicht so drastisch wie diejenige, die Pjatakow, Meschlauk und andere höhere Funktionäre im Kommissariat für Schwerindustrie traf.)

Korobow war ein ausgezeichnetes Beispiel für den Typus des Industrieleiters, der nach der großen Reinigung anzutreffen war. Er stammte von einer Hochofenarbeiterfamilie ab und legte im Anfang der 1930er Jahre das Universitätsexamen ab. Dann kam er zu einer Metallindustrieanlage im südlichen Rußland. Innerhalb dreier Jahre war er bis zum Chefposten für die Hochofenabteilung aufgestiegen. Als solcher wurde er 1936 nach Magnitogorsk geschickt. Aber er hatte dort noch nicht lange gearbeitet, als er infolge des Freiwerdens des Oberingenieurpostens und bald darauf des obersten Chefpostens noch einige Grade weiter steigen konnte. Er war mit dreißig Jahren der Leiter eines Metallkonzerns, der ein Viertel der gesamten Eisenerzproduktion der Sowjetunion herstellte, zwölf Prozent der Eisenproduktion und zehn Prozent alles gewalzten Stahles, wobei der Konzern aber noch unbefriedigend arbeitete.

In den ersten Monaten war der neue Leiter eher passiv als aktiv. Er vermied es, entscheidende Beschlüsse in Fragen zu fassen, mit denen er nicht selbst wirklich vertraut war, und ließ den Abteilungsdirektoren ziemlich freie Hand. Die Produktion in verschiedenen der schwierigsten Abteilungen stieg, so zum Beispiel bei den Martinöfen. Das geschah zu einer Zeit, als einige der

besten Fabriken der Sowjetunion längst nicht die von ihnen erwarteten Quantitäten liefern konnten, und als einige der bisher am meisten gelobten Direktoren, wie zum Beispiel Gwacharia von Makejewka, verhaftet und erschossen wurden. Korobow studierte unermüdlich, las ausländische technische Zeitschriften und arbeitete ohne Unterlaß. Bei den ihm Untergeordneten war er sehr beliebt, obwohl die älteren Ingenieure im allgemeinen wenig Respekt vor seiner technischen Ausbildung und Begabung hatten.

Aus der einen oder anderen Veranlassung verließen unglücklicherweise viele Ausländer 1937 und 1938 die Sowjetunion und nahmen den Eindruck mit, daß die Reinigungsaktion mit so ziemlich allem Schluß gemacht habe, zumindest für eine ganze Epoche. Es schien, als ob jeder, der etwas taugte, verhaftet und erschossen worden sei. Aber dieser Eindruck war grundfalsch. Die Reinigung brachte viele Verhaftungen mit sich, aber die Sowjetunion ist groß, und Millionen Russen, die persönlich nicht betroffen waren, nahmen sie mehr oder weniger leicht hin und ließen sich in ihrer Haltung gegenüber der Sowjetmacht nicht erschüttern. Als die Aktion gegen Ende 1938 abgeschlossen wurde, als Hunderte von Verhafteten unter lebhaften Entschuldigungen wegen der «Irrtümer» der Untersuchungsleiter freigelassen wurden, als keine neuen Verhaftungen mehr vorkamen, sahen die Arbeiter in Magnitogorsk die Dinge im allgemeinen wieder froh und optimistisch an.

Sie hatten auch allen Grund, froh und optimistisch zu sein, wenn man ihren Lebensstandard mit dem der Arbeiter in den meisten anderen Orten verglich. Sie hatten Arbeit und waren sicher, daß sie sie so lange

behalten würden, wie sie überhaupt rechnen konnten. Sie hatten Anspruch auf Ferien, die Frauen bekamen im Falle der Schwangerschaft Urlaub mit voller Lohnzahlung, sie hatten Pensionsrecht und andere gesetzlich geregelte sozialpolitische Vergünstigungen. Sie besaßen Schulen und studierten und hatten Gelegenheit, das, was sie lernten, zum eigenen Besten und zum Besten der Gesamtheit anzuwenden, sobald sie ihre Examen abgelegt hatten, oder eventuell auch schon früher. Ihr Lebensstandard wurde ständig besser. Die kulturellen Möglichkeiten, die ihnen geboten wurden, wuchsen von Tag zu Tag.

Die Reinigungsaktion hatte schicksalsschwere Folgen für mehrere Millionen Sowjetbürger, die verhaftet und verbannt wurden. Die meisten dieser Leute waren unschuldig, aber ein Teil war schuldig, und einige, wie zum Beispiel Udkin, hätten gefährliche Repräsentanten einer fünften Kolonne werden können.

Stalin war der Überzeugung, daß er seine Arbeit gut gemacht hatte.

DIE SOZIALISTISCHE STADT

I

Unsere Wohnung war ein angenehmer Zufluchtsort gegenüber dem Schmutz und Unwesen in der Fabrik. Seitdem ich nicht mehr im Konzern arbeitete, war mein Leben weniger chaotisch; ich konnte mit unserem Kinde spielen, die elektrische Leitung in Ordnung bringen, ein Radio anlegen und mich sonstigen Vergnügungen widmen.

Mascha arbeitete hart sieben oder acht Stunden am Tag, Wera besorgte unsere Wohnung und sorgte dafür, daß immer eine Kohlsuppe *(Schtschi)* oder *Borschtsch* auf der elektrischen Kochplatte stand.

Zu mir kamen mehr und mehr amerikanische Gäste aus Moskau. Auch Touristen pflegten mich zu besuchen, und ich tat mein Bestes, ihnen alles zu zeigen. Professor George Counts und A. A. Heller kamen 1936, und eines Tages erschien auch Bob Merriman. Bob war besonders an Schulen und Krankenhäusern interessiert, weshalb ich mich einen halben Tag freimachte, damit wir alles besichtigen konnten. Zuerst machten wir einen Rundgang durch die «Sozialistische Stadt», Sozgorod.

Die Sozialistische Stadt, die später in Kirowdistrikt umgetauft wurde, weil sie den Leuten keineswegs als Muster einer sozialistischen Stadt vorgeführt werden

konnte, bestand aus etwa fünfzig großen Mietshäusern mit drei, vier oder auch fünf Etagen und je fünfundsiebzig bis zweihundert Zimmern. Die Häuser waren aus Ziegeln und Stein gebaut und in verschiedenen Farben angestrichen, so daß sie sich im Winter außerordentlich hübsch gegen den weißen Schnee abhoben. Sie standen in langen Reihen, gleich Militärbaracken, und waren alle nach demselben Muster gebaut – wie auf die Kante gestellte Streichholzschachteln. Das Blechdach war rot oder blau, und alle Häuser hatten Balkons. Die Straßen dazwischen waren breit und hatten Bürgersteige, an denen entlang Bäume gepflanzt waren. Mitten in der Stadt waren zwei offene Plätze mit Springbrunnen, Bänken, Spielplätzen für die Kinder, Blumenbeeten hinter einem grau gestrichenen Eisengitter und Anpflanzungen, die in zehn Jahren einmal Schatten spendende Bäume werden sollten.

Die Sonne schien von einem klaren Himmel herunter, als wir herumwanderten. Hier und da trafen wir auf Frauen mit ihren Einkaufstaschen und auf einige wenige Männer in Feiertagskleidung.

Besonders im Sommer war der Kirowdistrikt sehr ansprechend. Die Springbrunnen plätscherten, und unzählige kleine Kinder plantschten im Wasser und spielten überall in Badehosen, so daß die Sonne und der Wind an ihre braungebrannten Körper herankommen konnten. Auf den Wegen drängten sich Arbeiter jedes Alters, um frische Luft zu schnappen. Auf den Bänken saßen Männer und Frauen, junge und alte, und lasen und unterhielten sich. Gesänge, Orchester, Radio und Grammophone erfüllten die Luft mit Musik. Ich erinnere mich besonders eines Singklubs, des Klubs der ukra-

inischen Hausfrauen, der unter lebhaftem Beifall der Umherstehenden an den Abenden auf den Plätzen zu singen pflegte. Oft stimmten einer oder auch mehrere der Zuhörer mit ein. Arbeiter hatten zuweilen Gitarren oder Balalaikas mit auf der Straße, und man konnte sich einbilden, in einer italienischen Stadt zu sein. Man sah nicht viel von der so oft behaupteten russischen Gewohnheit, sich an großen Mengen Wodka zu betrinken, einem Trank, der einen starken Mann mit einem Schlag besinnungslos machen kann, als ob er eins mit dem Hammer auf den Kopf bekommen hätte. Betrunkene wurden sofort von der Miliz fortgeführt; sie durften sich nicht herumtreiben oder auf der Straße liegen.

Während wir so umherspazierten, bemühte ich mich, alles zu erzählen, was ich vom Kirowdistrikt als Wohnquartier wußte. Ein großer Fehler war, daß er so übervölkert war. 1937 hatte eine Person nicht mehr als 3,34 Kubikmeter Raum. Vier oder fünf Menschen lebten in ein und demselben Zimmer. Die Russen waren indes daran gewöhnt, eng zusammen zu leben, und man klagte weit weniger hierüber, als das in irgendeinem anderen Land der Fall gewesen wäre.

Streit gab es häufig darüber, wer einen Raum oder eine Wohnung erhalten und wer leer ausgehen sollte. Manchmal zogen sogenannte «Bodensitzer» einfach in eine Wohnung ein und weigerten sich kategorisch, sie für diejenigen zu räumen, denen sie offiziell zugewiesen war. Sie saßen einfach still da und blieben, wo sie waren. Das gab manchen Fluch, manche Träne und Zähneknirschen. Die Zuteilung der Wohnungen war eine sehr komplizierte Prozedur. Alle Bauten gehörten dem Be-

trieb und nicht den Behörden. Die Betriebsleitung überließ jeder Fabrik und Abteilung eine gewisse Anzahl Wohnungen und Räume. Die Miete war je nach der Lohnhöhe gestaffelt und betrug im allgemeinen zwischen zwei und zehn Rubel pro Monat und Quadratmeter. Wir bezahlten ungefähr achtzig Rubel im Monat. Alle Häuser im Kirowdistrikt hatten elektrisches Licht, Zentralheizung und fließendes Wasser. Das Essen wurde in der Regel auf Koksöfen gekocht, wenn auch elektrische Herde immer mehr in Anwendung kamen, da ein Kilowatt nicht mehr als zwölf Kopeken kostete.

Auch die Möbel in den Wohnungen gehörten ursprünglich der Fabrikleitung. Für die Benutzung der Möbel hatten die Bewohner der Häuser pro Jahr fünf Prozent des geschätzten Wertes der Möbel zu bezahlen. Wenn sie jedoch abgenutzt waren oder verschwanden, so ersetzten die Mieter die Möbel meist selbst, so daß die Arbeiter mit der Zeit Besitzer eigener Möbel wurden. Die Möbel waren einfach und durchweg aus Holz.

Im Anfang waren alle Wohnungen mit Badewannen versehen, die aber allmählich verschwanden oder für andere Zwecke, zum Beispiel für die Aufbewahrung der Kohlenvorräte, benutzt wurden. Die meisten Mieter badeten in den zahlreich vorhandenen kommunalen Badehäusern.

2

Wir besuchten auch das große Lehrerseminar, in dem Mascha ausgebildet worden war. Ich kannte den Rektor, und er unterhielt sich eine halbe Stunde mit uns, wobei er Bob eine Menge Material über das Schulwesen in

Magnitogorsk gab. Bob war begeistert, und das nicht ohne Grund.

Fast alle Menschen in Magnitogorsk studierten oder besuchten irgendeine Ausbildungsanstalt, erzählte uns der Rektor, während ich den Dolmetscher machte. Es gab eine Anzahl Kinderkrippen, die Kinder von ein paar Wochen bis zu drei Jahren aufnahmen, sowohl am Tage wie in der Nacht, je nachdem das für die Mutter am besten war; manchmal konnte ein Kind auch Tag und Nacht beziehungsweise ganze vierundzwanzig Stunden dort bleiben. Die Krippen standen unter der Aufsicht der städtischen Behörden und bekamen einen großen Zuschuß sowohl von der Stadt wie von der Fabrik. Die Eltern zahlten pro Kind und Monat zwischen fünfzehn und fünfzig Rubel. Die Gebäude waren in der Regel hell und sauber, und die Behandlung der Kinder war gut. Aber es gab zwei bedauerliche Umstände, die ein bedenkliches Hindernis bildeten, daß die Krippen eine wirkliche Wohltat waren.

Erstens gab es nicht genug Krippen. Um jeder Mutter, die das wünschte, das Kind abzunehmen, hätte man eine viel größere räumliche Ausdehnung benötigt sowie mindestens zehnmal so viel Personal und Einrichtungsgegenstände. Da das unmöglich war, war es recht schwer, sein Kind in einer Krippe unterzubringen, besonders für die Mütter, die über dreihundert Rubel im Monat verdienten. Diese «hochbezahlten» Arbeiterinnen konnten, wie man meinte, sich selbst um ihre Kinder kümmern oder ein Kindermädchen halten. Hiezu kam eine sehr rasche Geburtenzunahme in Magnitogorsk (im Jahre 1937 sechsunddreißig Kinder auf tausend Einwohner). Das erschwerte das Problem noch mehr.

Zum anderen gab es in den überfüllten Krippen ständig Epidemien der üblichen Kinderkrankheiten, wie Masern, Diphtherie oder Scharlach. Diese griffen mit unglaublicher Schnelligkeit um sich und forderten unter den Kleinen eine bedeutende Anzahl Opfer.

Wenn die Kinder drei oder vier Jahre alt waren, kamen sie in den Kindergarten oder die Spielschule. Die Aufgaben dieser Institutionen waren weniger kompliziert und schwer als die der Krippen. Ihre Tätigkeit wurde unter anderem dadurch erleichtert, daß die vier- bis siebenjährigen Kinder auf der weiten Steppe herumspringen und spielen konnten, ohne daß besonders viel Aufsichtspersonal notwendig war. Dabei hatten sie frische Luft und Sonne.

Mit sieben Jahren kamen die Kinder in die Schule, und nun rechnete man damit, daß die Eltern sich außerhalb der Schulzeit selbst mit den Kindern beschäftigen würden. In einzelnen Fällen, wo die Eltern als nicht kompetent angesehen wurden, wurden die Kinder in «Kinderheime» aufgenommen. 1935 und 1936 stieg die Zahl der Schulen von vierunddreißig auf fünfundvierzig. Die neueren Schulen waren gutgelegene, ausgezeichnet eingerichtete Gebäude aus armiertem Beton mit vortrefflichen Beleuchtungsanlagen. Man baute indes nicht nur neue Schulen, man erweiterte auch die alten, so daß schließlich in sämtlichen Klassen etwa dreißigtausend Kinder auf einmal sein konnten, während man früher schichtweise, manchmal in drei Schichten am Tag, unterrichten mußte.

Die zehnjährige «Mittelschule» entspricht vielleicht ungefähr der deutschen Realschule mit Grundschule und Gymnasium. Man lernte dort Mathematik bis zur

Differentialrechnung, Biologie, Chemie, Physik, eine fremde Sprache (aber nicht Lateinisch), Geschichte (wobei besonderes Gewicht auf die russische Geschichte, besonders seit dem vorigen Weltkrieg, gelegt wurde, während man der übrigen Welt nur ein geringes Interesse widmete), Bürgerkunde, Astronomie, Literatur (auch hier überwiegend russische Literatur), Wirtschaftsgeographie, und behandelte in Elementarkursen Musik, Kunst und politische Ökonomie sowie in sehr zahlreichen Kursen Leninismus, die Geschichte und Organisation der Kommunistischen Partei, politische Tagesereignisse usw. Die Schüler, die sich mit einem Eifer und Fleiß ihren Studien widmeten, der sich vorteilhaft von der Situation in den meisten anderen Ländern unterschied, lernten sehr viel und verließen die Schule nach zehn Jahren mit Kenntnissen, die eine gute Grundlage für eine weitere Ausbildung, speziell auch auf rein wissenschaftlichem Gebiet, bildeten. Bis zum Jahre 1940 wurde kein Schulgeld erhoben. Von da ab wurden hundert Rubel pro Termin oder zweihundert Rubel im Jahr von der siebten Schulklasse an verlangt.

Die Organisation und Disziplin in den Schulen hatte geradezu preußischen Charakter. Die Kinder hatten herzlich wenig mitzubestimmen, was gelesen und gelernt werden sollte. Die vielen Experimente der ersten Jahre nach der Revolution wurden fast sämtlich verworfen. Das geschah deshalb, weil die Sowjetunion Ingenieure, Chemiker, Buchhalter und Lehrer brauchte und diese Berufe eine systematische gründliche Schulung auf ganz bestimmten Gebieten erforderten. Die verschiedenen Ausbildungsmethoden der ersten Jahre vermochten nicht, den Kindern diese notwendigen, gründ-

lichen Kenntnisse zu vermitteln, sondern entwickelten vor allem ihre individuellen Anlagen, ihre Selbständigkeit und ihr Vermögen zu kritischem Denken.

So kehrte das sowjetische Unterrichtswesen zu dem alten, bewährten System zurück, das gewisse, bestimmte Resultate mit sich brachte. Dadurch wurden natürlich Ursprünglichkeit, individuelle Anlage, Selbständigkeit und Vermögen zu kritischem Denken nicht ganz vernichtet, aber der Unterricht in wissenschaftlichen Fächern wurde sehr wirksam erleichtert.

Für Kinder, die nicht die ganze Mittelschule absolvierten, sondern lieber schnell einen Beruf finden wollten, gab es zwei Hauptfachschulen, die FSD.- und die FSU.-Fabrikschulen. Beide hatten ausgezeichnetes Unterrichtsmaterial und nahmen Schüler auf, die mindestens dreizehn Jahre alt waren und sechs Klassen der Mittelschule hinter sich hatten. Hier wurden Schweißer, Maschinisten, Elektriker und so weiter ausgebildet. Mit vollendetem fünfzehntem Lebensjahr hatten die Schüler oder Schülerinnen die Hälfte des sechsstündigen Arbeitstages in einer Fabrikabteilung bei praktischer Arbeit zuzubringen, während die andere Hälfte den theoretischen Studien gewidmet war. Mit achtzehn Jahren waren die Jungen und Mädchen den Erwachsenen gleichgestellt. Die eine dieser Schulen war der Schulbehörde unterstellt, die andere der Personalabteilung der Industrieanlage. Die Schüler bekamen zwischen 30 und 80 Rubel im Monat. Beide Schulen hatten Werkstätten, Schweiß-, Schmiede- und Gießereianlagen und Hobelbänke.

Unter den Schülern dieser beiden Institutionen befanden sich viele, die den nationalen Minderheiten in Rußland angehörten: Tataren, Kirgisen und so weiter.

Daher gab es an beiden Schulen besondere Abteilungen, in denen die betreffende Muttersprache angewandt und Russisch fast wie eine Fremdsprache studiert wurde.

Wir besuchten einige Klassen der FSD.-Schule und hatten eine Gruppe von zwölf- bis vierzehnjährigen Nomaden vor uns. Während in Amerika, England oder Schweden fast jeder Junge von zwölf Jahren sägen, hobeln oder sogar elektrische Spielzeugmotoren reparieren kann, hatten diese Abkömmlinge eines Tamerlan und Dschingis-Khan noch niemals vorher einen Hammer gesehen. Die einzige Hammerarbeit, die sie jemals in ihrem Leben ausgeführt hatten, war, mit einem großen Stein Zeltpflöcke in die Erde zu schlagen. Sie mußten ganz von Anfang an lernen.

Wenn ein Schüler die zehnjährige Mittelschule durchgemacht oder eigene Studien betrieben hatte, so daß er ein Examen ablegen konnte, durfte er – mit siebzehn oder achtzehn Jahren – um Aufnahme in eine höhere Ausbildungsanstalt ansuchen. Magnitogorsk selbst hatte eine höhere Ingenieurschule mit Abteilungen für das Baufach, den Erzbergbau und werkstatttechnische Arbeiten, eine medizinische Hochschule, ein Pädagogium, spezielle Anstalten für Krankenschwestern, Milizleute und andere, sowie eine Fliegerschule und verschiedene militärische Kurse, die von der Osoawiachim (Vereinigung für chemische Verteidigung und Flugwesen) organisiert wurden.

Die Abteilungen für Bau und Metallurgie an der Technischen Hochschule bildeten vor allem Techniker aus, deren Kenntnisse besonders in praktischen Dingen bestanden. So wurden auch in den unteren Abteilungen der Medizinischen Hochschule Hebammen ausgebildet,

die bei einer Geburt helfen, einen gebrochenen Arm richten oder mit einem Hörrohr umgehen konnten, die aber nicht genügend theoretisch geschult waren, um als Arzt zu fungieren. Jeder, der acht Klassen der Mittelschule besucht hatte, konnte nach einer Aufnahmeprüfung dort ankommen. Bis 1937 waren die Schüler dieser niederen Stufen der Hochschulen Tagesstudenten, die ein Stipendium von rund tausend Rubel im Monat erhielten und sich ganz dem Studium hingeben konnten, sowie auch Abendstudenten, die keine Stipendien erhielten. Aber diese Abendstudenten konnten nach der ermüdenden Tagesarbeit in den Fabriken und Werkstätten nicht genügend Zeit für die Studien abzwingen, so daß der Abendunterricht 1936 dort, und ein Jahr später auch in den höheren Abteilungen der Hochschulen eingestellt wurde.

Am Nachmittag kletterten wir den Berg bei der Eisengrube zur Ingenieurschule hinauf, die ich selbst vier- oder fünfmal in jeder Woche abends besucht hatte. Hier konnte man studieren, wenn man das Abschlußexamen der Mittelschule hinter sich hatte. Die Hochschule zählte etwa fünfhundert Studierende, die rund fünf Jahre dort zuzubringen hatten. Die Bibliothek und das Lehrmaterial waren befriedigend. Die Lehrer waren ausgezeichnet, aber die Verwaltung völlig untauglich. Ungefähr vierzig Prozent der Studenten waren Frauen, etwa sechzig Prozent Russen, die übrigen Tataren, Ukrainer, Weißrussen oder Juden. Die Abendstudenten waren im Durchschnitt zweiunddreißig oder dreiunddreißig Jahre alt, die Vollstudenten fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig, einige aber auch bis zu fünfzig.

Die niedere und höhere Abteilung des Pädagogischen Instituts bildete Lehrer für niedere und Mittelschulen aus. Die Aufnahmebedingungen und Studienzeit entsprachen ungefähr denen der übrigen Hochschulen. Nachdem im Jahre 1935 die Lehrergehälter erheblich erhöht worden waren, umschwärmten Männer und insbesondere Frauen diese Institution; dort waren ungefähr sechshundert Studierende. Die Lehrer hatten am Tag ungefähr vier Stunden zu geben, sie hatten zwei Monate Ferien im Sommer und verdienten im Monat vierhundert Rubel und mehr. Diese Bedingungen wurden von den Töchtern oder Söhnen der Betriebsmechaniker, die manchmal mehrere Tage hintereinander nicht aus ihren Kleidern kamen, natürlich als außerordentlich vorteilhaft angesehen.

Viele der Studenten in Magnitogorsk waren erwachsene Männer und Frauen, die am Tage Schichtarbeit in der Fabrik verrichteten. Von der ersten Stunde an, als Magnitogorsk angelegt wurde, organisierten die Gewerkschaften einen Unterricht für solche Erwachsene, die weder lesen noch schreiben konnten. 1937 waren mehr als zehntausend Erwachsene an diesem Unterricht beteiligt. In der Presse wurde aber darüber geklagt, daß diese zehntausend nur etwa die Hälfte der Analphabeten in Magnitogorsk seien. Der Unterricht wurde meist von Studenten der dortigen Hochschulen erteilt. Diese hatten die schwierige Aufgabe, Männern und Frauen, die über vierzig Jahre alt waren, Lesen und Schreiben und zuweilen auch Rechnen beizubringen.

Um den Fabriken die notwendigen qualifizierten Arbeitskräfte zuzuführen, wurden während der ganzen dreißiger Jahre besondere Fachschulen errichtet. Eine

der besten war die, in der Walzwerkarbeiter ausgebildet wurden. Ich führte Bob dorthin. Diese Fachschule war ein oder mehrere Monate vor der Ingangsetzung des Frischwerkes für Eisen in einem Raum einer Baracke eröffnet worden. Aber sie wurde größer und größer und zählte im Januar 1936 neunhundertfünfzig Schüler, von denen einhundertfünfundzwanzig Vollstudenten waren und zwischen hundert und zweihundertfünfzig Rubel im Monat erhielten. Die übrigen Schüler besuchten die Kurse nur am Abend.

Die Schule bildete Walzwerkarbeiter, Kranführer, Elektriker, Mechaniker und Schmiede aus. Als Lehrer fungierten Ingenieure der Fabriken, die dafür vier bis fünf Rubel pro Stunde bekamen.

Nur unqualifizierte Arbeiter konnten diese Schule besuchen, aber sie mußten lesen und schreiben können und die Grundregeln der Mathematik beherrschen. An Arbeiter, die schon in einem Fach ausgebildet waren, sollten keine Staatsgelder zur Erlernung noch eines anderen Faches verschleudert werden. Aber jedes Jahr kamen Tausende von Bauern in das große Industriegebiet, die nur die gröbsten Arbeiten ausführen konnten. Der erste Kursus dauerte sechs Monate; dann wußte der Schüler so viel von den Elementen der Physik, Chemie und Mechanik, daß er von seinem Fach etwas begriff. Außerdem hatte er dann eine gewisse praktische Ausbildung hinter sich.

Nach sechs Monaten hörte die Grobarbeit auf, und der Schüler wurde in die vierte Kategorie seines eigentlichen Faches eingereiht. In den ersten Monaten wurde er von einem erfahrenen Arbeiter «überwacht», der einige Rubel im Monat extra bekam, damit er auf den Neuling aufpassen und ihm zurechthelfen solle.

Wenn der neue Mechaniker oder Elektriker weitere Qualifikationen erwerben wollte, und das war gewöhnlich der Fall, so besuchte er erneut die Fachschule und absolvierte hier den zweiten Kursus. Dieser dauerte etwa acht Monate und berechtigte ihn zu einer Tätigkeit in der fünften und sechsten Kategorie. Jeder Aufstieg in eine neue Gruppe führte eine Lohnerhöhung mit sich, die den Studieneifer natürlich anspornte.

Von Ende 1935 ab wurde von allen Arbeitern, jungen und alten, gefordert, daß sie eine technische Prüfung ablegten. Diese Prüfungen wurden von den technischen Abteilungsleitern vorgenommen, häufig auch unter Hinzuziehung von Repräsentanten der Verwaltung, und umfaßte theoretische und praktische Fragen, die direkt mit der Arbeit des Betreffenden zusammenhingen. Wenn er dieses technische «Mindestexamen» abgelegt hatte, bekam der Arbeiter ein Zeugnis, in welchem sein Beruf, seine Gruppe und das bei dem Examen erhaltene Gutachten eingetragen waren. Ohne ein solches Zeugnis konnte vom Sommer 1936 ab niemand eine Facharbeitertätigkeit ausüben. Hatte ein Arbeiter das Examen abgelegt, das zur Eingliederung in Gruppe 8 berechtigte, so hatte er in der Berufsschule nichts mehr zu lernen. Wenn er noch weiterkommen wollte, mußte er den Antrag stellen, eine der technischen Hochschulen der Stadt oder die für technische Leiter vorgesehenen Kurse besuchen zu dürfen.

Diese gründliche Fachausbildung wirkte der früher in Rußland recht allgemeinen technischen Unwissenheit entgegen.

Jeden Abend zwischen sechs und zwölf Uhr waren die Straßenbahnen und Autobusse von Magnitogorsk

mit Studenten vorgeschrittenen Alters überfüllt, die mit ihren Büchern und Heften unter dem Arm von und zu den Schulen eilten. Sie diskutierten über Leibniz, Hegel oder Lenin, rechneten in den auf den Knien aufgeschlagenen Büchern und benahmen sich überhaupt so, wie das Gymnasiasten oder Studenten in den anderen Ländern kurz vor einem Examen tun. Aber diese Studenten waren keine aufwachsende Jugend mehr, und ein Abgangsexamen stand auch meist nicht unmittelbar bevor. Sie gehörten einfach zu der großen Masse der Sowjetbürger, die nachholen wollten, was in Jahrhunderten versäumt worden war.

3

Nachdem wir eine ganze Anzahl Schulen besucht hatten, nahm ich Bob eines Tages mit zu einem Krankenhaus, damit er die Gesundheitsverhältnisse in Magnitogorsk kennenlerne.

Das Magnitogorsker Krankenhaus bestand aus einer Anzahl Baracken, ungefähr zwanzig, die im Jahre 1932 gebaut worden waren. Viele hatten weder fließendes Wasser noch Zentralheizung oder andere Bequemlichkeiten. 1935 gab es dort etwa 1400 Plätze, die auf die chirurgische, Geburten-, medizinische, Kinder- und andere Abteilungen verteilt waren. Das Krankenhaus war stets überbelegt, besonders die chirurgische Abteilung. Die Operationsabteilungen hatten ausreichendes und qualifiziertes Personal, aber in den anderen Abteilungen fehlte es daran, und die Ärzte und Schwestern hatten wenig Erfahrung. Die Baracken waren im Sommer glühend heiß, im Winter dagegen eiskalt und oft recht wenig sauber.

Das Krankenhaus lag zwischen der Straßenbahnstrecke und dem Metallurgischen Institut, und wir, die das Institut besuchten, strömten jeden Abend auf dem Wege von und zu unseren Kursen am Krankenhaus vorüber. Zwei Jahre hindurch stand vor der Geburtenabteilung eine große Tonne. Als ich das erstemal auf sie aufmerksam wurde, sah ich hinein. Danach gab ich mir stets Mühe, die Tonne überhaupt nicht zu sehen, wenn ich vorbeiging. Aber eines Winterabends stolperte ich über etwas auf der Erde und fiel hin. Ich stand auf und ging ein paar Schritte zurück, um zu sehen, was das war. Es erwies sich, daß eine Nachgeburt aus der Tonne gefallen und auf dem Boden festgefroren war.

Ich ersparte Bob eine nähere Untersuchung der Tonne, machte ihn aber aufmerksam auf ein Schild über der Tür zu der kleinen Baracke, die als Leichenhaus diente: «Leichen werden an Verwandte nur zwischen drei und fünf Uhr herausgegeben.»

Die Krankenverpflegung war längst nicht die beste; die Verpflegungskosten waren 1936 nur auf sechs Rubel per Person und Tag angesetzt. Dem Kranken selbst entstanden keine Ausgaben; auch die sonstigen sanitären Einrichtungen der Stadt standen jedem frei zur Verfügung. Wenn man krank und ein Platz frei war, konnte man in das Krankenhaus kommen. War kein Platz frei, so wurde man meist nach Hause geschickt. Die Patienten, besonders diejenigen, die in den Fabriken verunglückten, wurden in Ambulanzautos zum Krankenhaus gefahren. Das Ambulanzwesen war 1936 ziemlich zufriedenstellend organisiert worden und war ganz gut ausgebaut. Trotzdem passierte es noch 1937, daß einer meiner Bekannten telephonisch eine Ambulanz

beim Krankenhaus bestellte, um seine kranke Frau hinzubringen. Man fragte am Telephon: «Ist sie noch bei Besinnung?» und als er das bejahte, wurde ihm gesagt, daß keine Ambulanz zu haben sei.

Verschiedene Abteilungen, die zum Zentralkrankenhaus gehörten, waren aus begreiflichen Gründen an den Außenkanten der Stadt angelegt worden. Das galt für die psychiatrische Abteilung, die laut «Magnitogorsker Arbeiter» vom 29. Oktober 1937 vierzig Plätze und sechzig Patienten, einen Arzt und zwei Krankenwärterinnen hatte. Es galt für die Klinik und die Abteilung für venerische Krankheiten sowie für die Tuberkuloseabteilung. Das große Typhuskrankenhaus, das 1933 da war und einen sehr schlechten Ruf hatte, wurde immer mehr eingeschränkt und verschwand 1936 ganz, da Typhus mit Hilfe von Impfungen, verbesserten Mahlzeiten und infolge der besser gewordenen allgemeinen hygienischen Verhältnisse praktisch nicht mehr vorkam.

Dem Gesundheitsamt waren achtzehn Kliniken unterstellt, die für die Allgemeinheit offen standen; hier wurden die Zähne behandelt, dort gab es Elektro- und Hydrotherapie und anderes mehr. Einige dieser Kliniken hatten sehr viel bessere Instrumente und Apparate als das Zentralkrankenhaus. Die Klinik im Kirowdistrikt zum Beispiel war sehr sauber und gut geleitet. Dort gab es ein kleines analytisches Laboratorium, ein Röntgenlaboratorium und eine absolut erstklassige Zahnbehandlungsausrüstung.

Außer diesen Einrichtungen hatte das Gesundheitsamt Erste-Hilfe-Stationen in allen wichtigeren Abteilungen der Fabriken eingerichtet. Das Personal bestand aus ausgebildeten Schwestern, und an einigen Stellen gab

es auch Ärzte. Weiter war ein großes gesundheitliches Forschungslaboratorium vorhanden, in dem man Forschungsarbeiten in bezug auf Industriehygiene und vorbeugende Medizin betrieb.

Alle Ärzte und sonst in den Krankenhäusern und Kliniken Angestellten bekamen ihr Gehalt von dem Gesundheitsamt. Die Ärzte hatten Einkommen zwischen vierhundert und mehreren tausend Rubel im Monat; ihre Arbeitszeit war gesetzlich auf vier bis fünf Stunden pro Tag festgesetzt. Wenn sie länger arbeiteten, bekamen sie eine Überstundenentschädigung. Da es in Magnitogorsk an Ärzten fehlte, mußten die vorhandenen Ärzte oft zwei- oder dreimal länger arbeiten, als das Gesetz vorsah, das heißt etwa fünfzehn von vierundzwanzig Stunden. Das war zwar ungesetzlich, aber wegen des Ärztemangels hatte das Gesundheitsamt von der Ärztegewerkschaft die Erlaubnis erhalten, das Gesetz zu überschreiten.

Wer in Magnitogorsk krank wurde, konnte darauf bauen, daß er die bestmögliche Behandlung erfuhr. Ein Viertel der kommunalen Ausgaben ging auf die Kranken- und Gesundheitspflege. Die Einwohner fanden die sozialisierte Krankenpflege genau so natürlich wie jede andere normale staatliche Tätigkeit. Sie konnten gar nicht verstehen, daß es zum Beispiel in Amerika viele Ärzte gab, die keine Patienten hatten, während auf der anderen Seite viele Kranke nicht die notwendige Pflege erhielten.

4

Etwa um sechs Uhr kamen Bob und ich nach Hause, gerade richtig zum Mittagessen. Ich dachte, Bob würde ausruhen wollen, aber er veranlaßte mich, noch eine

ganze Stunde nach dem Essen laut aus der städtischen Abendzeitung vorzulesen. Ich übersetzte ihm einen Teil des Leitartikels, der die Überschrift hatte: «Die Hochofenarbeiter können und müssen alle geplante Arbeit durchführen.» Die Zeitung ging mit dem in Frage kommenden Abteilungsleiter Michailowitsch streng zu Gericht:

«Genosse Michailowitsch und andere Arbeitsführer an den Hochöfen wollen bedauerlicherweise alles mit ‚hindernden' Umständen erklären. Sie klagen ständig über den Mangel an gutem Erz, über das schlechte Transportwesen, über die schlechte Qualität des Kokses und kommen mit vielen ähnlichen Entschuldigungen. Das aber sind nur kindische Versuche, sich selbst zu entschuldigen. Das geht mit aller Deutlichkeit daraus hervor, daß, während Genosse Michailowitsch und seinesgleichen unaufhörlich darüber klagen, sie hätten nicht genug Koks, im Februar nicht weniger als zwanzigtausend Tonnen Koks mehr produziert worden sind, als nach dem Plan vorgesehen war ...»

Ich las weiter. Es folgten Andeutungen über eine schlechte Organisierung des Lohnsystems bei den Hochöfen, und das Ganze schloß mit einer unverblümten Warnung an Michailowitsch, daß es gut für ihn wäre, wenn er bis zum 1. Mai erhebliche Verbesserungen aufweisen könnte, sonst ... würde er wahrscheinlich schlecht wegkommen.

Dann folgten anderthalb Spalten Auslandsneuigkeiten: ein ausführlicher Bericht über die Reorganisation der spanischen Regierung, eine verkürzte Übersetzung eines Manifestes der Regierung Negrín. Hierin wurden alle Spanier aufgefordert, bei einer Reinigungsaktion auf der republikanischen Seite solidarisch zu

helfen, um alle «Feiglinge, Verräter und unzuverlässigen Elemente» zu entfernen. Weiter folgte eine genaue Übersetzung eines Manifestes des Politischen Büros der Kommunistischen Partei, in dem die Unterstützung des ganzen spanischen Volkes für die Bestrebungen der Volksfrontregierung, Spanien von allen Verrätern, Interventionisten und Überläufern zu säubern, gefordert wurde. Dann kam ein Bericht aus Barcelona, voller Zuversicht und mit dem Gelöbnis eines sicheren und unmittelbar bevorstehenden Sieges über Franco. Weiter berichteten zwei Notizen über republikanische Siege an zwei Stellen der Front. Ganz unten auf der ersten Seite entdeckte ich eine kleine Notiz, die uns beide sehr interessierte. Sie behandelte den Eisenbahnbau von Magnitogorsk bis Ufa, der nun schon fünf Jahre vor sich ging, aber kaum Fortschritte zu machen schien.

> «Der Eisenbahnbau Magnitogorsk–Ufa, der, wenn er vollendet ist, die Eisenbahnfahrt von unserer Stadt nach Moskau und den südlichen Industriegebieten um fünfhundert Kilometer verkürzen wird, hat bis vor kurzem praktisch daniedergelegen. In diesem Jahr wird die Arbeit jedoch wieder aufgenommen. Die Brücken über den Ural- und den Kisilfluß werden gebaut, die bereits gelegten Schienenstrecken werden geprüft und verstärkt werden. Die Regierung hat hierfür einen Betrag von 450000 Rubel bewilligt, wovon 50000 für kulturelle und sonstige gemeinsame Bedürfnisse der Eisenbahnarbeiter vorgesehen sind. Die Arbeit geschieht unter der Regie des Magnitostroitrusts.»

Auf der nächsten Seite las ich einen langen Artikel von einem Organisator der Parteiabteilung. Er hatte die Überschrift: «Führt die Beschlüsse der Distrikts-

abteilung auf echt bolschewistische Weise durch!» Aus dem Artikel ging hervor, daß die Distriktsabteilung in einer Zusammenkunft beschlossen hatte, in jeder Abteilung eine Anzahl neuer Mitglieder aufzunehmen. Die Abteilungen schienen sich aber nicht besonders bemüht zu haben, den Beschluß in die Tat umzusetzen, es waren noch keine neuen Mitglieder gemeldet worden. Der Artikelschreiber erklärte, daß er bis vor kurzem den Beschluß, neue Parteimitglieder zu gewinnen, nicht richtig aufgefaßt habe, aber daß er nun über seine Bedeutung klar geworden sei und mit allem Ernst an die Aufgabe herantreten werde. In dem Artikel wurde nichts darüber gesagt, daß die Hauptschwierigkeit darin lag, daß die meisten Leute, die in die Partei eintreten wollten, nur schwer die notwendigen Rekommandationen von älteren Parteimitgliedern bekommen konnten, weil deren Zahl immer mehr zusammenschrumpfte und die älteren Mitglieder in der Rekommandation von Personen recht vorsichtig geworden waren.

Auf einer anderen Seite war ein Bericht über die Produktion in den verschiedenen Fabriken am vorhergehenden Tage:

Erz	14,280 Tonnen	87,8%	der berechneten Menge
Koks	4,125 „	79,7%	„ „ „
Eisen	4,700 „	78,8%	„ „ „
Stahl	4,112 „	91,4%	„ „ „
Walzwerkprodukte .	2,481 „	68,3%	„ „ „
Eisen-Frischwerk .	4,518 „	103,8%	„ „ „
Werk 500			geschlossen wegen Reparaturen
„ 300 Nr. 1 .	312 Tonnen	33,9%	der berechneten Menge
„ 300 Nr. 2 .	833 „	131,6%	„ „ „
„ 300 Nr. 3 .	763 „	127,2%	„ „ „
„ 250 . . .	573 „	95,5%	„ „ „
Anreicherung . . .	14,820 „	87,8%	„ „ „

Die vierte Seite trug mit großen, verzierten Buchstaben die Überschrift «Literarische Seite». Hier konnte man einige Gedichte lesen, die von Schuljungen und Phraseuren verfaßt waren, sowie einen langen Artikel von einem der literarischen Genies der Stadt über «Die ersten Gedichte von Anfängern».

Bob ging erst spät am Abend von uns fort. Ich sah ihn nie wieder. Er fiel in Spanien, wo er als Major in der Internationalen Brigade kämpfte. Aber als ich 1941 meine Sachen packte, fand ich die Zeitung, aus der ich ihm übersetzt hatte, und auch eine Kopie seiner Aufzeichnungen.

5

Ende 1937 hatte ich Ferien und reiste nach Amerika. Ich war über fünf Jahre in Magnitogorsk gewesen und hatte dort gearbeitet und studiert. Wenn man von ein paar Reisen nach Moskau und im Ural, die eine oder mehrere Wochen gedauert hatten, absieht, hatte ich mich ununterbrochen an meinem Arbeitsplatz befunden. Nun wollte ich nach Hause fahren und einmal wieder sehen, was in Amerika los war. Mascha sollte mitfahren, aber sie war Sowjetbürgerin, und die Behörden gaben ihr keinen Paß, um ins Ausland zu reisen.

Nach dem üblichen Warten erhielt ich das Ein- und Ausreisevisum und fuhr nach Moskau, wo ich zu meiner Freude feststellte, daß ich eine Karte nach New York in Rubelwährung kaufen konnte, obwohl ich auf dem gewöhnlichen Weg nicht einen einzigen Dollar oder Franc für das Geld haben konnte, das ich in Magnitogorsk verdient hatte.

Je mehr ich durch Europa hindurch nach Westen kam, desto freundlicher und sauberer wurden die Städte und Dörfer; die Stationen und Rangierbahnhöfe waren gut in Ordnung, und die Passagiere, die ein- und ausstiegen, waren immer besser gekleidet.

Als ich den Expreß in Paris verließ, fiel ich beinah um bei dem Anblick des Überflusses, der hier zu kaufen war. Fast bei jedem Schritt wollte mir jemand etwas verkaufen. Überall gab es Wohnungen und Hotelzimmer, die nur darauf warteten, daß jemand sie haben wollte. In Rußland stand man Schlange, um Brot und andere Lebensmittel zu kaufen; man stand stundenlang, wenn man einen Wollanzug brauchte, und mehrere Tage, um ein Fahrrad zu bekommen. In Frankreich und Amerika war Überfluß an allen diesen Dingen, und gerade das störte den normalen Lauf der Industrie und des Handels.

Die Sowjetunion basierte ihren Haushaltsplan bewußt auf Unterproduktion, während die sogenannten kapitalistischen Länder umgekehrt auf Produktionsüberschuß aufbauten. Ich wußte das bereits lange, aber doch nicht so wie jetzt, als ich den Zug an der Gare du Nord verlassen hatte und in den Straßen von Paris umherspazierte.

Ich ging in ein Restaurant und bestellte den besten Chateaubriand, den es gab. Während ich aß, kamen zwei, wie es schien durchaus arbeitsfähige französische Arbeiter herein und bettelten. In dem ganzen gewaltigen Rußland würde nicht ein so gut gebratenes Stück Fleisch und so angenehm servierter Chateaubriand zu finden gewesen sein wie hier. Aber auf der anderen Seite könnte man, wenn man auch vom einen Ende der Sowjetunion zum anderen reiste, nicht zwei arbeits-

fähige Männer antreffen, die Arbeit haben wollen, aber keine Arbeit finden. Trotzdem waren die beiden französischen Bettler besser gekleidet als die meisten qualifizierten Arbeiter in Rußland.

Der Lebensstandard in Frankreich und erst recht in den Vereinigten Staaten war unvergleichlich viel höher als in der Sowjetunion. Das sprang mir auf jedem Schritt während meiner Reise im Jahre 1937 in die Augen. Das Mittagessen der Koksofenarbeiter in Magnitogorsk bestand gewöhnlich in einem großen Teller Suppe und einigen hundert Gramm Brot. Die besser bezahlten Arbeiter konnten auch ein wenig Fleisch bestellen. Die französischen Arbeiter aßen sehr viel besser, viele hatten ein Fahrrad und die meisten zusammen mit ihrer Familie zwei oder drei Zimmer. Die russischen Familien wohnten dagegen fast immer nur in einem einzigen Raum; die Küche mußte häufig mit anderen Familien geteilt werden. Fahrräder galten als Luxus, ebenso Lederschuhe und Wollkleider.

Nichtsdestoweniger war der Unterschied in den Entwicklungslinien deutlich zu spüren. Während der fünf Jahre, die ich in der Sowjetunion verlebt hatte, waren die Lebensverhältnisse um mindestens hundert Prozent besser geworden. In Frankreich waren sie genau so wie vorher oder sogar schlechter geworden. In den Vereinigten Staaten hatten sie sich vielleicht etwas gebessert, aber besonders sichtbar war das kaum. Gewiß hatte der russische Arbeiter nicht viel von den Genüssen dieses Lebens, aber er konnte sicher damit rechnen, daß er es im nächsten Jahr besser haben würde. Seine Kinder besuchten Schulen und konnten nach abgeschlossenem Studium mit einer Anstellung rechnen. Der russische

Arbeiter konnte sich gesichert fühlen, wenn er krank wurde. Man wußte in Rußland überhaupt nicht mehr, daß es so etwas wie Arbeitslosigkeit gab. Deshalb konnte sich der russische Arbeiter auch den Luxus leisten, froh und optimistisch ins Leben zu blicken, obgleich er mit vielen aktuellen Mißhelligkeiten zu rechnen hatte, die es in den meisten anderen Ländern nicht gab.

Meine alten Freunde in Amerika waren deprimiert, sei es wegen Arbeitslosigkeit, wegen der hohen Steuern oder wegen Arzt- und Zahnarztrechnungen. Sie hatten Sorgen wegen der Schul- und Universitätsausgaben für ihre Kinder und am meisten vielleicht wegen des Beharrungsvermögens der ökonomischen und sozialen Prinzipien, auf die das ganze Staatswesen aufgebaut war.

Ich freute mich in Frankreich und Amerika über das lebhafte Interesse, das viele Leute in unseren Gesprächen bekundeten. Aber ich war auch verblüfft über die vielen Mißverständnisse bei allem, was Rußland und alles Russische betraf. Jeder hatte eine ganz bestimmte Auffassung. Die Kommunisten und mit ihnen Sympathisierenden behaupteten, Rußland sei ein unübertroffenes Musterland. Sie wollten nicht die geringste Kritik am System, an führenden Personen im Kreml oder an dem, was in der Sowjetunion als «Sozialismus» praktiziert wurde, hören. Andere Leute standen völlig unter dem Eindruck der Schilderungen von Eugen Lyon und bestritten, daß in den letzten Jahren überhaupt etwas anderes als Chaos und Leid in der Sowjetunion erreicht worden wäre. Alle Hinweise auf materielle und industrielle Fortschritte taten sie mit einer ärgerlichen Handbewegung ab. Jeder Volkswirt oder Geschäftsmann

hätte einsehen müssen, daß eine Verdoppelung der Eisenproduktion in einem Jahrzehnt eine ernste Angelegenheit war, die weitgehende Folgen auf die ökonomischen und damit auch militärischen Machtverhältnisse in Europa haben mußte. Eisen war Eisen, auch wenn die Hochöfen von Strafspezialisten und enteigneten Kulaken gebaut waren.

Nachdem ich so lange in der Sowjetunion gelebt hatte, fiel es mir schwer, mich an die amerikanische Reklameart zu gewöhnen. In Rußland gab es so gut wie keine Reklameinserate. Der Staat gab bekannt, daß Staatsobligationen zu zeichnen wären, um dadurch die Bevölkerung vom Kauf von Gebrauchsgütern, die knapp waren, abzuhalten. Abgesehen von kosmetischen Mitteln wurden kaum Waren in den Zeitungen, an Anschlagsäulen oder im Radio angepriesen. Das russische Volk wurde nicht aufgefordert, diese oder jene Zigarettenmarke zu rauchen, sondern Marx, Engels, Lenin und Stalin zu studieren und sich an den zivilen Verteidigungsmaßnahmen zu beteiligen, die Produktion zu steigern und die Kosten zu vermindern, die Qualitäten zu verbessern und Augen und Ohren offen zu halten. Die Leute rauchten die Zigaretten, die in den Läden zu kaufen waren und die sie bezahlen konnten.

Ich war geschlagen von der Einfalt und Sinnlosigkeit, die aus dem größten Teil der amerikanischen Inserate sprachen. Zumindest im Vergleich hierzu erschien die russische politische und ökonomische Reklame und Propaganda vernünftig und zweckentsprechend. Als ich in den Jahren darauf mehrmals aus der Sowjetunion ausreiste und die «kapitalistische Welt» besuchte, wurde dieser Eindruck eher verstärkt als abgeschwächt.

Nach einem Monat Ferien in Amerika und zwei Wochen in Moskau kam ich nach Magnitogorsk zurück. Ich hatte eine Menge Sachen verschiedenster Art in Amerika für Mascha, die Kinder und unseren Haushalt gekauft. Meine Koffer enthielten Taschenlampen, Eierlöffel, Schuhe, Decken und unzählige andere Dinge. Alles dies hatte ich aufgegeben und fuhr selbst ohne Gepäck. Ich reiste «harter Klasse», das heißt dritter Klasse, da ich alles Geld ausgegeben hatte. Drei Tage und Nächte hindurch wurde ich so durch Rußland geschüttelt. Einige der Reisenden hatten Matratzen, es gab in jedem Wagen etwa zwanzig, und es galt der Satz: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst! Ich war einer der ersten gewesen und war daher einer der Glücklichen, die nicht dauernd auf der harten Holzbank sitzen mußten.

Schließlich kamen wir in Magnitogorsk an, und mehrere hundert Menschen taumelten vom Zug herunter in das Bahnhofgebäude, vorbei an dem flotten Büfett und dem großen, geschmückten Zeitungskiosk und durch die Tür hinaus auf die andere Seite. Ich war unter den ersten und wußte, was es bedeutete, der Masse zuvorzukommen. Da ich kein Gepäck hatte, konnte ich schnell gehen.

Zwanzig Meter entfernt vom Bahnhofgebäude kam ein breiter Weg, der ziemlich lebhaft benutzt wurde. An einer Telegraphenstange war ein Schild angebracht: «Bushaltestelle». Von hier aus gab es offenbar eine Busverbindung.

Zwanzig Minuten nach Ankunft des Zuges kam ein Bus an und wurde sofort von fünfzehn bis zwanzig Personen bestürmt, die sich nicht in der Reihe hielten, sondern in der Nähe herumspaziert waren. Sofort entstand ein

Tumult. «Hallo, Kondukteur, laß niemand hinein, der nicht in der Reihe stand», riefen diejenigen, die sich ordentlich angestellt hatten. Die später Gekommenen, die so wenig Gemeinschaftsdisziplin gezeigt hatten, antworteten nicht, sondern drängten erst recht, um an den Eingang zu kommen. Die Kondukteurin steckte den Kopf zur Tür heraus und verwünschte die Männer, die sich gegenseitig daran hinderten, zuerst in den Wagen zu kommen. «Bürger!» rief sie mit ländlichem Akzent, «was um Himmels willen ist los? Ihr zerstört ja den ganzen Wagen, so daß keiner mitkommen wird.»

Mir gelang es, hineinzukommen, so daß ich, auf dem unebenen Weg durchgeschüttelt, schließlich zur Endhaltestelle der Straßenbahn kam, wo der Bus seine Last absetzte, um wieder zum Bahnhof zurückzufahren und eine neue zu holen. Die Straßenbahn war nicht ganz so voll, so daß ich ziemlich bequem bis zu den Basaren fahren konnte, wo mehrere Dutzend Männer und Frauen mit schwellenden Markttaschen einstiegen. Eine Frau hatte einen Sack über der Schulter. Die Straßenbahn hatte sich gerade in Bewegung gesetzt, als in dem Sack ein mächtiges Unwesen entstand. Die Frau war verlegen, die Fahrgäste waren neugierig. Schließlich mußte sie den Sack doch öffnen, und man sah zwei Ferkel, die schrien und miteinander rauften. Die Kondukteurin klingelte, damit der Fahrer anhalten sollte, und forderte die Frau auf, mit ihren Schweinen auszusteigen. Wieder entstand Krakeel, aber die Kondukteurin hatte die Passagiere auf ihrer Seite, als sie sehr bestimmt erklärte, daß die Straßenbahn nicht der richtige Platz für junge Schweine sei.

6

Frisch gebadet und munter ging ich am nächsten Tag zur Fabrik. Dort stellte ich fest, daß die große Reinigungsaktion während meines Fortseins schwerwiegende Folgen gezeitigt hatte. Die Leute waren voller Angst vor allem und jedem und am meisten vor allem, was mit dem Ausland zu tun hatte. Der leitende Techniker des Kokswerkes sagte mir bedrückt, daß ich Sjemitschkin aufsuchen solle.

Sjemitschkin sah abgezehrt und gehetzt aus. Später hörte ich, daß er mehrmals von dem NKWD. verhört, wenn auch nicht verhaftet worden war.

«Es tut mir leid, Jack», sagte er langsam. «Ich habe nichts gegen dich, aber wir können hier unmöglich Ausländer behalten. Und nicht nur, daß du Ausländer bist – du kommst nun auch noch gerade aus dem Ausland.»

Ich ging also wieder nach Hause, um dort über die Sache nachzudenken. Mascha erzählte, daß fast alle Ausländer weggereist waren oder im Begriff standen, abzureisen. Wer einen ausländischen Paß hatte, wurde in sein Land zurückgeschickt. Wer die russische Staatsbürgerschaft erhalten hatte, kam als Verhafteter nach Sibirien.

Ich hatte eine lange Unterredung mit Kolja. «Es ist am besten, du gehst von hier weg», sagte er. «Die Stadt hier ist für Ausländer gesundheitsschädlich geworden.»

Noch am selben Abend beschlossen Mascha und ich, abzureisen. Am nächsten Tag machte sie ein Gesuch wegen Ausreiseerlaubnis nach Amerika, um sich dort niederzulassen. Es dauerte fast vier Jahre, bis die Be-

willigung dieses Gesuches zustandekam. So blieb ich zunächst noch drei Monate in Magnitogorsk, lebte mit von Maschas Gehalt und wartete, daß sie die Ausreisebewilligung erhalten sollte. Ich hatte keine Arbeit, so daß die Türen des Instituts jetzt für mich verschlossen waren. Ich spielte Schach mit André, bis dieser verhaftet wurde. Ich merkte, daß meine Freunde sich sehr unwohl fühlten, wenn ich zu ihnen kam. Ich saß daher meist zu Hause und schrieb auf meiner Schreibmaschine. Jede Nacht kamen die Verhaftungspatrouillen in den Kirowdistrikt. Die Polizisten taumelten direkt vor Überanstrengung, und ihre Augen waren wegen Mangel an Schlaf wie blutgesprengt.

7

Für ein paar Tage kam Joe Barnes nach Magnitogorsk, und ich zeigte ihm die Stadt, aber weder er noch ich bekamen die Erlaubnis, auch die Industrieanlagen zu besichtigen. 1938 war die Stadt wohl wert, besichtigt zu werden.

Die Erdhütten und Holzbaracken hatten Mietshäusern aus armiertem Beton Platz gemacht. Wohl erleuchtete, mit Stein gepflasterte Straßen, ein Stadtpark und sogar ein «Wolkenkratzer» mit neun Stockwerken hatten Einzug gehalten. Obwohl die Stadt noch immer in einem primitiven Zustand war und bei weitem nicht an die großartige Milliardenrubelstadt und die Musteranlage herankam, die allmählich auf der anderen Seite des Stausees entstehen sollte, konnte sie sich doch mit mehr als 50 Schulen, 3 Hochschulen, 17 Bibliotheken, mit 2 großen Theatern, einem halben Dutzend kleinerer Theater, 22 Klubs, 18 Kliniken und einer Menge

anderer kommunaler und kultureller Institutionen sehen lassen.

Im Kirowdistrikt wohnten hauptsächlich Techniker und qualifizierte Arbeiter sowie Ärzte, Lehrer und Staatsangestellte, die es hier und da gab. Die höheren Verwaltungsbeamten, Techniker und Politiker wohnten in den Stadtteilen, in denen sich früher die ausländischen Spezialisten niedergelassen hatten. Außer den Häusern, die für Ausländer gebaut und gut ausgestattet waren, hatte Sawenjagin hier ein Dutzend große Häuser für sich selbst und seine Assistenten aufführen lassen. Ein junger russischer Architekt mit Namen Saprikin hatte die Entwürfe gemacht, wobei er fast bis ins letzte Detail amerikanische Architektenzeitschriften zum Vorbild nahm. Joe meinte, daß das Ergebnis eine lebhafte Erinnerung an Mount Vernon in New York oder Germantown in Pennsylvania hervorrief. Die Häuser lagen auf einem Hügel. Jedes Haus hatte einen Garten, für den die Erde mit Lastautos von weither geholt war. Sawenjagins Haus war ein Palast im Vergleich zu sonstigen Wohnhäusern in der Sowjetunion. Es war aus roten Ziegelsteinen, hatte drei Stockwerke und vierzehn Zimmer. Es gab ein Billardzimmer, ein Spielzimmer für die beiden kleinen Söhne Sawenjagins, einen Musikraum und ein großes Arbeitszimmer für Sawenjagin selbst. Hinter dem Hause gab es einen kleinen Hirschpark und vorne einen eleganten Blumengarten. Das Ganze war von einem hohen Zaun mit Stacheldraht umgeben. Ein Milizmann hielt ständig Wache am Eingang.

Die anderen Häuser, die von Oberingenieuren, den Abteilungschefs, dem Parteileiter des Distrikts, dem

Leiter des NKWD. und auch von zwei alten Strafspezialisten bewohnt waren – der eine Spezialist, Bogoljubow, war für die Grube tätig, der andere, Tichimirow, war der Leiter des Elektrizitätswerkes –, waren kleiner als das Haus Sawenjagins, aber ebenfalls sehr bequem und auch luxuriös. Alle waren mit dem Besten versehen, was die Möbelfabriken in Charkow liefern konnten. Allein die Einrichtung im Hause Sawenjagins hatte 170000 Rubel gekostet, während der Hausbau selbst 80000 Rubel betragen hatte. Die anderen Häuser waren je nach ihrer Art etwas billiger.

Im Zusammenhang mit der Finanzierungsfrage war ein interessantes Problem aufgetaucht. Wenn man mit zwanzig Jahren Amortisationszeit rechnete, beliefen sich die Monatskosten für Sawenjagins Haus auf tausend Rubel für die Amortisation und nochmals tausend Rubel für Unterhalt, Heizung, Pflege des Gartens und so weiter. Sawenjagin hatte aber nur ein Monatsgehalt von etwas mehr als zweitausend Rubel. Die anderen, die dort wohnten, befanden sich ungefähr in der gleichen Lage. Deshalb wurden die Kosten für diese Häuser einfach auf dem Konto des gesamten Wohnungsbestandes der Industrieverwaltung geführt, wodurch alle, die in Häusern der Industrieverwaltung wohnten, zu der Amortisation beitragen mußten. Trotzdem hatten die Bewohner der genannten Häuser noch immer sehr hohe Unkosten, weil diese eine so große Fläche einnahmen. Um diesem Übel abzuhelfen, wurden diese Unkosten von der Industrieverwaltung bezahlt und als «administrative Ausgaben» gebucht. Die Autos, die den Abteilungsleitern, Oberingenieuren und Funktionären zur Verfügung standen und die sie bei Jagdausflügen, Theaterbesuchen und

dergleichen ebenso benutzten wie bei Geschäfts- und Dienstfahrten, wurden ebenfalls unter dem Konto «administrative Ausgaben» gekauft, instandgehalten und benutzt.

Dieser Stadtteil, Bereski, wies auch einen sehr schönen Park auf mit Tennisbahnen, die im Winter in Schlittschuhbahnen verwandelt wurden. Die Atmosphäre war hier im Sommer ganz anders als im Kirowdistrikt. Man meinte beinah, einen Duft von der Eleganz zu spüren, die die Park Avenue in New York oder die Goldküste von Chicago auszeichnet. Das ging so lange, bis die große Reinigungsaktion diejenigen, die geglaubt hatten, «ihr Schäfchen ins Trockene gebracht zu haben», am allerschlimmsten traf.

Ein anderer Stadtteil, den ich Joe zeigte, hieß «Schanghai». Hier gab es Lehmhütten, die wahllos an einem Hohlweg dem Stationsgebäude gegenüber errichtet waren. Hier waren die Einwohner Baschkiren, Tataren und Kirgisen, die sich ihre Wohnungen aus dem Material bauten, das herumlag, oder das sie im Laufe der Jahre gestohlen hatten. Das Dach bestand in der Regel aus Metallabfall oder auch aus Torf und Stroh. Familien, Hühner, Schweine und Kühe lebten unter einem Dach, wenn die Leute überhaupt Tiere hielten. In den ärmeren Gebieten der Sowjetunion war das häufig anzutreffen. Die Bewohner waren ungelernte oder auch angelernte Arbeiter mit ihren Familien. Wenn sie Hühner oder Ziegen hatten, so ging es ihnen, am Standard der russischen Bauernbevölkerung gemessen, «gut». Sie hatten Eier und Milch, und der Mann erhielt das notwendige Bargeld für bescheidene sonstige Bedürfnisse in der Fabrik.

Es gab noch andere Teile der Stadt, die meist aus schnell aufgerichteten Holzhäusern, Baracken und Hütten bestanden. Die besten dieser Wohnungen hatten Zentralheizung, fließendes Wasser und einen Ablauf, aber in den meisten fehlten solche Dinge, und sie erinnerten an die Baracke 17, in der ich 1932 und 1933 gehaust hatte.

1938 verteilten sich die Einwohner von Magnitogorsk folgendermaßen auf die verschiedenen Stadtteile, soweit ich das mit Hilfe eines Freundes in der städtischen Plankommission feststellen konnte:

In Bereski und im Zentralhotel	2 %
Im Kirowdistrikt und in den übrigen Mietshäusern	15 %
In eigenen Häusern	8 %
In Baracken und anderen «vorübergehend errichteten» Häusern	50 %
In «*Semlianki*» (Hütten der Tataren usw.) . .	25 %

Derselbe Freund erzählte mir auch, daß das Budget für Magnitogorsk 1937 auf dreiundzwanzig Millionen Rubel, 1938 auf einunddreißig Millionen Rubel basiert war. Von diesen Summen entfielen etwa fünfzig Prozent auf den Bau von Schulen der verschiedenen Art und deren sonstige Kosten und fünfunddreißig Prozent auf das Kranken- und Gesundheitswesen. Die Gelder wurden durch Steuern aufgebracht, von denen der größte Teil von der Industrieverwaltung und anderen Organisationen sowie von den höher bezahlten Beamten und Arbeitern zu tragen war.

Wir gingen durch die verschneiten Straßen und kamen schließlich zum Zentrum der Stadt, wo 1938 von der Metallarbeitergewerkschaft ein großer Park ange-

legt worden war. Hier gab es einen Turm für Fallschirmspringer, zwei Tanzbahnen, einen Schachklub im Freien und einen in einem Gebäude, einen Tennisplatz, Plätze zum Spielen von Korb- und Handball, Fußballplätze, Schießbahnen, zwei Restaurants und einen sehr hübschen Blumengarten. Der Eintritt kostete fünfzig Kopeken, und an den Sommerabenden war der Park immer zum Brechen voll.

Jetzt war er leer und außer Betrieb, wenn auch noch Plakate da waren, die das Resultat des Fußballwettkampfes für das Uralgebiet angaben, der im September in Magnitogorsk ausgetragen worden war.

Ich zeigte Joe die ITK.-Baracken, in denen etwa zweitausend leichtere Verbrecher wohnten, die Strafen bis zu fünf Jahren für Gesetzesübertretungen nicht politischen Charakters abzudienen hatten. Fünf Jahre früher hatte sich die Zahl dieser Gefangenen auf zehn- oder fünfzehnmal so viel belaufen.

Joe wollte auch eine Kirche besichtigen, aber ich sagte ihm, daß Magnitogorsk eine der wenigen Städte war, vielleicht die einzige in der ganzen Welt mit einer Viertelmillion Einwohner, die keine Kirche hatte. Das Dorf Magnitnaja hatte eine kleine Kirche besessen, die aber 1934 in ein Klublokal umgewandelt und schließlich bei der Anlage des zweiten großen Dammes abgerissen worden war. Ihr Verschwinden im See war ein Symbol und geschah ungefähr zur gleichen Zeit, als die Religion als erwähnenswerter sozialer oder politischer Faktor in Magnitogorsk verschwand. Manchmal konnte man einen aus den entlegenen Dörfern neu zugewanderten Bauer ein Kreuzzeichen in der alten Weise machen sehen. Im Badehaus sah man vielleicht auch einmal

einen älteren Mann mit einem kleinen Kreuz an einem Halsband. Diese Reliquien aus der Zeit, als die griechisch-orthodoxe Kirche einen gewaltigen Einfluß auf das ganze russische Volk ausübte, veranlaßten die Behörden zu keinem Einschreiten. Die überwiegende Mehrheit des Volkes lachte oder lächelte über solche Leute, und in den Zeitungen und Schulen war die Gottlosenpropaganda in Blüte.

8

Joe interessierte sich auch sehr für Theater und Film. Magnitogorsk besaß zehn Theater mit zusammen neuntausend Plätzen. Alle Theater waren mit Klubs verbunden und durch deren Initiative zustandegekommen. Wir gingen also zu den Klubs, deren die Stadt dreiundzwanzig hatte.

Diese Klubs betrieben eine verschiedenartige Tätigkeit. Einige spielten Theater, andere betrieben Bildungsarbeit, wieder andere Sport, Schachspiel, Kunst oder Literatur. Gelder gaben entweder die Gewerkschaften oder die Industrieverwaltung, die einen besonderen Kulturfonds besaß. Klubbeiträge wurden nicht erhoben, und die Veranstaltungen, Ausflüge und so weiter, kosteten so wenig, daß davon kein Überschuß abfiel.

Von 1935 ab wurde in den Klubs auch getanzt und der Volkstanz in gewissem Umfang durch moderne Tänze ersetzt. Die Tanzmusik wurde meistens von einer Ziehharmonika bestritten.

Wir gingen auch ins Kino, in das sogenannte «Magnit», das Plätze für etwa tausend Personen enthielt. Es wurde monatlich von annähernd zwanzigtausend Personen besucht, was bedeutete, daß jeder erwachsene

Magnitogorskeinwohner im Durchschnitt jeden sechsten Monat einmal ins Kino ging. Die meisten Filme, die gezeigt wurden, waren Sowjetfilme, aber es gab auch einige ausländische, wie zum Beispiel «Lichter der Großstadt», «Moderne Zeiten», «Peter», «Sous les toits de Paris», sowie hier und da einen fünfzehn oder zwanzig Jahre alten Abenteurerfilm aus dem Wilden Westen.

In der Stadt gab es zwei ständige Berufsschauspielervereinigungen. Die ältere nannte sich TRAM (Theater der Arbeiterjugend) und brachte es in der Saison 1937/38 auf siebzig Vorstellungen klassischer Schauspiele und dreißig moderner Stücke. Unter den Klassikern waren Shakespeare, Schiller und vor allem N. A. Ostrowski (der alte Theaterschriftsteller, nicht der moderne Romanschriftsteller, der 1937 starb) zu finden.

Die Theatervereinigung TRAM, die 1932 gebildet wurde, hatte zunächst nur ein kleines Klubhaus aus Holz zur Verfügung, das der Eisenbahnergewerkschaft gehörte. Im Oktober 1932 erhielt sie von der Stadt ein Gebäude, das gerade für die Aufführung des ersten Stückes hergerichtet war, als der Befehl kam, das Gebäude niederzureißen, weil das Baumaterial für einen anderen Zweck gebraucht wurde. Im Sommer 1932 und 1933 fuhr die Gesellschaft auf die Dörfer hinaus und führte dort Stücke für die Erntearbeiter auf. Im Winter wurde in verschiedenen Klublokalen gespielt. Die populärste Schauspielerin, die die Hauptrollen der meisten modernen Stücke spielte, war eine gewisse Schura Kalgorodowa, deren Geschichte so interessant ist, daß ich sie hier erzählen will.

Voller Sehnsucht, Schauspielerin zu werden, verließ Schura mit fünfzehn Jahren das Elternhaus, um ihr

Glück zu versuchen. Ihr Vater war ein armer, landloser Bauer; sie war barfuß und unterernährt. Aber sie träumte nur vom Theater, von dem Glanz und Ruhm der großen Sterne, welche aus der Erniedrigung der Armut hoch am Theaterhimmel aufstiegen. Schura war schnell mit den paar Kopeken zu Ende, die sie mitgenommen hatte, und sah nur Hunger und Leiden vor sich.

Was sollte sie machen? Nach Hause zurückkehren? Nein! Dort gab es kaum Brot für ihre kleinen Brüder, und außerdem wollte sie ja auch Schauspielerin werden. Sie träumte von Autos, strahlenden Lichtern und schönen Kleidern, aber im Dorf gab es nur Lumpen, Schmutz und sehr viel Holz, das man für zwanzig Kopeken pro Tag für die Dorfkulaken hauen sollte. Nein, sie wollte nicht zurück, sie wollte nach Moskau.

Um nicht zu verrecken, fing sie an zu stehlen und wurde bald ein richtiger Bandit. Sie wurde Mitglied einer Verbrecherbande, die sich an Bauten, Züge und Basare heranmachte. Das war 1928 gewesen.

Anfang 1932 kam sie nach Magnitogorsk, in Gesellschaft von drei Männern und einer Frau. Sie kamen gut gekleidet und mit Geld in den Taschen an, nicht um zu arbeiten, sondern um sich durch Diebstahl und Spekulationen einen Lebensunterhalt zu verschaffen. Schura war nun 19 Jahre alt und sehr schön. Im Futter ihres Mantels hatte sie einen zehn Zoll langen Dolch mit geschnitztem Schaft. Aber sie träumte noch immer heimlich davon, Schauspielerin zu werden. Den ersten Coup, den sie in Magnitogorsk mit ausführen sollte – die Plünderung der Wohnung eines der leitenden Ingenieure – zerstörte sie, weil sie bei der Vorbereitung

mit dem Ingenieur in ein langes Gespräch über das Theater in Leningrad kam. Dabei hatte sie den Auftrag, mit ihm nicht länger als etwa fünf Minuten zu sprechen, während derer die Kumpane aus der Wohnung verschwinden sollten. Die Szene, die dann folgte, war nur die erste von noch vielen Auseinandersetzungen zwischen ihr und ihren Spießgesellen.

Im März 1932 wurde die TRAM gegründet. Schura gab zu verstehen, daß sie die Verbrecherbande verlassen und sich dem Theater widmen wolle. Der Bandenführer drohte, sie umzubringen, aber sie ging trotzdem.

Schura fand die neue Aufgabe leichter, als sie gedacht hatte. Sie zeigte wirklich Talent und wurde deshalb den jungen Arbeitern zugesellt, die von anderer Arbeit befreit waren, um Schauspieler zu werden. Sie wohnte im Schlafsaal des Theaters und studierte Aussprache, Grammatik und verschiedene Rollen.

Aber sie konnte ihre früheren Kumpane nicht so schnell loswerden. Sie bekam Drohbriefe, und eines Abends fand ein kurzer Kampf mit Messern statt, bei dem Schura in die Hand geschnitten wurde. Mit Hilfe eines der jungen Schauspieler gelang es ihr, den Mann zu überwältigen, ihn zu fesseln und der Miliz auszuliefern.

Drei Monate später war die ganze Bande festgenommen, und Schura mußte als Zeuge vor Gericht erscheinen. Erst als die vier, mit denen sie nach Magnitogorsk gekommen war, zu zwei bis fünf Jahren verurteilt waren, wußte Schura, daß sie die vier Verbrecherjahre endgültig hinter sich hatte. Nun gab sie sich ganz ihrer Arbeit am Theater hin.

Ich sprach oft mit Schura und fand sie nicht nur schön und enthusiastisch, sondern auch intelligent. Sie

war eine schlanke Blondine mit starken Backenknochen und einem kräftigen Mund und Kinn. Sie war voll glühendem Enthusiasmus für das Theater im allgemeinen und für die TRAM im besonderen.

Als das Theater der Arbeiterjugend unter den Arbeitern von Magnitogorsk bekannter geworden war, wurden auch viele Stücke agitatorischer Art aufgeführt, die die Arbeitsdisziplin, die Sauberkeit in den Baracken und die Notwendigkeit, die geforderten Arbeitsmengen zu erreichen, behandelten. Da dem Theater kein geeignetes Gebäude zur Verfügung stand, wurden viele Stücke in Fabriken gespielt, in den sogenannten Roten Ecken (kleinen Klubräumen in Baracken oder Häusern), in eigentlichen Klubräumen oder auch, wenn das Wetter gut war, im Freien, gerade so, wie das bei den französischen «Blauen Blusen» üblich war. Die Theatergesellschaft arbeitete eng mit dem Kommunistischen Jugendverband zusammen, dem die Mehrzahl der Schauspieler und Schauspielerinnen angehörte.

Da die Vereinigung hauptsächlich aus Jugendlichen bestand, die erst vor kurzer Zeit an die Arbeitsbänke gekommen waren, war die Verbindung mit der produktiven Arbeit sehr stark. Die Vereinigung dramatisierte Arbeitskonflikte zwischen Arbeitern und Organisationen und zwang dadurch das Verwaltungspersonal zu größerer Vorsicht. Ein Konflikt zwischen den Hochofenarbeitern und dem NARPIT (Marketendereitrust) wurde beispielsweise durch das Theater und die Verse des Schauspielers Tolkatschew derart bekannt, daß die Leitung des NARPIT geändert wurde und die Mahlzeiten mit kalt gewordenen Speisen – die die Arbeiter besonders erbittert hatten – bald nur noch eine Erinnerung waren.

Das Theater führte aber auch ernste Stücke auf: «Die Straße der Freude», «Die Mädchen unseres Landes», «Die Friedensarmee» und andere. Seine Tätigkeit wurde leider durch den Mangel an geeigneten Lokalen und an einer qualifizierten Leitung gehemmt.

Im März 1934 spielten Schura und einige andere junge Schauspieler in Moskau, wo sie mit großem Erfolg auf der Theaterolympiade des ganzen Landes auftraten. Sergei Ordschonikidse, der Kommissar für Schwerindustrie, sprach mit ihnen und stellte ihnen wichtige Fragen betreffs der Arbeit in Magnitogorsk. «Ich fühle Magnitogorsk hier und hier», sagte er, und zeigte dabei auf Herz und Hals. Zum Schluß sagte er: «Sagt Sawenjagin, daß ich der TRAM dreißigtausend Rubel und ein Lastauto überweisen werde, und daß er selbst nicht weniger großzügig sein soll.»

Bei ihrer Rückkehr erfuhren die Schauspieler, daß Sawenjagin bereits eine im Werte gleichkommende Hilfe geleistet hatte. Hierdurch und durch das Versprechen, daß die Vereinigung ein Theatergebäude erhalten sollte, stieg die Stimmung bis auf die Spitze. Einige Monate später nahm das «Kleine Theater» in Moskau die Magnitogorsker Theatervereinigung der Arbeiterjugend unter sein Patronat und entsandte einen tüchtigen Regisseur sowie Dekorationen.

Ende 1935 spielte das Theater Stücke von Ostrowski und Gorki.

Als der Klub der Metallarbeiter 1936 fertig wurde, erbte TRAM das Haus der Ingenieure und Techniker, dessen Theater eine große Drehbühne und Platz für eintausendfünfhundert Zuschauer hatte. Zur gleichen Zeit wurde das Magnitogorsker Künstlertheater mit Hilfe

von Berufsschauspielern, die von Moskau und anderen größeren Städten kamen, gegründet. Beide Theater wurden durch ihren Wettkampf zu ständig höheren Leistungen angespornt.

Das neue Künstlertheater hatte einen gewissen Vorsprung, weil es Berufsschauspieler mit langjähriger Bühnenerfahrung und eine sehr gute technische Leitung hatte, aber TRAM konnte demgegenüber mit dem grenzenlosen Enthusiasmus seiner jungen Schauspieler und Schauspielerinnen vom selben Typ wie Schura aufwarten. Sie fühlten, daß sie jetzt wirkliche Künstler waren, wovon sie seit Jahren geträumt hatten. Außerdem waren sie tief im Leben von Magnitogorsk verankert.

Eine noch populärere Institution als das Theater war der Zirkus, der der Mehrzahl der Arbeiter, die Bauern- oder Nomadenblut in den Adern hatten, mehr zusagte als Macbeth oder «Die Feinde». Meist konnte man kein Billett für den Zirkus bekommen, wenn man sich nicht schon lange im voraus darum bemüht hatte. Die Vorstellungen waren von drittrangiger «Barnum-und-Bailey»-Qualität, und verschiedene Versuche, einen Zusammenhang mit dem Aufbau des Sozialismus zu konstruieren oder mit der Notwendigkeit, die gewünschten Arbeitsleistungen zu erzielen, hinterließen nur einen lächerlichen Eindruck.

9

Nachdem Joe abgereist war, mußte ich unseren Haushalt besorgen, weil Mascha in der Geburtenabteilung des Zentralkrankenhauses lag. Dies blieb auch so,

als sie mit unserer zweiten Tochter nach Hause zurückgekommen war. Wera machte sauber, während ich die Einkäufe tätigte. Morgens machte ich mich mit einer Markttasche auf den Weg, um mich in den größeren Läden und Basaren umzusehen. Zurzeit gab es reichlich Lebensmittel, und da Mascha vier Monate mit vollem Gehalt von ihrem Posten beurlaubt war, hatten wir Geld genug, um das, was wir brauchten, zu kaufen.

Das Problem, den Arbeitern hinreichend zu essen und genügend Kleider zu verschaffen, war oft schwer und zuweilen überhaupt nicht zu lösen gewesen. Viele Jahre hindurch hatten die Genossenschaftsläden nichts anderes als Brot zu verkaufen, manchmal noch einige sonstige Lebensmittel. In jener Periode starben die Privatläden aus, und die Basare waren die einzigen Stellen, wo man etwas bekommen konnte. Diese lagen auf dem großen, offenen Plateau eines Hügels und umfaßten zusammen eine Fläche von etwa zwei Morgen. Hier konnte jeder herumwandern und seine Waren zu dem Preis verkaufen, den er bekommen konnte. Die Polizei paßte nur streng auf, daß nicht gestohlene Ware darunter war. In den Jahren 1933 und 1934 waren die Preise hier so hoch, daß man kaum Geld genug hatte, um etwas zu kaufen. Brot zum Beispiel kostete bis zu zehn Rubel pro Kilogramm, während es in den Genossenschaftsläden fünfzehn Kopeken kostete.

Nach dem Besuch von Ordschonikidse im Jahre 1933 begannen die Industrieverwaltung und die politischen Leiter der Stadt dem Konsumproblem größere Aufmerksamkeit zu schenken. Staatliche Landwirtschaftsbetriebe in der Nähe von Magnitogorsk wurden veranlaßt, Kartoffeln, Milch, Kohl und Fleisch an die Stadt zu

liefern. 1936 existierte kaum noch ein Lebensmittelproblem, das heißt, es gab so viel, daß jeder sich satt essen konnte. Aber das Verteilungssystem ließ noch immer viel zu wünschen übrig.

Allmählich wurden auch der Gütertransport und der Verkauf besser geregelt; man konnte Eßwaren für den Tagesbedarf kaufen, ohne stundenlang Schlange stehen oder jemand anders für das Anstehen bezahlen zu müssen. In den Jahren 1935 bis 1937 konnte Magnitogorsk mit fünf mustergültigen Lebensmittelgeschäften, «Gastronom», prangen, die auch in jeder amerikanischen Stadt als sauber, ordentlich und gut versehen gegolten hätten, wenn auch die Preise in Magnitogorsk wesentlich höher waren.

Die folgenden Zahlen geben ein Bild von den dortigen Lebensmittelpreisen im Winter 1937/38. Die Preise sind in Rubel und Kopeken angegeben und in Klammern entsprechend in Schweizer Währung. (1 Rubel entsprach zu jener Zeit etwa 0,76 Schweizer Franken. Der durchschnittliche Arbeiterlohn betrug damals in Magnitogorsk etwas über 300 Rubel = 225 Schweizer Franken im Monat.)

Milch: 2 Rubel (1,52 Franken) pro Liter. Kleinere Jahreszeitschwankungen konnten vorkommen.

Fleisch: 3,50 bis 10 Rubel (2,65 bis 7,60 Franken) pro Kilo in den Läden. 5 bis 20 Rubel (3,80 bis 15,20 Franken) pro Kilo in den Basaren.

Eier: 1 Rubel (0,76 Franken) pro Stück (aber es gab nicht immer welche).

Butter: 14 bis 20 Rubel (10,50 bis 15,20 Franken) pro Kilo.

Wurst: 7 bis 20 Rubel (5,25 bis 15,20 Franken) pro Kilo.

Mehl: 2 bis 5 Rubel (1,50 bis 3,80 Franken) pro Kilo.
Reis: 5,50 Rubel (4,20 Franken) pro Kilo.
Andere Mehlsorten und Grieß: 3 bis 5 Rubel (2,25 bis 3,80 Franken) pro Kilo.
Äpfel: 3,50 Rubel (2,60 Franken) pro Kilo. (Sie waren schlecht, meist gefroren, und selten zu erhalten, da sie sehr nachgefragt waren.)
Kartoffeln: 0,50 Rubel (0,38 Franken) pro Kilo.
Weißkohl: 0,75 Rubel (0,57 Franken) pro Kilo.
Kohlrüben, Mohrrüben und rote Rüben: meist in derselben Preislage wie Weißkohl.
Zigaretten: 1 bis 5 Rubel (0,75 bis 3,80 Franken) pro Paket mit 25 Stück.
Wodka: 12 Rubel (9,10 Franken) pro Liter.
Weine, darunter Champagner: 6 bis 20 Rubel (4,50 bis 15,20 Franken) pro $^1/_3$ Liter.

Im Jahre 1937 wurden von den verschiedenen Ladenorganisationen in Magnitogorsk Lebensmittel und Manufakturwaren für insgesamt 212500000 Rubel verkauft. Es waren nur vierundachtzig Prozent der berechneten Menge. Das lag ganz gewiß nicht an mangelnder Kauflust von seiten der Bevölkerung, sondern daran, daß nicht genug Waren da waren.

Der Mangel an Manufakturwaren, der in den Hintergrund trat, solange es nicht genug Lebensmittel gab, wurde, nachdem die Lebensmittelfrage gelöst war, immer drückender. In der Stadt wimmelte es von kauflustigen Leuten mit festem Einkommen, die an ihren freien Tagen Woche für Woche hinter Kleidern, Schuhen, Möbeln, Nähmaschinen, Radioapparaten, Porzellan, Hausgerät und tausend anderen kleinen Dingen der Leichtindustrie herliefen, die in anderen

Ländern in jedem Warenhaus oder Manufakturwaren- und Haushaltungswarengeschäft zu haben sind.

Bis vor etwa zwanzig Jahren hatte der überwiegende Teil des russischen Volkes in Dörfern auf dem Lande gewohnt und niemals Fabrikwaren gekauft, außer etwa ein paar Nägeln, einer Pflugschar oder etwas Hausgerät. Die Familien fertigten selbst Kleider, Möbel, Holzschüsseln, Betten und so weiter an, und in jedem Dorf gab es einen Schuster.

Im Laufe zweier Jahrzehnte verließen fünfunddreißig Millionen Russen die Dörfer und wurden Stadtbewohner mit ganz guten Verdiensten, die nun Fabrikwaren brauchten. Die Bauern, die in den Dörfern blieben und dort in den Kollektivwirtschaften tätig waren oder auf einem staatlichen Gut arbeiteten, wollten ebenfalls Fabrikwaren haben. Obwohl die Leichtindustrie ständig vermehrt wurde, war sie außerstande, die gestiegene Nachfrage zu befriedigen, zumal die Regierung allen Maschinenimport einschränkte und die Schwerindustrie weit schneller als die Leichtindustrie zu entwickeln trachtete.

Die Qualität der Fabrikwaren war im allgemeinen schlecht (Schuhe, Konfektionsanzüge und Stoffe waren meist wenig haltbar), wenn auch gewisse Dinge, wie zum Beispiel die neuen Kurzwellenapparate, verhältnismäßig gut waren.

Die Fabrikerzeugnisse waren erschreckend teuer. Ein Paar Schuhe kostete 1936 ungefähr 220 Rubel, 1938 sogar 300 Rubel (165 bzw. 225 Schweizer Franken). Gute Wollkleidung konnte man so gut wie überhaupt nicht bekommen, und um in den Läden einen Anzug zu erhalten, mußte man, wenn man überhaupt einen erwischte, zwischen 500 und 1500 Rubel (380 bis 1140

Franken) zahlen, das heißt, für einen hochqualifizierten Arbeiter gingen ein bis zwei Monatslöhne drauf.

In den Jahren 1937 und 1938 erschienen eine Reihe neuer Fabrikwaren auf dem Markt, darunter Staubsauger, Brutmaschinen und dergleichen. Die Schlangen von Leuten, die Schuhe, Baumwoll- oder Wollstoffe und dergleichen kaufen wollten, wurden kleiner, die Läden freundlicher und die Bedienung ebenfalls besser.

10

Nach drei Monaten Wartezeit, in denen ich einen unglaublich schlechten Roman schrieb und Japanisch zu lernen anfing, kamen meine Frau und ich überein, daß es so nicht mehr weitergehen könne. In Magnitogorsk konnte ich bestimmt keine Arbeit mehr bekommen. Die Behörden teilten uns mit, daß Maschas Gesuch in den nächsten Monaten kaum behandelt werden könne. So beschlossen wir, daß ich nach Moskau reisen und dort Arbeit als Übersetzer oder Sekretär eines ausländischen Korrespondenten suchen solle. Das bedeutete, daß ich die Familie verlassen mußte, aber eine andere Alternative schien es nicht zu geben.

Es ist immer beschwerlich, mit jemandem verheiratet zu sein, der eine andere Paßfarbe hat, aber es ist besonders schlimm in Kriegs- und Krisenzeiten. Jedenfalls dauerte es beinahe drei Jahre, bis es so weit war, daß wir alle zusammen nach Amerika fahren konnten – und nur dank dem Beistand der amerikanischen Gesandtschaft in Moskau und einiger Freunde in Washington.

DIE ABFAHRT

Mit Kummer und Sorge fuhr ich von Magnitogorsk ab. Dort hatte ich fünf meiner besten Jahre in den Fabriken gearbeitet. Ich hatte geholfen, die Hochöfen aufzubauen, ich hatte in der Sonnenhitze Schweißerarbeit gemacht, hatte mir die Nase und die Backen erfroren, wenn die arktischen Winterwinde bliesen. Ich war Zeuge gewesen, wie Millionen Tonnen Eisen und Stahl in Magnitogorsk fertiggewalzt wurden, um in die Maschinen- und Waffenfabriken der Sowjetunion zu wandern.

Als ich Magnitogorsk verließ, war ich tief beeindruckt davon, daß so viele meiner Bekannten verhaftet waren. Alles kam mir so dumm, so sinnlos und borniert vor. Die Stalinverfassung des Jahres 1936 hatte eine freie, demokratische Gesellschaft versprochen. Trotzdem sah es aus, als ob das NKWD. mit allem Schluß machte. Die große Reinigungsaktion schien alles wegzuspülen, was geschaffen worden war.

Ich sagte das auch Sjemitschkin, als ich von ihm Abschied nahm. Seine Haltung war gesünder und mehr balanciert als meine. «Wenn ich mich nicht irre, bestand bei euch Amerikanern noch Negersklaverei fast ein Jahrhundert, nachdem eure freie Verfassung in Kraft getreten war. In den ersten Jahrzehnten nach eurer

Revolution waren die Wahlen eine Parodie auf das freie Wahlrecht. Die Verfassung der Sowjetunion ist eine Garantie für die Zukunft. Sie ist die Planzeichnung, während wir bauen und sicher auch fertig bauen. Unsere Wahlen sind gewiß heute noch lächerlich. Die Freiheit des Einzelnen ist stark eingeschränkt. Aber wir sind auch noch nicht eine Generation alt und befinden uns außerdem auch noch im Krieg. Das solltest du nicht vergessen!»

Sjemitschkin hatte natürlich recht. Und nicht nur das – viele Leute in Magnitogorsk hätten ihm ohne weiteres beigepflichtet. Nur wenige von ihnen kannten die amerikanische Geschichte, und nur wenige hätten ihrer Auffassung und ihren Gefühlen so Ausdruck geben können wie Sjemitschkin. Aber alle waren überzeugt, daß Rußland mit der übrigen Welt einen Klassenkampf ausfocht, und daß es zugleich den Grund legte für ein neues Gesellschaftssystem, das auf dem Weg des menschlichen Fortschrittes jedem westlichen Staat weit voraus war, ein Gesellschaftssystem, das seinen Bürgern nicht nur persönliche Freiheit, sondern auch vollkommene ökonomische Sicherheit gewähren würde, und für das es wert war, Blut, Schweiß und Tränen zu vergießen.

Die Millionen von enteigneten Kulaken und die politischen Verbannten in Sibirien würden bald ein vergessenes Kapitel sein. Sie waren Opfer auf dem Altar der Revolution und des Fortschritts. In zwanzig oder dreißig Jahren würden sie ausgestorben sein, und dann wäre die Sowjetunion vielleicht fähig zu existieren, ohne daß in jedem Jahrzehnt ganze Bevölkerungsschichten erledigt werden. Es war eine grausame Methode, aber sie war angewandt worden. Sie war ein Posten auf der

langen Liste der Kosten für Magnitogorsk, für Stalins Uralfestung, für die Sicherung der Sowjetunion.

Eine Schlußfolgerung, zu der ich schon lange, ehe ich Magnitogorsk verließ, gekommen war, halte ich noch immer für richtig. Die Leute aus dem Westen hatten in Rußland nichts verloren. Es ist das Land der Russen und ihrer Revolution. Männer und Frauen aus Westeuropa und Amerika können das zuweilen verstehen, aber es ist nahezu unmöglich für sie, sich dem anzupassen.

Mir war es geglückt, trockenes Brot, verfaulten gesalzenen Fisch, Kälte und harte Arbeit zu überleben, was bereits ungewöhnlich ist. Aber mir war es nicht geglückt, die große Reinigung zu überstehen. Ich glaube, ich verstand die Gründe hierfür und die Zwangsnotwendigkeiten der Übergangsperiode in Rußland, aber auch ich konnte mein Leben nicht all dem anpassen. Wahrscheinlich hätte ich die Reinigungsaktion auch dann nicht ausgehalten, wenn ich selbst ganz davon verschont geblieben wäre.

In Moskau wurde ich nur Beobachter, was ich vielleicht die ganze Zeit hindurch schon war. Wenn nicht Mascha und die Kinder gewesen wären, hätte ich Rußland damals verlassen. Aber wie die Verhältnisse nun einmal lagen, blieb ich noch über drei Jahre dort, bis wir alle zusammen nach Amerika fahren konnten.

Ich ging von Magnitogorsk mit der Überzeugung fort, daß ich nur ein sehr unbedeutender Statist bei einer Weltpremiere gewesen war. Ich hatte in einem Stück mitgewirkt, das zum erstenmal aufgeführt wurde und von dem die übrige Welt sehr viel zu lernen hatte, in gutem sowohl wie in schlechtem Sinne. Ich hatte nicht

nur geholfen, eine industrielle Basis zu errichten, die sich in dem kommenden Kräftemessen mit Deutschland von vitaler Bedeutung erweisen sollte, ich hatte auch mitgewirkt bei der großen Kraftanstrengung von einhundertsiebzig Millionen, um gemeinsam eine Gesellschaft zu errichten, die nach kollektiven Weisungen erarbeitet und nach einem Generalplan koordiniert und synchronisiert wurde.

Hochöfen werden in vielen Ländern gebaut. Sie werden von Privatunternehmen des Profites wegen errichtet. Die Hochöfen von Magnitogorsk dagegen wurden kollektiv gebaut und in Gang gehalten. Keiner hatte einen Privatgewinn davon, sie waren ein Glied in dem Generalplan.

Sie sind historische Meilensteine.

Die Generalpläne, die vor anderthalb Jahrzehnten aufgestellt wurden und unter anderem die Anlagen in Magnitogorsk umfaßten, sind durchgreifend verändert worden und werden sicher noch weiter verändert. Der ursprüngliche Plan betreffs der Anlagen im Ural-Kusnetskgebiet wurde Anfang der dreißiger Jahre preisgegeben, als neue geologische Entdeckungen ihn veraltet erscheinen ließen. So werden, denke ich, neue Beobachtungen und Entdeckungen das soziale Rezept des Marxismus-Leninismus, das die Grundlage für die Theorie der proletarischen Revolution und des sozialistischen Aufbaus bildet, auch auf anderen Gebieten stark modifizieren. Zumindest in bezug auf das, was Lenin vor zwei oder Stalin vor einem Jahrzehnt darunter verstanden. Solche Änderungen gehen ständig vor sich.

So, wie der Sozialismus in Magnitogorsk zutage trat, zeigte er in seinem Wesen viele Bruchstellen, genau so

wie der Kapitalismus, dessen Konsequenzen in Warschau, Dünkirchen oder Coventry beobachtet werden konnten. Aber der Sozialismus in Magnitogorsk hatte auch seine Verdienste, und deshalb bin ich überzeugt, daß man viel lernen kann, wenn man ihn studiert.

EPILOG: DIE URSACHEN DES FORTSCHRITTES IN RUSSLAND

I

Das Magnitogorsk, das ich 1938 verließ, lieferte täglich etwa fünftausend Tonnen Stahl und große Mengen anderer wertvoller Produkte. Trotz der Reinigung war die Stadt gefüllt von harten, ernsten, jungen Russen, die arbeiteten, studierten, Fehler begingen und aus diesen lernten, die sich in einem Tempo von über dreißig Geburten pro tausend Einwohner fortpflanzten. Sie dichteten auch und sahen außerordentlich gute Theatervorstellungen, wie zum Beispiel «Othello», sie lernten Geige und Tennis spielen. Alles das geschah draußen, mitten in der Steppe, wo zehn Jahre vorher nur einige hundert arme Hirten gelebt hatten.

Während der nächsten drei Jahre, da ich von Moskau aus viel reiste, war ich in Westeuropa, auf dem Balkan, im Nahen Osten und in Japan auf den Spuren der großen Journalisten, konnte aber immer den Kontakt mit Magnitogorsk aufrecht erhalten. Ich las den «Magnitogorsker Arbeiter» und andere Publikationen der Stadt; ab und zu traf ich auch einmal einen meiner alten Freunde und Bekannten.

Die Produktion stieg von 1938 bis 1941 im allgemeinen ständig. Ende 1938 waren die negativen Folgen der

großen Reinigungsaktion fast ganz überwunden. Die Industrieanlagen in Magnitogorsk produzierten die Mengen, die berechnet waren, und jeder Hochofen, jede Fabrik, jeder Arbeiter spürte den Druck und die Spannung, die nach München in der ganzen Sowjetunion fühlbar war. «Die seit Jahren vorbereitete kapitalistische Attacke gegen die Sowjetunion ist unmittelbar bevorstehend», hämmerten die Sowjetpresse, das Radio, die Lehrer, die Wanderredner und Partei-, Jugendverbands- und Gewerkschaftsfunktionäre in unzähligen Versammlungen der Bevölkerung ein.

Das russische Verteidigungsbudget wurde fast in jedem Jahr verdoppelt. Unendliche Reserven an Kriegsmaterial, Maschinen, Brennstoffen, Lebensmitteln und Vorräten wurden aufgespeichert. Die Rote Armee wurde von rund zwei Millionen Mann im Jahre 1938 auf 6,5 Millionen bis zum Frühjahr 1941 verstärkt. Die Eisenbahn- und Fabrikbauten im Ural, in Zentralasien und Sibirien wurden beschleunigt.

Alle diese Neuanlagen saugten den vorher, wenn auch in geringem Maße vorhandenen, aber wachsenden Überschuß der Fabriken auf, der den Arbeitern von Magnitogorsk in den Jahren 1935 bis 1938 in Form von Fahrrädern, Armbanduhren, Radioapparaten, guten Würsten und anderen Lebensmitteln zuteil geworden war.

Im Jahre 1939 gab es in den Läden von Magnitogorsk keine Zigaretten mehr zu kaufen, Wodka gab es nur hin und wieder, Schuhe und Anzüge waren wieder ganz verschwunden. 1940 wurde die Brotkarte wieder eingeführt, obwohl ein Gesetz das verboten hatte. Lehrer und andere «Manschettenproletarier» bekamen nicht mehr genug Brot. Sie ergänzten ihre Rationen mit Brot, das

sie zu unglaublich hohen Preisen an der Schwarzen Börse kauften.

Während die Konsumtion drastisch herabgesetzt wurde, ergriff man Sondermaßnahmen um die produktiven Leistungen der Bevölkerung zu steigern. Reden und sonstige Propaganda wurden durch strenge Arbeitsgesetze ergänzt. Mehrere Verordnungen stempelten das Zuspätkommen zur Arbeit über zwanzig Minuten als kriminelle Handlung. Wer gegen die Verordnungen verstieß, wurde zu Zwangsarbeit bis zu sechs Monaten verurteilt. Die Arbeiter und Angestellten durften ihren Arbeitsplatz ohne eine besondere schriftliche Erlaubnis des Direktors nicht verlassen, während auf der anderen Seite die Kommissariate jeden Arbeiter in irgendeine beliebige Gegend der Sowjetunion schicken durften, solange die dortige Arbeit das erforderte. Es war gleichgültig, ob der Arbeiter wollte oder nicht. Eine zur gleichen Zeit erlassene Verordnung machte die Fabrikdirektoren, Abteilungsleiter, Oberingenieure und so weiter vor Gericht verantwortlich, wenn die Produktion der in Frage kommenden Fabrik oder Abteilung nicht dem Plan entsprach, oder wenn sie Waren an andere Fabriken oder an Konsumenten abgaben und hierüber falsch Buch führten. Die Gerichte hatten ständig mit Verfahren gegen verantwortliche Behörden zu tun, die auf Grund der genannten Verordnungen belangt wurden. Die Behörden hatten aber das Recht, sich ausgiebig zu verteidigen. Gelang ihnen das nicht, so wurden die Verantwortlichen mit Gefängnis bis zu acht Jahren bestraft. Man hörte nichts oder nur wenig von faschistischen Spionen, Mord an bekannten Schriftstellern oder Ähnlichem, wie das bei der großen Reinigung der Fall

gewesen war. Jetzt wurden die Leute angeklagt, weil sie nicht so viel produzierten, wie das Land benötigte, um sich verteidigen zu können.

Diese das ganze Land berührende Erscheinung wurde in Magnitogorsk durch eine Reihe Dinge ergänzt, die nur im Uralgebiet vorkamen. Hier tauchten neue Fabriken auf, die in keinem Bauplan angezeichnet waren. Keiner wußte, wofür sie gebraucht werden sollten. Zur gleichen Zeit wurden große Anstrengungen gemacht, um die Effektivität der Kraftstationen zu steigern, obwohl es, zumindest in Magnitogorsk, mehr als genug Stromzufuhr für die dort vorhandene Industrie gab.

Auch in Magnitogorsk, das viele tausend Kilometer von der Grenze weglag, wurden Vorbereitungen zur vollständigen Verdunkelung getroffen. Die roten Gasbehälter wurden schwarz angestrichen. In allen Werkstätten und Fabriken tauchten Garderobehaken für Gasmasken auf. In einem obligatorischen Kursus an allen Hochschulen und höheren Ausbildungsanstalten wurden Maschinengewehrübungen betrieben.

Je mehr sich der Krieg über Westeuropa ausbreitete, desto mehr mußten die Arbeiter in Magnitogorsk und in anderen Gebieten der Sowjetunion produzieren, während sie gleichzeitig immer weniger zu konsumieren hatten. Das war notwendig, um den Krieg vorzubereiten und den Feind besiegen zu können. Wer der Feind sein würde, wußte niemand. Aber die Produktion stieg.

2

Vom Jahre 1942 an wurde der Uraldistrikt der Kernpunkt des Sowjetwiderstandes. Seine Gruben, Fa-

briken und Werkstätten, seine Felder und Wälder versorgten die Rote Armee mit den riesigen Mengen Kriegsmaterial aller Art, den Reserveteilen, dem Ersatzmaterial und so weiter, die notwendig sind, um Stalins mechanisierte Truppen ins Feld zu führen.

Das Industriegebiet im Ural umfaßt eine Fläche von ungefähr eintausendzweihundert Quadratkilometern mitten im größten Lande der Welt. Die Natur hat diesem Gebiet reichlichen Zugang zu Eisen, Kohle, Kupfer, Aluminium, Blei, Asbest, Manganerz, Pottasche, Gold, Silber, Platin, Zink und Petroleum neben üppigen Wäldern und Zehntausenden Hektar ackerbaufähiger Erde gegeben. Bis zum Jahre 1930 blieben diese Reichtümer praktisch genommen unausgenutzt. In dem folgenden Jahrzehnt wurden in diesem Gebiet ungefähr zweihundert Industrieanlagen gebaut und auch in Betrieb genommen. Diese Herkulesarbeit konnte durchgeführt werden dank Josef Stalins politischem Scharfsinn und seiner rücksichtslosen Beharrlichkeit, mit denen er trotz phantastischer Kosten und Schwierigkeiten das Neuaufbauprogramm zu verwirklichen vermochte.

In den zwanziger Jahren hatte es unter den politisch führenden Personen in Moskau viele Diskussionen gegeben: sollte man sich auf die Leicht- oder Schwerindustrie konzentrieren? Sollten neue Fabriken in dem alten Industriegebiet der Ukraine und bei Leningrad oder im Ural und in Sibirien angelegt werden? Stalins Ansicht in dieser Beziehung war eindeutig und wohlerwogen.

«Rußland muß innerhalb von zehn Jahren den fortgeschrittensten kapitalistischen Ländern in bezug auf seine industrielle und militärische Kapazität zuvorkommen, sonst werden diese Staaten uns vernichten», sagte

Stalin im Februar 1931. Er versicherte weiter, daß die neuen Industrien im Uralgebiet und in Sibirien, Tausende von Kilometern von den nächsten Grenzen und außerhalb des Bereichs der feindlichen Flieger aufgebaut würden. Es müßten ganz neue Industrien geschaffen werden. Rußland war bis dahin in bezug auf Gummi, Chemikalien, Maschinen, Werkzeug, Traktoren und viele andere Waren vom Ausland abhängig. Alle diese Dinge könnten und müßten in der Sowjetunion produziert werden, damit das Land technisch und militärisch gesichert sei.

Bucharin und andere ältere Bolschewiki waren anderer Ansicht. Sie meinten, daß mehr Gewicht auf die Leichtindustrie gelegt werden müsse. Die Menschen in der Sowjetunion müßten vor allem Konsumwaren haben, bevor die totale Industrialisierung einsetzen könne. Aber einer nach dem anderen von denen, die abweichende Meinungen hatten, wurde zum Schweigen gebracht. Stalin siegte. Rußland nahm das größte Industrialisierungsprogramm auf, das die Welt bis dahin gesehen hatte.

Im Jahre 1932 entfielen sechsundfünfzig Prozent des russischen Volkseinkommens auf Kapitalinvestitionen. Das war eine ganz außerordentliche Leistung. Als man in den Vereinigten Staaten 1860 bis 1870 Eisenbahnen und Hochöfen baute, betrugen die größten Kapitalinvestierungen eines Jahres ungefähr zwölf Prozent des Volkseinkommens. Im übrigen wurde die amerikanische Industrialisierung zum großen Teil mit europäischem Kapital vorgenommen, während die menschliche Arbeitskraft aus China, Irland, Polen und anderen europäischen Ländern zuströmte. Die Industrialisierung der Sowjet-

union erfolgte so gut wie vollständig ohne Hilfe ausländischen Kapitals. Wenn auch einige tausend ausländischer Techniker da waren, so ruhte doch die Hauptverantwortung für die glückliche Vollendung des Aufbaues auf den Schultern der Sowjetbevölkerung. Rußland wurde industralisiert mit dem Schweiß und Blut der einhundertsechzig Millionen Einwohner dieses großen Landes.

In Magnitogorsk spiegelte sich die ganze Entwicklung in verkleinerter Skala wider. Stahl und Maschinen wurden zur Stadt gebracht, aber Lebensmittel, Kleider und andere notwendige Waren wurden vergessen, oder ihr Herankommen verzögerte sich. Während des ersten Jahres meiner Anwesenheit dort sprach man von Butter überhaupt nicht. Brot gab es wenig, nach einem genau auskalkulierten Rationierungssystem. Fleisch gab es an einzelnen Tagen. Tausende von ausgemergelten Arbeitern gruben, hämmerten und taten ihr Bestes, obgleich sie nur trockenes, schwarzes Brot und zuweilen etwas Weißkohl und Kartoffeln zu essen bekamen. Im Sommer starben viele an Malariafieber, im Winter an Typhus. Aber die Bauarbeiten schritten voran. 1932 wurde das erste Eisen in Magnitogorsk produziert, Schritt für Schritt wurden die Verhältnisse besser. Russische Arbeiter lernten ihr Fach und wurden immer mehr qualifiziert.

Heute, seitdem kaum mehr als ein Jahrzehnt verflossen ist, gilt Magnitogorsk als eine der größten Industrieanlagen der Welt. Täglich werden 5000 Tonnen Eisen, zwischen 6000 und 7000 Tonnen Stahl und über 10000 Tonnen Eisenerz hergestellt, neben unerhörten Mengen chemischer Nebenprodukte, Baueisen, Armierungseisen, Eisenbahnschienen, Panzerplatten und an-

derem mehr. Mindestens eine, vorher bei Leningrad gelegene Waffenfabrik ist inzwischen mit ihrem vollen Maschinenpark und allem Personal nach Magnitogorsk verlegt und die Arbeit bereits unter Ausnutzung des Magnitogorsker Stahls in Angriff genommen worden.

Viele der Anlagen in Stalins Uralfestung habe ich nie gesehen, aber von einigen habe ich sprechen gehört. Im nördlichsten Teil des Uraldistrikts liegt Usolje, eine alte Salzgrube. Heute braucht man ihre Produkte zur Herstellung verschiedener chemischer Erzeugnisse. Nicht weit davon liegt Beresniki mit berühmten chemischen Fabriken, in denen Kunstdünger und Sprengstoffe hergestellt werden.

Gleich nördlich von Beresniki findet man die reichen Kaligruben von Solikamsk. Das Vorkommen wird mit ungefähr achtzehn Milliarden Tonnen angegeben. Allein im Jahre 1940 wurden mehr als zwei Millionen Tonnen erzeugt. Eine Fabrik in der Nähe der Stadt produziert metallisches Magnesium, das bekanntlich für Brandbomben und Granaten gebraucht wird.

Eine doppelspurige Eisenbahnlinie verbindet diese nördlichen chemischen Zentralpunkte mit Kisel, einem Kohlengrubengebiet, das 1936 3,6 Millionen Tonnen Kohle lieferte. Die Kohle ist von keiner besonders guten Qualität und kann nur teilweise zur Koksproduktion verwendet werden. Aber sie ist von größtem Wert für die elektrische Stromerzeugung. Eine Kraftstation in diesem Gebiet mit einer Lieferung von etwa hunderttausend Kilowatt versorgt die elektrische Eisenbahn Kisel–Swerdlowsk mit Strom.

Südlich von Kisel liegt bei Tschusowaja eine bedeutende Eisenlegierungsfabrik. Hier wird das Eisen mit

Holzkohle geschmolzen, damit hochwertiger Stahl für Lager und andere, kräftigem Druck ausgesetzte Maschinenteile gewonnen werden kann. Kaum mehr als fünfzehn Meilen westlich von Tschusowaja liegt Perm mit großen Flugzeugmotorenwerkstätten. Diese wichtigen Anlagen wurden Anfang der dreißiger Jahre gebaut und sollen die größten Flugzeugmotorenfabriken in der ganzen Sowjetunion sein. Jahrelang stand das ganze Gebiet von Perm unter strenger Bewachung. Ausländer durften nicht hierher kommen, und die dortigen Arbeiter wurden davon abgehalten, nach anderen Gegenden zu reisen, damit sie nicht ausländischen Beobachtern Geheimnisse über die Größe und den Charakter der Werkstätten verraten konnten. Die Sowjetunion wahrt ihre militärischen Geheimnisse sehr sorgsam.

Eine Zweigbahn östlich von Tschusowaja führt nach der Stadt Krasnouralsk, wo vor allem Kupfer bearbeitet wird. Ein neues Kupferschmelzwerk ist hier in Tätigkeit und produziert große Mengen reinen Kupfers, von welchem ein Teil – Ironie des Schicksals – im Zuge der wirtschaftlichen Zusammenarbeit während der zwei Vertragsjahre nach Deutschland exportiert wurde. Krasnouralsk besitzt auch eine große Schwefelsäurefabrik.

Etwa fünfzehn Meilen weiter südlich liegen die großen Eisenbahnwerkstätten von Nischni Tagil. Hier befinden sich auch zwei große Hochöfen und eine Martinofenabteilung von entsprechender Größe, um all den Stahl herzustellen, der für den Bau von etwa 500000 Güterwagen pro Jahr gebraucht wird. In diesem Unternehmen sind rund 40000 Arbeiter beschäftigt.

Im Ural finden sich auch große Mengen nichteisenhaltiger Erze. Tscheljabinsk ist der Mittelpunkt nicht nur

für Traktoren- und Tankproduktion, sondern auch für Zink. Auch etwas Nickel wird dort ebenso wie in Ufalei produziert. Hier wird Bauxit gebrochen und in einer modernen Fabrik in Kaminsk Aluminium daraus hergestellt, während große Mengen Kupfer bei Kyschtym gewonnen werden. Nur einige Kilometer von Magnitogorsk entfernt wurde vor längerer Zeit ein großes Manganvorkommen entdeckt; 1934 begann man es in großem Maße abzubauen. Heute wird das Mangan an allen Hochöfen der Sowjetunion verwandt und ein Teil sogar exportiert. In Bljava werden Kupfer und Schwefel gewonnen.

Eines der größten Asbestlager der Welt liegt bei Alpajewsk, wo er gebrochen und zur weiteren Verarbeitung nach der Stadt Asbest verfrachtet wird.

Wenn sich auch das größte einzelne Rohölvorkommen der Welt bei Ischembajewo befindet, so ist der Uraldistrikt doch noch nicht ganz unabhängig von den kaukasischen Ölquellen. Eine Ölleitung geht von den Ischembajewofeldern nach Ufa, wo große Raffinerien tätig sind. 1939 wurden hier annähernd drei Millionen Tonnen Rohöl gewonnen. Dieses Öl ist jedoch sehr schwefelhaltig – zuweilen bis zu drei Prozent – und erschwert daher die Raffinierung. 1940 wurde in Ufa eine Anlage für Flugzeugbenzin für die Rote Armee fertiggestellt. Die Kapazität wurde auf eine halbe Million Tonnen pro Jahr geschätzt, und amerikanische Ingenieure, die dort gearbeitet hatten und mit denen ich darüber sprach, erzählten mir, daß diese Quantität vermutlich bereits im ersten Jahr erreicht würde. Eine andere Flugzeugbenzinfabrik nahm ihre Tätigkeit in der Nähe von Saratow an der Wolga Anfang 1941 auf; ihre Kapazität ist allerdings nicht bekannt.

Außer Ölanlagen hat Ufa auch eine der größten Verbrennungsmotorfabriken der Sowjetunion. Verschiedene Male, als ich mit dem Zug an der Stadt vorbeifuhr, sah ich die Fabrikanlagen sich kilometerlang an der Eisenbahnstrecke hinziehen. Der Maschinenpark ist ganz neu, und es wird behauptet, daß hier auch Flugzeug- und Tankmotoren hergestellt werden.

Im ganzen Uralindustriegebiet befindet sich ein stark verzweigtes Kraftleitungsnetz mit dazugehörigen Kraftwerken. Das Kraftwerk von Magnitogorsh hat eine effektive Leistung von hunderttausend Kilowatt, genau so wie das Kraftwerk in Swerdlowsk, während die Anlagen in Nischni Tagil ungefähr die Hälfte liefern. Ein weiteres Kraftwerk befindet sich in Tscheljabinsk, andere liegen in Beresniki, Perm und Zlatoust. Die Kraftwerke im Ural produzierten im Jahre 1934 zwei Milliarden Kilowattstunden; bis 1940 konnte die Produktion schätzungsweise verdoppelt werden. Alle diese Kraftwerke sind durch ein umfassendes Netz miteinander verbunden; wenn eines aus irgendeinem Grunde stockt, können die Fabriken der Nachbarschaft ihren Strom sofort von einem anderen Uralkraftwerk erhalten.

Das Eisenbahnsystem im Ural ist gut. Nachdem kürzlich die Strecke Ufa–Magnitogorsk sowie die Akmolinskstrecke mitsamt der kurzen, aber sehr wichtigen Linie Tscheljabinsk–Kaminsk fertiggestellt wurden, konnte ein bedeutender Teil des Verkehrs von den alten Strecken auf diese neuen überführt werden. Damit ist die Geschwindigkeit des Gütertransportes in diesem Gebiet bedeutend höher als sonst im Durchschnitt in der Sowjetunion. Eines der schwierigsten Probleme, das die Bolschewiki im Uralgebiet zu lösen hatten, war die Kohlen-

versorgung. Ursprünglich wurde der größte Teil der für Verkoksung vorgesehenen Kohle vom Kusbaß in Sibirien, das etwa dreitausend Kilometer vom Ural entfernt liegt, bezogen. Die Kohlenvorkommen im Gebiet des Kusbaß werden auf vierhundertfünfzig Milliarden Tonnen hoher Qualität geschätzt, das heißt fünfmal so viel wie im Donbaß in der Ukraine. 1938 betrug die Produktion im Kusbaßdistrikt sechzehn Millionen Tonnen, 1940 hatte sie nach offiziellen Angaben vierundzwanzig Millionen Tonnen überschritten. Die Schwierigkeit lag vor allem beim Transport. Viele Jahre hindurch war die Regierung gezwungen, die Hälfte der Frachtkosten für den Kohlentransport nach dem Magnitogorsker Kokswerk zu bezahlen, damit das Werk mit den sibirischen oder ukrainischen Werken konkurrieren konnte. Diese erhielten ihre Kohle aus näher gelegenen Gebieten. Dann wurde das Problem durch die Inangriffnahme des Kohlenfeldes von Karaganda gelöst. Als ich Magnitogorsk im Jahre 1938 verließ, kamen fünfundachtzig Prozent der dort verwandten Kohle von Karaganda, das nur neunhundert Kilometer südlich liegt. Etwa acht Prozent kamen vom Kusbaß und der Rest von den Uralgruben. Die Karagandagruben produzieren jetzt mehr als sechs Millionen Tonnen Kohle pro Jahr und sind dadurch imstande, den größten Teil der Kohle für die Verkoksung im Uralgebiet zu liefern.

Schon die Industrieanlagen, die in den dreißiger Jahren im Ural geschaffen wurden, waren recht ansehnlich. Aber in den allerletzten Jahren wurden sie noch stark ausgebaut. Über die Zahl der Fabriken und sonstigen Anlagen, die von den westlichen Teilen des Landes nach dem Uralgebiet und Sibirien verlegt wurden, sind

keine Statistiken erhältlich. Man weiß jedoch, daß bedeutende Werkstätten für die Herstellung elektrischen Materials schon vor Kriegsausbruch von Weißrußland und dem Gebiet um Leningrad nach dem Ural und dem westlichen Sibirien übergeführt worden sind. Eine solche Fabrik soll auch nach Swerdlowsk verlegt worden sein und schon im März 1941 die normale Produktion erreicht haben. Außer den größten Schmelzwerken, Stahlfabriken und chemischen Anlagen kann alles ziemlich schnell und ohne größeren Schaden mit der Eisenbahn nach anderen Gegenden übergeführt werden.

Wie ich bereits sagte, wird im Uralgebiet alles wesentliche Material, das für die Herstellung von Tanks, schweren Lastautos, Artillerie, Flugzeugen und anderen militärischen Gegenständen in Frage kommt, produziert. An zwei Sachen fehlte es jedoch noch beträchtlich: an Maschinen und Arbeitern. Beides ist in neuester Zeit in großem Umfange dorthin geschickt worden. Ich habe mehrere der großen Flugzeugfabriken in der Nähe von Moskau besichtigt. Die neue Tsagi-Anlage in der Nähe von Otdych an der Eisenbahnstrecke nach Kasan ist eine kolossale Angelegenheit; sie erstreckt sich kilometerlang an der Eisenbahn hin. Man legte sie auch deshalb nicht weit von Moskau an, weil viele der hochqualifizierten Ingenieure, Techniker und Arbeiter dort wohnen und sehr ungern woanders leben wollen. Die Lebensverhältnisse in Moskau sind wesentlich besser als in den entlegenen Gebieten, wie zum Beispiel im Ural und in Sibirien, und die Arbeiter wollten bleiben, wo sie waren. Die Flugzeugfabriken in Moskau arbeiten hauptsächlich mit Rohmaterial aus dem Donbaß und dem Ural. Während des Krieges sind sie mit ihren Arbeitern

und dem technischen Personal den Rohstoffquellen näher gerückt worden. Im Sommer 1940 wurden neue Gesetze erlassen, die es der Regierung ermöglichten, die Arbeiter dorthin zu schicken, wo sie gebraucht werden, und sie da zu lassen, so lange es notwendig ist. Als Moskau in die Kriegszone rückte, war es auch nicht schwer, die Leute von dort wegzubekommen. Die russischen Eisenbahnstrecken in ostwestlicher Richtung sind überfüllt von Zügen, die Vorräte und Reserven an die Front fahren. Die Güterzüge sind mit Maschinen und Arbeitern nach dem Osten überladen. Obwohl ich keine Zahlen habe, bin ich überzeugt, daß große Teile des industriellen Maschinenparks, der früher in den zeitweise von den Deutschen besetzten Gebieten vorhanden war, nicht in deren Hände fielen, sondern eintausendfünfhundert bis zweitausend Kilometer östlich der Frontlinie vom Frühjahr 1943, das heißt in Stalins Uralfestung, voll in Tätigkeit sind.

Selbst wenn Moskau verlorengegangen, wären die Russen fähig gewesen, Monate, ja Jahre weiter zu kämpfen, wobei sie sich auf die Basen im Ural gestützt hätten. Hier liegt ein Hauptgrund dafür, daß die Sowjetunion trotz Hitlers heftigem und im Anfang zweifellos erfolgreichem Überfall keine entscheidende Niederlage erlitt.

Der andere wesentliche Grund ist die Haltung des russischen Volkes.

3

Im Jahre 1940 traf ich Sjemitschkin in Moskau und sprach einige Minuten mit ihm. Er hatte Ferien – die ersten seit drei Jahren – und war unterwegs nach der Ukraine.

Er berichtete, daß in den Fabriken von Magnitogorsk alles sehr gut stehe, aber daß auf der anderen Seite die Wohnungen der Bevölkerung viel zu wünschen übrig ließen. Die Arbeitszeit betrug jetzt acht statt sieben Stunden am Tag, außerdem mußte viel Überstundenarbeit geleistet werden. Die Läden waren leer.

Ich sprach zu ihm über den russisch-deutschen Pakt – Sjemitschkin zuckte nur mit den Achseln. «Stalin ging darauf ein – er weiß, was er tut.» Das sagte er keineswegs nur wegen der Wirkung, es war seine Überzeugung. Er war Sowjetingenieur und ist mit den Jahren ein tüchtiger Techniker und Administrator geworden. Zuweilen konnten ihm wohl Irrtümer unterlaufen, aber im ganzen verstand er es nun gut, ein großes Koks- und chemisches Werk zu leiten. Stalin hatte sich auch heraufgearbeitet, bis an die Spitze der verwickelten russischen Staatsmaschinerie. Er hatte das russische Staatsschiff geschickt über das europäische, in den letzten Jahren so bewegte Meer gesteuert. Auch er beging möglicherweise Irrtümer, aber im ganzen war er in der Kunst, das gewaltige Reich zu lenken, wohl bewandert.

Dies bestimmte die Haltung des gesamten Sowjetvolkes.

Im Jahre 1940 wohnte ich einer Arbeiterversammlung in einer großen Moskauer Fabrik bei. Ich sah Arbeiter das Podium besteigen, die Leitung des Unternehmens kritisieren, Vorschläge machen, wie die Produktion verbessert und die Kosten vermindert werden könnten. Sie benutzten ihr Recht zur Meinungsäußerung, das sie als Sowjetbürger hatten. Dabei kam auch der neue russisch-deutsche Pakt zur Sprache. Die Arbeiter nahmen einstimmig eine vorher vorbereitete Resolution an,

in der sie die Außenpolitik der Sowjets guthießen. Eine Diskussion hierüber fand nicht statt. Die Sowjetarbeiter hatten gelernt, das Ihre zu tun, aber sich nicht in Angelegenheiten zu mischen, die nicht ihre Sache waren.

Viele Sowjetarbeiter waren sehr tüchtige Techniker geworden. Sie stellten Flugzeuge her, die gut flogen, und die Piloten führten sie sehr geschickt. Ich weiß das, weil ich bei mehreren Gelegenheiten mitflog. Die russischen Eisenbahnen transportierten mehr Güter und mehr Passagiere pro Eisenbahnkilometer und Wagen als irgendein anderes Eisenbahnsystem der Welt.

Die Reinigung hatte viele Arbeiter und Techniker weggespült, aber Rußland ist groß. Der größere Teil der Bevölkerung war noch da und arbeitete und produzierte wie vorher. Sie waren vielleicht etwas unruhig, aber sie fuhren auf jeden Fall fort, Tanks zu produzieren, die Prawda zu lesen und in ihrer Freizeit an den Luftschutzübungen teilzunehmen.

Das Leben war in den Jahren 1940 und 1941 hart für das russische Volk und wurde nach dem deutschen Überfall natürlich noch härter, aber die Volksmassen waren nicht verwöhnt. In den Zeitungen lasen sie jeden Tag, daß sie die glücklichsten Menschen der Erde seien, und sie glaubten es auch. Sie hatten Arbeit und Brot.

Millionen Menschen vom Typ Sjemitschkins und Koljas hatten sich während eines Jahrzehnts auf den Krieg vorbereitet – industriell, persönlich und ideologisch.

Das ist die Antwort auf die Frage, die so viele Menschen in der ganzen Welt seit dem 21. Juni 1941 stellten: «Wie ist es möglich, daß die Russen sich so gut halten? Wie kommt es, daß Rußland durchhält?»

Rußland hat immer riesige Menschenmassen und Naturreichtümer gehabt. In den letzten zehn Jahren hat das russische Volk Blut, Schweiß und Tränen vergossen, um etwas ganz Neues, ein modernes großes Industriegebiet außerhalb der Reichweite eines Angreifers – Stalins Uralfestung – und eine moderne, mechanisierte Armee zu errichten. Während dieser Prozeß vor sich ging, wurden Millionen Russen, Ukrainer, Tataren und Juden geschickte Techniker und tüchtige Soldaten.

In einem schmerzhaften, teuren Prozeß lernten die Menschen wirksam zu arbeiten, Befehlen zu gehorchen, ihre eigenen Angelegenheiten zu besorgen und, wenn es notwendig war, ohne Klagen zu schweigen und zu leiden.

Das ist es, was notwendig ist, wenn man in einem modernen Krieg siegen will.

INHALT







BÜCHER ZUR WELTPOLITIK

Die ungeheuren Umwälzungen, die das politische Bild unserer Erde von Grund auf verändert haben und weiter verändern werden, verlangen von jedem politisch Interessierten, daß er sich aufs neue in der Welt umsehe und orientiere. Ihm soll diese neue Schriftenreihe dienen, ihm soll sie sachliche, authentische, unterrichtende Aufklärung geben über die aktuellen weltpolitischen Fragen, sie soll die durch Propaganda und Gegenpropaganda verzerrten Tatsachenverhalte objektiv und anschaulich darstellen und die Bildung eines klaren Urteils über das, was geschah und geschieht, und vielleicht auch über das, was kommen wird, ermöglichen.

Die Beleuchtung der einzelnen Gebiete ist ausschließlich in die Hand von Autoren gelegt, die aus eigenstem Erleben, aus persönlicher Erfahrung und erprobtem Urteil an ihren Stoff herangetreten sind. Damit bieten die „B. z. W." unseren Zeitgenossen und der kommenden Generation ein Informationsmaterial verläßlichster Art.

Jeder Band brosch. Fr. 9.—, Ganzleinen Fr. 12.—

Verlangen Sie Sonderprospekt!

Bereits erschienen:

Wendell Willkie
UNTEILBARE WELT

Demnächst erscheint:

Alva und Gunnar Myrdal
KONTAKT MIT AMERIKA

Kurt Stechert
WIE WAR DAS MÖGLICH?
Der Ursprung des Dritten Reiches in historischer und soziologischer Beleuchtung

Fritz Rück
1919—1939
Friede ohne Sicherheit

Knut Hagberg
WINSTON CHURCHILL

BERMANN-FISCHER VERLAG / STOCKHOLM

Die Bücher aus dem Bermann-Fischer Verlag sind in allen Buchhandlungen erhältlich. — Richten Sie bitte Ihre Bücherbestellung an Ihre Buchhandlung.

An den

BERMANN-FISCHER VERLAG

Stureplan 19

STOCKHOLM

Wenn Sie dieses Buch*) gelesen haben

werden Sie auch gern andere Werke aus unserem Verlag lesen und besitzen wollen. Verwenden Sie diese Karte, um uns Ihre Adresse und die Ihrer Freunde mitzuteilen. Wir werden Ihnen dann bereitwilligst die Prospekte über unsere Neuerscheinungen zusenden.

....

....

....

....

....

....

....

....

*) Titel des Buches ....

August 1944